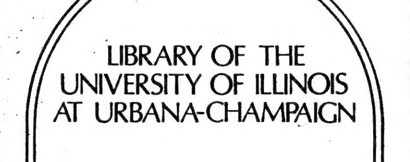
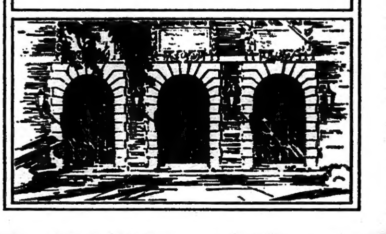
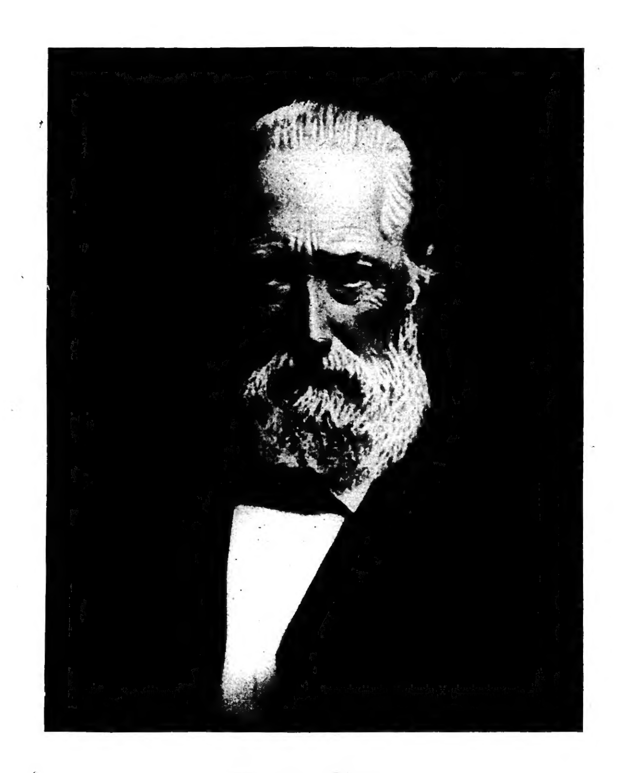




Storms Werke



Theodor Storm.

Nach einer Photographie von G. Constabel in Hanerau.

Meyers Klassiker-Ausgaben

Storms Werke

Herausgegeben von

Theodor Hertel

Kritisch durchgesehene und
erläuterte Ausgabe

Erster Band



Bibliographisches Institut · Leipzig und Wien

Vorwort.

Die vorliegende Ausgabe bringt das Gesamtwerk des großen norddeutschen Liederdichters und Erzählers in zeitlicher Folge. Leider konnte diese Anordnung nicht ganz streng durchgeführt werden, da der Verlag aus begreiflichen Gründen eine Zweiteilung wünschte. So bringen die ersten vier Bände als sogenannte „Kleine Ausgabe" sämtliche Gedichte und eine Auswahl der Erzählungen, während die übrigen Prosaschöpfungen der um zwei Bände stärkeren „Großen Ausgabe" zugewiesen werden mußten. Es ist sicher, daß mancher mit dem Herausgeber wegen der getroffenen Auswahl rechten wird; ihm selbst ist das Ausscheiden nicht leicht geworden. Denn Storms Erzählungen stehen alle auf einer so achtbaren Höhe, daß eine Teilung auf jeden Fall diesem oder jenem Werke unrecht tun muß. Maßgebend war für die Auswahl meistenteils der künstlerische Wert des betreffenden Stückes; es wurde aber auch darauf gesehen, daß der Wirklichkeitsdichter Storm nicht hinter dem Romantiker zurückstehe, und in einigen Fällen, wie bei den „Geschichten aus der Tonne", zwang der Wunsch, Zusammengehörendes nicht auseinanderzureißen, zur Zurückstellung dieser und jener Erzählung.

Wie alle Ausgaben der Meyerschen Klassikersammlung will auch diese zugleich dem Fachmann wie dem Laien dienen. Darum wurde auf Allgemeinverständlichkeit wie auf wissenschaftliche Treue gleiches Gewicht gelegt. In der Lebensbeschreibung hoffe ich neben Bekanntem auch manches Neue bringen zu können, das die in den letzten Jahren so zahlreich erschienenen Briefsammlungen erschlossen haben, und in den Einleitungen habe ich, soweit es der Platz erlaubte, versucht, Storms Werke im einzelnen einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Der Text des

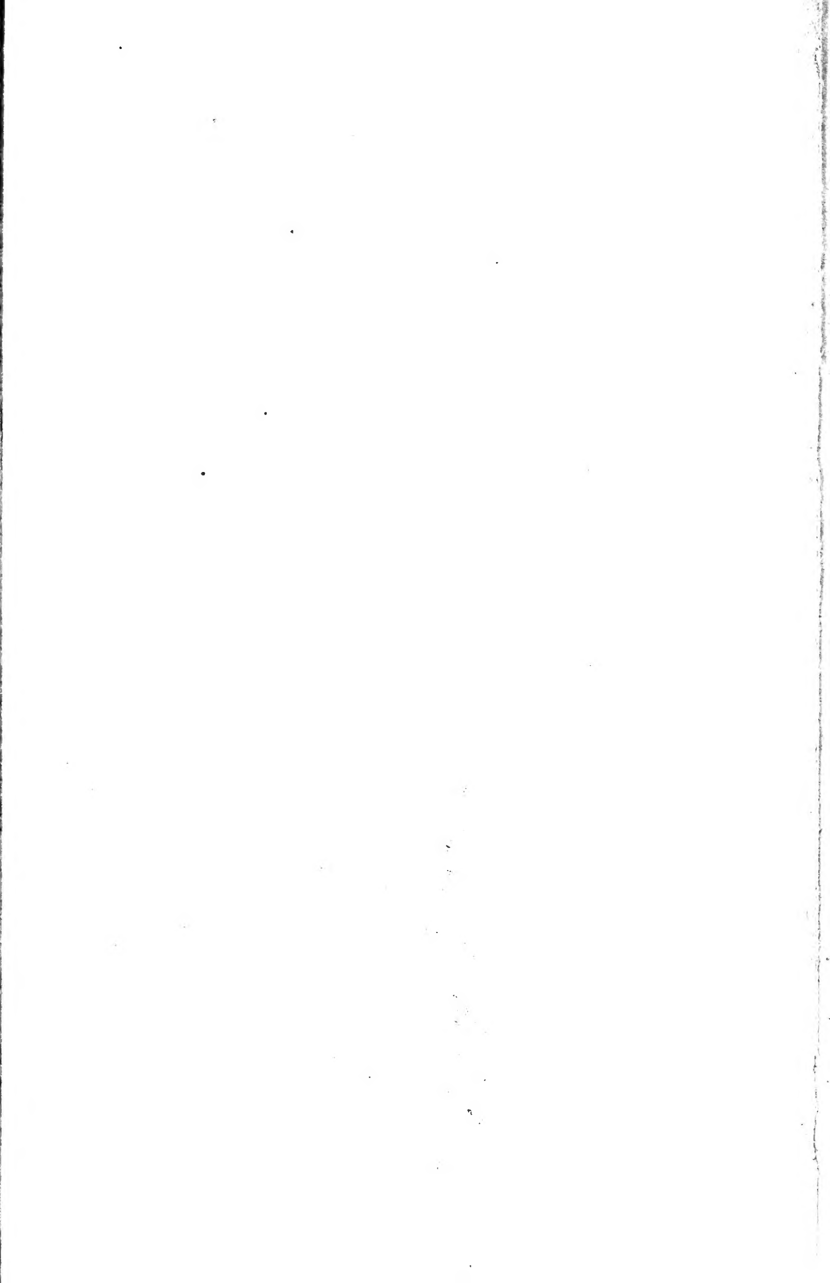
Dichters ist genau geprüft worden; leider konnten nur wenige Handschriften eingesehen werden, zum Teil wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit, zum Teil weil sie nicht mehr vorhanden oder in alle Winde zerstreut sind.

Von vielen Seiten ist mir bei der Herstellung dieser Ausgabe Unterstützung zuteil geworden. Mein Dank gilt in erster Reihe meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Ernst Elster, der mir mit Rat und Tat stets bereitwilligst half und wertvollste Winke gab. Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Dr. J. Georg Plotke war es mir vergönnt, den Briefwechsel zwischen Heyse und Storm in Abschriften benutzen zu können. Liebenswürdige Auskünfte danke ich Fräulein Gertrud Storm in Varel. Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Max Friedländer lieh mir für die Auswahl der angeführten Vertonungen Stormscher Lieder gütigst seinen Rat. Durch die Bemühungen des Herrn Verlagsbuchhändlers Georg Kreyenberg wurde mir die Einsicht in manche seltene Ausgabe ermöglicht, und die Leitung des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar gestattete mir freundlichst die Benutzung einiger Handschriften. Herrn Kasimir Storm in Heiligenstadt und den Herren und Damen, die mir in Husum und Hademarschen freundlich entgegenkamen, spreche ich meinen Dank aus, ebenso den verschiedenen Büchereien, vor allem der Königlichen und der Universitätsbibliothek in Berlin. Zuletzt habe ich noch meinem Oheim, Herrn Wilhelm von Voigt in Weimar, und ganz besonders meiner Mutter und Schwester zu danken, die mir bei der Durchsicht der Ausgabe in liebevollster Weise behilflich waren.

Die Vorlage für die Handschriftenprobe befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar; das Bild des Dichters ist nach einer Aufnahme des Herrn Photographen Constable in Hademarschen angefertigt worden.

Berlin, Dezember 1918.

Theodor Hertel.



Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue.
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüthe edelsten Gemüthes ~~[illegible]~~
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

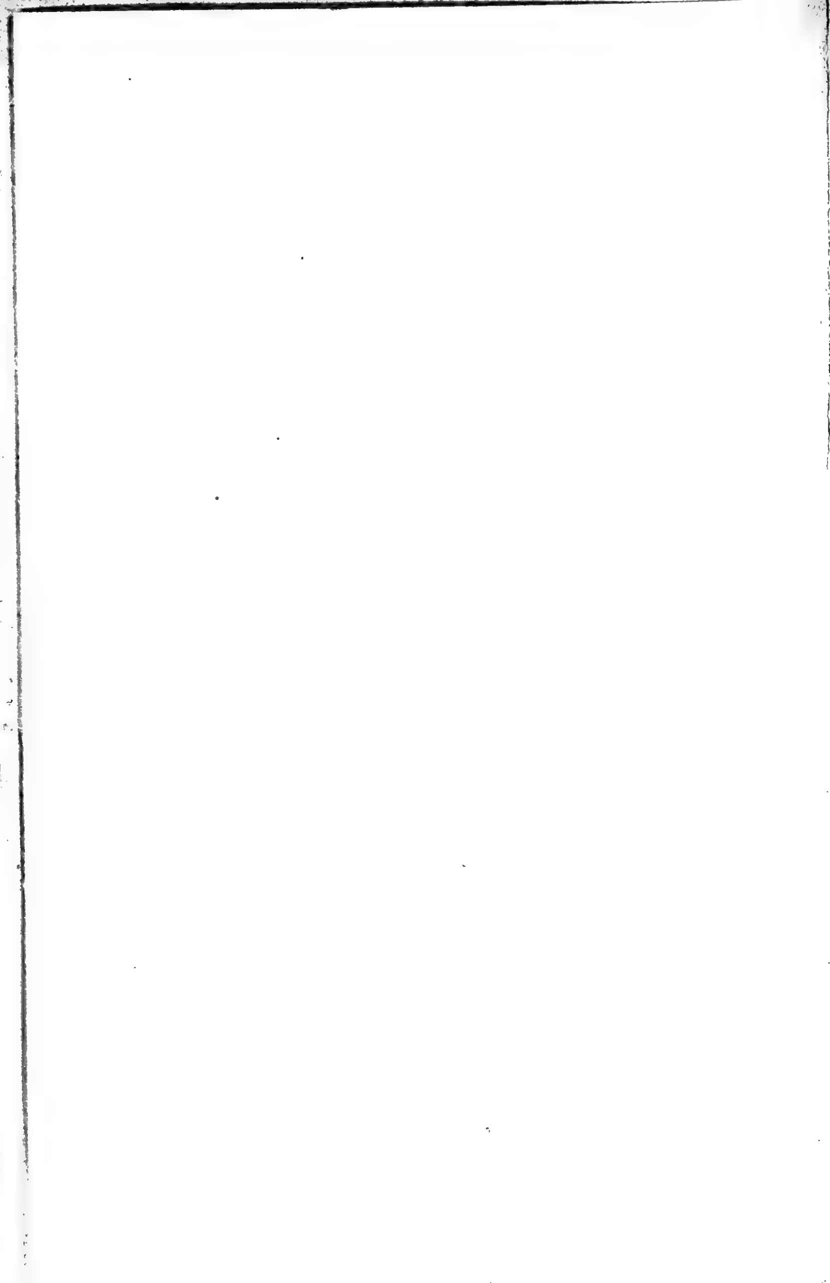
Wackrer heimathlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu werth, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Carrière-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest, du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Nach der Urschrift im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.



Storms Leben und Werke.

1. Der Werdende (1817—53).

Jugendzeit in Husum.

Die Nordwestecke unseres deutschen Vaterlandes, Schleswig-Holstein, hat im Laufe der Jahrhunderte Deutschland keine besonders große Zahl bedeutender Dichter geschenkt. Doch im vergangenen Jahrhundert ist dort ein Dreigestirn aufgegangen, das an Art von Grund auf verschieden, aber von derselben Leuchtkraft war. Friedrich Hebbel, Klaus Groth und Theodor Storm nennen Schleswig-Holstein ihre Heimat. Wie sie selbst, so zeigen auch ihre Stammesverwandten, obwohl sie nur wenige Meilen voneinander wohnen, in Gemütsart und Veranlagung sehr bemerkenswerte Unterschiede. Groth und Hebbel haben die Knorrigkeit und das Überwiegen der Vernunft wie ihre dithmarsischen Landsleute; Storm hat neben dem stolzen Unabhängigkeitsdrang auch die Weichheit des Friesen.

Verschlossen und rauh nach außen gibt sich der Nordfriese doch gern einer gewissen Empfindsamkeit hin, und es ist nicht schwer, auf seine Tränendrüsen zu wirken. Die unendliche Weite seines ebenen Landes, dessen niedrige, grüne Marschwiesen nur durch die Deiche vor dem Andrängen des Meeres geschützt werden, auf dessen sandigen Geesthöhen sich die braune Heide ausbreitet, über dessen Mooren die dichten Nebel brauen, wird dem Friesen diese Schwere seiner Veranlagung gegeben haben, zu der sich auch noch ein gut Teil Aberglaube und Lust an Sagenbildung gesellt. Die Natur dieses Landes bringt es mit sich, daß der größte Teil der Bevölkerung aus Bauern, Fischern und Seefahrern besteht. Große Städte gibt es nicht, und nur an einigen bedeutenderen Punkten drängt sich der Handel besonders mit dem Haupterzeugnis des Landes, dem Vieh, zusammen. Von diesen kleinen

Städten in der Nähe des Meeres gleicht eine der andern; man kann die ganze Westküste von Hamburg herauf durch Dithmarschen, Nordfriesland bis ins Dänische wandern und findet immer wieder dieselben einstöckigen Häuser mit den Linden davor, die großen Marktplätze und einige Stücke der Erinnerung an eine rauhe 5 Vergangenheit.

In einer dieser Städte, in Husum, ist Theodor Storm geboren. Er ist seiner Abstammung nach kein reiner Nordfriese, ja gerade seines Vaters Wiege hat etwas weiter südöstlich im Holsteinischen gestanden, in dem kleinen, in Busch und Baum begrabenen Dorfe 10 Westermühlen. Dort haben die Storms seit Jahrhunderten als Erbpachtmüller gewohnt und sich von Geschlecht zu Geschlecht auf den umliegenden Dörfern ausgebreitet. Die Reihe der männlichen Vorfahren des Dichters läßt sich bis ins 17. Jahrhundert hinein verfolgen und weist nie über Niedersachsen hinaus. 15

Der 1790 geborene Vater des Dichters, dessen Eltern im zweiten Lebensjahre des Enkels starben, ergriff als erster einen gelehrten Beruf und kam nach den Hochschuljahren in Heidelberg und Kiel 1814 zuerst als Gerichtssekretär und dann als Rechtsanwalt nach Husum. Am 29. Mai 1816 vermählte er sich. Er 20 war ein tüchtiger, in Husum hochgeachteter Mann, der als Anwalt seine Sache verstand, durch unbestechliche Redlichkeit und Hilfsbereitschaft Liebe in allen Schichten der Bevölkerung erwarb und als Mitglied der schleswigschen Ständeversammlung tatkräftig für das Deutschtum eintrat. Körperlich war er nur klein 25 und schwach, aber bis ins hohe Alter hinein, noch als Achtzigjähriger, hat er die Last seiner Geschäfte getragen und seinen Söhnen oft mit Geldunterstützungen unter die Arme gegriffen. Nach außen zeigte er eine Schroffheit, die seiner Frau und seinen Kindern viel zu schaffen machte; die dichterischen und musikalischen 30 Bestrebungen seines Sohnes Theodor hielt er für „dumm Tüg", und sein Sinn für schöne Umwelt erstreckte sich nur auf seinen Garten und die Stare, deren Treiben er gern verfolgte. Schwarzseher in seiner Weltanschauung, hatte er ein weiches Herz, dessen Regungen oft in rührenden Zügen zutage traten. Er wußte auch 35 von seinen Jugenderinnerungen prächtig zu erzählen. Als er 1874 starb, wurde er unter allgemeiner Anteilnahme begraben.

Seine Gattin Luzie war eine geborene Woldsen. Der Stamm-

vater der Woldsens war 1634, durch die große Sturmflut vertrieben, von einer der Halligen nach Husum gekommen und hatte dort bald festen Fuß gefaßt. Einer seiner Nachfahren, Friedrich Woldsen, war der letzte große Kaufherr Husums, der seine Schiffe in See hatte und jedes Jahr für die Armen einen Mastochsen schlachten ließ, ein tatkräftiger, harter Mann. Dessen Sohn Simon wurde durch den strengen Vater an der freien Entwickelung gehindert und besaß eine viel weichere Natur; er heiratete Magdalena Feddersen, die Tochter aus einem anderen angesehenen Altbürgergeschlecht der kleinen Handelsstadt, eine kleine Frau von geringen geistigen Fähigkeiten, aber großer Herzensgüte. Unter ihren drei Töchtern war Luzie die schönste, deren klare, blaue Augen noch im Alter allgemeine Bewunderung erregten. Sie besaß einen nüchternen Verstand, ein sonniges, heiteres Wesen, das aber später unter einer Nervenkrankheit litt, hatte bis ins Alter hinein Verständnis für Natur und Kunst und verfolgte des Sohnes dichterische und musikalische Entwickelung mit warmem Anteil. Die 1879 als Zweiundachtzigjährige gestorbene Frau wird trotz ihres nordisch kühlen Wesens als eine rechte Dichtermutter bezeichnet werden können. Hat Storm vom Vater das Erzählertalent geerbt, so von der Mutter den Sinn für Kunst und Dichtung.

Als ältestes von dreizehn Geschwistern wurde der Dichter bei Donner und Blitz in der Nacht vom 14. zum 15. September 1817 in des Vaters Hause am Husumer Markte geboren, das heute die Gedenktafel der Vaterstadt an ihren großen Sohn trägt. Auf die Namen Hans Theodor Woldsen Storm wurde der Knabe getauft, Hans als den Erbnamen aller Stormschen Erstlinge, Woldsen, um das Andenken an die mütterliche Familie, in der die männlichen Nachkommen in Husum fehlten, aufrechtzuerhalten, und Theodor als Rufname, weil er zierlich klang. Als der Knabe drei Jahre alt war, zogen die Eltern beim Tode Simon Woldsens, an den der Enkel noch Erinnerungen bewahrte, in das Familienhaus in der Hohlen Gasse, einer Straße dicht am kleinen Husumer Hafen. In dem Garten auf der Rückseite des Hauses hat Theodor seine ersten Kinderspiele gespielt, bei denen die gute Großmutter Woldsen und Tante Elsabe, die Schwester der Mutter, gern und ausgiebig halfen. Als er größer geworden, diente auch das Haus selbst mit seinen Seitenflügeln, die als Packhaus Verwendung

fanden, und den drei Böden zum Schauplatz übermütiger Spiele des Knaben. Die Geschwister, Freunde, Vettern und Basen, die oft zu Besuch kamen, haben da tüchtig mitgemacht, und Storm selbst ist ihnen vorangegangen, denn ein Duckmäuser war er durchaus nicht. Aber auch stilleren Freuden ging der Knabe nach. Der Neunjährige vergnügte sich an einer Puppenbühne; sein Sinn für das Geheimnisvolle, Gespenstische fand in den Winkeln der alten Gebäude, vor allem, wenn die unheimliche Mittagsstimmung über ihnen lag, oder bei Gängen in der Dunkelheit frühe Nahrung. Oben auf dem Boden gab es unter den Dingen, die sich in einem Familienhause ansammeln, so viel Seltsames zu sehen, das ihn festhielt und die Schauer der Vergangenheit zuerst fühlen ließ. In Urgroßmutter Feddersens altväterischem Rokokogarten hat diese Neigung sich weiter entwickeln können; vor den sagenumwobenen Bildern des Rittersaales im alten Schlosse stand der Knabe erschauernd, und im Altweiberstift St. Jürgen und durch die Inschriften alter Häuser wurde er an die Vergangenheit gemahnt.

Das neue Husum — damals ein Städtchen von nicht 4000 Einwohnern — bot allerlei Sehenswertes; Pfingsten und Michaelis die großen Märkte, bei denen es auch für die Kinder Schaubuden und Karussells gab; seltsame Käuze liefen umher, an ihrer Spitze der Barbier Kaufmann, von Storm als „Amtschirurgus" verewigt, dessen freiheitliche Reden die Achtung vor amtlicher Würde und Titeln zerstörten. Erfreulicher mochten dem Knaben die Tanzstunden sein, bei denen es allerlei zu liebeln gab, wie der junge Storm überhaupt mehrere kleinere Herzenserlebnisse durchgemacht hat. Zu solchen Erlebnissen führten auch die Besuche bei der großen Verwandtschaft im holsteinischen Segeberg und in dem benachbarten Friedrichsstadt, wohin die Schwestern der Mutter geheiratet hatten. Die tiefsten Eindrücke aber erfuhr der Knabe von den Besuchen in der Heimat des Vaters. Dort konnte er das Landleben genießen, dort fand er in den Vettern wilde Spielgefährten, und dort lernte er vor allem zuerst den Zauber des Waldes kennen. Denn um Husum selbst gab es so gut wie keine Wälder; dort mußte er sich mit der weiten Heide, auf die er schon als älterer Schüler oft tagelang hinauszog, mit den grünen Marschen und mit dem Nordseestrande begnügen, der besonders während der

Ebbezeit in seiner großartigen Öde gewaltige Eindrücke hinterließ. Auf die umliegenden Dörfer wanderte der Knabe hinaus; im nördlich gelegenen Hattstedt war ein vertrauter Freund, der Pastorensohn Ohlhuus, zu Haus; nach Schwabstedt wurden Aus-
5 flüge ins liebliche Treenetal gemacht, in dessen Nähe sich die großen Moore ausdehnen. Die Eltern ließen den Knaben frei umherwandern; denn für eine strenge, allzu planmäßige Erziehung waren sie nicht. Die Luft des Hauses war, wie Storm sagt, eine gesunde; von Religion und Christentum wurde kaum ge-
10 sprochen, äußere Sorgen traten an den reichen Bürgersohn nicht heran, der Umgang der Eltern war zwar sehr ausgedehnt, aber nicht aufregend, und so blieben dem jungen Storm alle Entwickelungskämpfe erspart. Zuerst in einer Klippschule mit Jungen und Mädchen gemeinsam unterrichtet, wurde er 1826 in die Quarta
15 des alten Rumpelkastens der Gelehrtenschule aufgenommen, die er nicht ganz regelmäßig und ohne den besonderen Einfluß eines seiner Lehrer zu erfahren, bis 1834 besuchte. Die feierlichsten Augenblicke, die die Schule, von der er nicht einmal die Kunst des Lernens mitbrachte, bieten konnte, waren die Redefeierlichkeiten,
20 bei denen alljährlich Lehrer und Schüler sich öffentlich hören ließen. Storm wurde zweimal herangezogen, das eine Mal sprach er „über den Untergang der Staaten“, das zweite Mal trug er ein Gedicht vor, „Mattathias, der Befreier der Juden“, von dem einige nichtssagende Verse erhalten sind.

25 Die Anregung zum Dichten kam nicht von der Schule; denn um die Unterweisung in deutscher Literatur war es dort recht traurig bestellt. Märchen hatte dem Knaben zuerst Großmutter Woldsen erzählt; ein Spielgenosse, „Hans Räuber“ genannt, mit dem sich Storm zum „Geschichten-Vertellen“ in eine Tonne ver-
30 kroch, löste später die alte Frau ab, und den tiefsten Eindruck machte die unerschöpfliche Erzählergabe einer Bäckerstochter, Lena Wies, der Scheherezade des jungen Storm, die später sagte, Storm habe von ihr das Schreiben als Dichter gelernt. Auch das Theater konnte Storm Eindrücke verschaffen, denn zeitweise schlugen
35 herumziehende Schauspieler im Rathaussaale ihre Bühnen auf. Kenntnis der Dichtung vermittelte die Bücherei im elterlichen Hause. Schillers Trauerspiele las Storm zusammen mit den geschichtlichen Sittenbildern und Romanen Heinrich Spindlers auf

dem Birnbaum im elterlichen Garten oder auf dem Boden, wo ihm das Gesundheitspferd des Großvaters als Sitz diente; von Goethe las er „Hermann und Dorothea" und die Gedichte; aus den Bänden der Hildburghäuser „Miniaturbibliothek Deutscher Klassiker" lernte er Bürgers „Lenore", Wielands „Oberon", Claudius und Hölty kennen. Aber daß es eine lebendige Dichtung gab, wußte Storm nicht, Uhland galt ihm für einen mittelalterlichen Minnesänger. Gedichtet hat Storm als Husumer Schüler allerhand, bekannt geworden ist von diesen Liedern, die er auf kleine Zettel schrieb und dann sorgsam in verschiedene Büchlein eintrug und zum Teil den Eltern schenkte, so gut wie nichts. Sein erstes Gedicht, das er 1829 verfertigte, verdankt dem Schmerze über den Tod seiner sanften Lieblingsschwester Luzie die Entstehung. Zu einem Bühnenstücke regte den Schüler das Puppentheater an, dessen Inhalt schon merkwürdig stormisch berührt: Kasperle vereint zwei durch den Eigensinn getrennte Liebesleute. Alle diese Versuche sind ohne eigentliches Urteil in unbefangenem Schöpfungsdrange niedergeschrieben worden. Das sollte anders werden, als Storm Husum verließ.

Der Primaner und Student.

Wie es damals in den kleinen schleswig-holsteinischen Städten üblich war, schickte Vater Storm seinen Sohn für die letzten Jahre auf die Schule einer größeren Stadt, und zwar wählte man Lübeck. Die Wahl war gut, denn das Katharineum der Hansestadt, dessen altes Gebäude mit Winkeln, Treppen und Seitenfluren früher Sitz eines Klosters gewesen war, stand damals auf einer bedeutenden Höhe. „Eine fast ideale Vereinigung wissenschaftlich bedeutender und human anregender Lehrer", wie Geibel noch als alter Mann sagte, war mit Strenge und väterlicher Milde bemüht, sittlichen Ernst und tatkräftiges Pflichtgefühl in den Schülern großzuziehen, und die allseitige Anerkennung und Dankbarkeit, die ihre Arbeit gerade bei diesen gefunden hat, ist das schönste Lob, das ihnen zuteil werden konnte. Das Bestreben dieser Lehrer ging dahin, die Schüler auch außerhalb der Schule an sich zu fesseln; sie beschränkten sich nicht auf den Schulausflug, an dem auch Frauen und Kinder der Lehrer teilnahmen, sondern versammelten die Begabten unter ihren Zöglingen zu häuslicher

Arbeit um sich. So las der strengere Direktor Jacob, der den Unterricht in Latein und Religion erteilte, mit ihnen Theokrits Idyllen, deren Wert und Bedeutung dann in lateinischem Redestreit genauer erörtert wurde, während der mildere Lehrer des Deutschen und Griechischen, Claßen, einen literarischen Abend veranstaltete, an dem jedesmal ein Vortrag über eine deutsche Dichtung gehalten wurde. Diese Schüler waren nun auch der Bemühungen ihrer Lehrer wert. Emanuel Geibel, Ernst und Georg Curtius, Wilhelm Wattenbach, Rochus von Liliencron und andere haben auf den Schulbänken dieser Anstalt gesessen. Als Storm Michaelis 1835 in sie eintrat, waren die meisten dieser hoffnungsvollen Jünglinge schon auf die Universität gegangen, aber der kameradschaftliche Geist, das ernste Streben war geblieben. Der junge Husumer wurde zuerst zwar als dänischer Staatsangehöriger mit dem Spottnamen des Dänen, „Schuckelmeyer", begrüßt, fand sich aber doch als gelehriger Schüler bald in diesen ihm überlegenen Kreis. Ein hervorragender Schüler ist er freilich nie gewesen, obwohl er an Jacobs Abenden teilnahm; aber die lateinische Prüfungsarbeit von 40—50 Seiten mit der freigewählten Aufgabe: „Quibus causis Philippo II. regnante dilapsae sint Hispaniae opes auctoritasque[1]" läßt in gutem Aufbau, geschicktem und klarem Latein durchaus schon den gewandten Schriftsteller erkennen.

Bedeutender als die Anregungen durch die Schule waren die durch die Kameraden. An ihrer Spitze stand Geibels Freund Ferdinand Röse, einer jener unglücklich begabten Jünglinge, die es trotz großer Anläufe bei der Ungunst der Verhältnisse im Leben zu nichts bringen. Dieser seltsame, unjugendliche Mensch sah von der Höhe seiner philosophischen Bestrebungen auf Storm als den ihm geistig nicht Gewachsenen herab; er zerpflückte durch rücksichtsloses Urteil dessen dichterische Versuche und kränkte ihn wohl gar durch die harten Worte: „Du bist geistig tot". Aber dennoch hat er von dem Jüngeren nicht gelassen, mit dem ihn wohl besonders auch die Vorliebe für das Geheimnisvolle, wie es alte Chroniken darboten, verband. Durch ihn, der sich selbst dichterisch versuchte, an Fouqué ein Huldigungsgedicht schickte, in Chamissos

[1] „Über die Gründe des Rückganges von Spaniens Macht und Ansehen unter der Regierung Philipps II."

„Musenalmanach" mit einem Beitrag Aufnahme fand, lernte Storm Eichendorffs Werke, Goethes „Faust" und Heines „Buch der Lieder" kennen, das ihm eine neue Welt eröffnete. Der junge Primaner versuchte seine Eindrücke in Versen niederzulegen, er besang sein Ferienparadies „Westermühlen", dichtete Liebeslieder, verfertigte eine Ballade über den Lübecker Dombau, bei dem der Teufel betrogen wurde, erhielt sie aber von Chamisso als nicht brauchbar zurück. Auch in der kunstsinnigen Gattin des Handelsherrn und Konsuls Nölting, in dessen Haus Storm von Geibel und Röse eingeführt wurde, fand er eine strenge Beurteilerin, die ihn neben Geibel nicht bestehen ließ. Geibel selbst kam oft in den Ferien, Storm bewunderte ihn wie alle, aber eine herzliche Liebe kam nicht auf, und oft wehrte sich Storms Stolz gegen die übermäßige Anerkennung, die der junge Student fand. Mit Geibel und seinen Freunden wanderte Storm oft auf die umliegenden Dörfer, in die Buchenwälder Schwartaus, ins Theater, aber auch in den Weinkeller. Im Nöltingschen Hause zeigte Geibel seinen weichen Bariton, Storm seinen schönen Tenor, und beide werden oft den musikalischen Anregungen, die ein gutes Quartett bot, gelauscht haben. Musik wurde in Lübeck überhaupt recht gepflegt, Storm konnte sicher seine in Husum erworbenen Kenntnisse erweitern, der Musiklehrer des Katharineums förderte die Schüler gern außerhalb der Schule, und verschiedene Gesangvereine ließen sich mit Haydns „Schöpfung" und Mendelssohns „Paulus" hören. So kann man es verstehen, wenn Storm noch im Alter „die durchgeistigte Atmosphäre" Lübecks pries; die alte Hansestadt selbst, deren etwas verschwundene Pracht Röse immer wieder zu rühmen wußte, hat ihm allerdings wenig gegeben. Die große Vergangenheit fand in diesem Jünglinge keinen Widerhall; der Sinn für geschichtliche Entwickelungen ist in ihm nicht geweckt worden, und in seinen Schriften hat er sogar Lübecks Namen nur einmal genannt.

Ostern 1837 nahm er endgültig Abschied von Lübeck und bezog mit großen Erwartungen die Universität Kiel. Doch erlebte er hier bald eine gründliche Enttäuschung. Zwar trat Storm dem Korps Holsatia bei, aber an dem Raufen und Trinken, an dem er zuerst wohl wacker teilnahm, hatte er bald wenig Gefallen. Freunde fand er kaum, wir wissen nur, daß er mit dem späteren

Generalsuperintendenten Koopmann verkehrte, mit dem er wohl Musik gepflegt haben wird, und so erschien ihm der Wechsel zwischen Lübeck und Kiel als ein Abstieg. Seine Neigung hätte ihn zur Medizin geführt, aber er fügte sich dem Wunsche des Vaters
5 und wandte sich der Rechtswissenschaft zu, dem Fach, dem man, nach Storms eigener Meinung, ohne Neigung nachgehen kann. Er blieb ein Jahr lang in Kiel, das damals ein Städtchen von 12000 Einwohnern war, hörte bei verschiedenen Juristen seine Vorlesungen, erging sich wacker in der schönen Umgebung und
10 liebte besonders die Spaziergänge auf der Düsternbrocker Allee. In den Ferien kam er nach Haus, trieb mit Schwester Helene Sprachen, übte mit ihr und ihren Freundinnen Duette und Terzette, wobei er nicht immer ein geduldiger Lehrer war, und spielte den Anführer bei Maskenscherzen und anderen lustigen
15 Aufführungen. Es fehlte auch nicht an einem Liebesabenteuer mit einem geistreichen, schönen und gefallsüchtigen Mädchen, das ihn schon als Knaben bei einem Besuche auf der Insel Föhr gefesselt hatte, mit dem er sich jetzt heimlich verlobte, aber bald wieder brach. Das Ereignis hat Storm später noch Gewissensbisse
20 gemacht, als er selbst erfahren hatte, „welche Qual verschmähte Liebe bereitet“. Das Mädchen, das ihm diesen ersten großen Schmerz brachte, war Berta von Buchau. Als Schüler hatte Storm es bei seinem Altonaer Verwandten, dem Großkaufmann Scherff, dessen Gattin eine Base von Storms Mutter war, kennen-
25 gelernt. Das zehnjährige Kind wurde von ihrer Pflegemutter Therese Rowohl erzogen, da seine Mutter gestorben war und der Vater im Auslande lebte. Storm dachte schon damals daran, das Mädchen geistig an sich zu fesseln; nach der Rückkehr nach Lübeck dichtete er Liebeslieder, schrieb Märchen, sammelte Volks-
30 lieder und Rätsel für Berta, ja sogar kleine Lieder soll er vertont haben. Bevor er Ostern 1838 wieder nach Altona kam, flogen zärtliche Briefe hin und her. Einige Jahre hindurch hat der harmlose Verkehr gedauert, Storm ist noch ein paarmal in Altona gewesen, hat mit Berta gescherzt und getanzt, und 1841
35 fragte er ernsthaft bei der Pflegemutter an, ob er sich Hoffnung machen könne. Obwohl die Antwort wenig zufriedenstellend lautete, kam er doch nach Hamburg, warb schriftlich um die nun Fünfzehnjährige und erhielt eine laue Antwort. Der Schmerz

war groß, einige tiefgefühlte Abschiedslieder entstanden, und nur die künstlerische Gestaltung half ihm über die Verzweiflung hinweg. Noch 1842 fühlte er sich nicht fähig, das Mädchen zu besuchen, und seiner Verlobten gestand er ein paar Jahre später, wenn das Gefühl erwidert worden wäre, dann wäre es auch in ihm nie erloschen. 1860 hat er Berta, die nach schwerem Liebeskummer unvermählt in einem Stift gestorben ist, wiedergesehen, aber, obwohl ihre schöne Gestalt, ihre strahlend blauen Augen und ihr braunes Haar noch damals ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlten, stieß ihn doch eine gewisse frömmelnde Altjüngferlichkeit ihres Wesens zurück, und er rief aus: „Himmel, wenn das meine Frau geworden wäre!" Zahlreiche Lieder hat der junge Student an sie gerichtet, und auf einige Frauengestalten seiner Erzählungen sind Züge von ihr übergegangen.

Berta und die Verwandten sind nicht die einzigen gewesen, die Storm in Hamburg-Altona besuchte; ein junger Hochschullehrer, Kirchner, ein Arzt, führte den älteren Studenten bei einer Familie Nolte in Altona ein, und fast hätte sich das gleiche Erlebnis, nur viel gemäßigter, wie mit Berta von Buchau wiederholt. Der zehnjährigen Tochter las Storm Hebel vor; das lebhafte Mädchen, das ihn mit schönen Augen ansah, tat es ihm bald an, und als er sie nach 45 Jahren wiedersah, erinnerte er sich gern der Stunden, die er im Nolteschen Hause verlebt hatte.

Ostern 1838 ging er für drei Semester mit Röse und Wilhelm Mantels, auch einem Katharineumsschüler, nach Berlin, wo sich damals viele Schleswig-Holsteiner zusammenfanden. Im Gegensatz zu Geibel, der ein Jahr vorher in den besten schriftstellerischen Kreisen ein gern gesehener Gast gewesen war, hat Storm mit den zahlreichen großen und werdenden Schriftstellern Berlins gar keine Verbindung gehabt, so sehr er sich auch danach sehnte. Die anderthalb Jahre in der preußischen Hauptstadt, die damals 330000 Einwohner zählte, sind überhaupt ohne großen Eindruck an Storm vorübergegangen. Er wohnte in der Behrenstraße; in der Universität, die damals ungefähr 1700 Studenten aufnahm, wurde er am 12. Mai 1838 unter dem Rektorat August Boeckhs eingeschrieben; er belegte Vorlesungen bei verschiedenen Professoren der Rechte, so bei Savigny Pandekten und Institutionen, bei Homeier Privatrecht und Sachsenspiegel, bei Gans Naturrecht

und bei Wagner gerichtliche Medizin; aber von allgemeinbildenden Vorlesungen besuchte er nur die des Geographen Ritter über Griechenland. Daß Storm auf die Philosophie gern verzichtete, ist nach seinen späteren Äußerungen trotz Röses Einfluß sehr begreif-
5 lich. Ob er sich schon damals mit dem Altdeutschen beschäftigt hat, wissen wir nicht. Freunde hatte er viele. Storm erinnerte sich noch im Alter an einen Ausflug, den er mit Röse, Mantels, dem späteren Shakespeareforscher Delius und einigen jungen Frauen und Mädchen auf eine Havelinsel machte, einen Ausflug, bei dem
10 sich das Schwimmen nach der phantastischen Wasserlilie wirklich ereignet hat, das später in „Immensee“ verewigt worden ist. Auch einen Besuch des anmutigen, von kleinen Wasserarmen durchzogenen Spreewaldes südöstlich von Berlin scheinen die Freunde unternommen zu haben. Lustiger war wahrscheinlich das Theater-
15 spiel, zu dem sich eine Reihe von Studenten und jungen Mädchen zusammengeschlossen hatten. Sie nannten ihre Bühne Teatro alla scala, führten Lustspiele und Singspiele auf, in denen Storm als „unverbesserlicher Liebhaber“ und erster Tenorist mitspielte. Er scheint auch selbst vertont zu haben; auf jeden Fall war es
20 eine vergnügte Gesellschaft, die Storm selbst in einem Beitrag für das Stammbuch eines der Teilnehmer, des Malers Wagner, hübsch geschildert hat. Am meisten verkehrte Storm mit Ferdinand Röse, dem Philosophiebeflissenen, mit dem er zusammen die „Faust“-Aufführung mit Seydelmann als Mephisto im König-
25 lichen Schauspielhause erlebte. Sie hinterließ bei ihm wie bei dem Freunde einen tiefen Eindruck, ja Röse widmete ihr nach Gesprächen mit Storm ein kleines, fesselndes Schriftchen, in dem er Seydelmanns Auffassung des Mephistopheles' als einer rauhen Gestalt des Volksaberglaubens gegen die geschmeidigere Dar-
30 stellung Dessoirs verteidigte. Diesem Theaterbesuche folgten noch manche andere, und es ist bezeugt, daß Storm sich auch die musikalischen Anregungen, wie sie das Opernhaus, die Konzerte und die Singakademie boten, zunutze gemacht hat. Das erste Semester schloß mit einer Reise nach Dresden, die mit einigen
35 Landsleuten und Freunden unternommen wurde. Täglich standen sie in der Gemäldesammlung vor Raffaels „Sixtinischer Madonna“, nachmittags machten sie Ausflüge in die Umgebung, und abends genossen sie Tichatscheks und der Schröder-Devrient

reife Kunst in der Oper. Die späteren Semester wurden trüber für Storm. Die meisten Freunde verließen Berlin: er kam sich oft sehr einsam vor, und die Sehnsucht nach der Heimat wurde in ihm wach. Von ihr und von manchen anderen Gefühlen, die sein Herz bewegten, legen seine Verse aus dieser Zeit ein beredtes 5 Zeugnis ab.

Dieser Schaffenstrieb blieb Storm treu, als er zu Michaelis 1839 wieder nach Kiel übersiedelte, um seine Studien zu beenden. Es sollten die reichsten Jahre seiner ganzen Studentenzeit werden. Aber wiederum war es weniger die Hochschule, die ihm 10 diese Zeit zu einer solch fruchtbringenden gestaltete, als vielmehr der Verkehr mit anregenden Freunden. Im Unterschied zu Berlin war es hier aber nicht ein frohes, gemeinsames Beisammensein, sondern vielmehr der Verkehr mit einzelnen verschieden gearteten Persönlichkeiten, der ihn hob und förderte. 15 Den tiefsten Einfluß übten die beiden Brüder Mommsen, zwei engere Landsleute aus Eiderstedt, auf ihn aus: Theodor, der berühmte Geschichtsforscher, und Tycho, der Pindarforscher und Schulmann, deren Zugehörigkeit zu einer fremden Verbindung den Verkehr nicht im mindesten hinderte. Nicht das gemeinsame 20 Fach war es, das die Freunde bereits 1839 zusammenführte, sondern die Anteilnahme an der Dichtkunst, an deutscher Vergangenheit und auch an Politik, die ja in dem Leben der damaligen schleswig-holsteinischen Hochschüler eine so große Rolle spielen mußte. Storm war zwar der älteste von den dreien, 25 aber die Führung lag wohl in den Händen Theodor Mommsens, mit dem Storm im letzten Jahre in einem Hause wohnte, während Tycho etwas zurücktrat. Täglich waren die beiden zusammen, jede neue dichterische Erscheinung wurde gelesen, und ein Ereignis wurde es für die Freunde, als Mommsen Eduard Mörikes Ge- 30 dichte für sie entdeckte. Storm erkannte sofort die ihm verwandte Natur, und vor allem die quellende Ursprünglichkeit dieser Verse war es, die ähnlich auf ihn wirkte wie einst in Lübeck Heines „Buch der Lieder“. Auch Mörikes Roman „Maler Nolten“ fand begeisterte Zustimmung, ja der Eindruck kann fast mit der Wirkung 35 verglichen werden, die einst Goethes „Werther“ auf empfängliche Gemüter machte. Daneben wurden Goethe, Achim von Arnim und Eichendorff gelesen und vor allem an eigenen Versen gear-

beitet. Storms Versuche fanden besonders in Theodor Mommsen einen sehr scharfen Beurteiler, der so Röses Rolle fortführte und auf den jungen Anfänger einen sehr heilsamen und später stets anerkannten Einfluß ausübte. Die Frucht dieser gemeinsamen
5 Bemühungen war das „Liederbuch dreier Freunde“, das allerdings erst nach der Hochschulzeit zusammengestellt wurde, aber doch in das letzte Kieler Jahr gehört. Das Ende 1843 in Kiel erschienene Büchlein, das von Theodor Mommsen 68, von Tycho 13 und von Storm 43 Lieder enthielt, ist nicht viel gekauft worden,
10 fand aber einige recht aufmunternde Besprechungen. Schon in ihnen wurde, nicht nur durch die Zahl der Gedichte, der ältere Mommsen als der Führende erkannt; er gab durch seine kunstvollen, oft spöttischen Einleitungs- und Schlußgedichte der jetzt sehr selten gewordenen Sammlung, deren Rest auf Tychos Ver-
15 anlassung eingestampft wurde, das Gepräge. Auf Politik wurde verzichtet, um so entschiedener über die Dichtung Gericht gehalten, die in Dürre und Nüchternheit verfallen sei; gegen Heine wurde scharf vorgegangen, auch Eichendorff verworfen, Mörike dagegen gepriesen. Berechtigt war die stolze Überzeugung, daß
20 sie keine bloßen Kunstfreunde seien; denn die beiden Mommsen haben, obwohl ihre lyrische Begabung zurückstand, doch manches sehr klangreiche Lied geschrieben, und Storm, der sie nur selten überragt, bringt verschiedene gelungene Stücke. Er hat mit strenger Selbstzucht nur die Hälfte dieser Gedichte in seine spätere Samm-
25 lung aufgenommen, also noch eine Auswahl getroffen aus diesen schon ausgesuchten Stücken seiner Jugendzeit. Mörikes, Eichendorffs und vor allem Heines Einfluß ist in allen diesen Schöpfungen unverkennbar. Der Stoff ist überwiegend die Liebe, ihre Lust und ihr Leid, daneben werden sehr oft Volksmärchen und
30 Sagen, besonders von den beiden Mommsen, behandelt, wogegen die Naturdichtung so gut wie ganz fehlt. Schon diese Betonung der alten deutschen Märchen läßt erkennen, welche Bedeutung die Dichter der Vergangenheit des Volkes zuerkannten. Sie müssen ihrer Beschäftigung eifrig obgelegen, Volkslieder, Volks-
35 märchen und Sagen in den bekannten Zusammenstellungen gelesen, aber auch aus Volksmund gesammelt haben. Wahrscheinlich unmittelbar angeregt durch die Märchenveröffentlichungen des unsteten Landsmannes J. P. Lyser, kam den Freunden der

Gedanke, die Sagen Schleswig-Holsteins unter der Teilnahme aller Kundigen in einer großzügigen Sammlung zu vereinen. Sie erließen einen allgemeinen Aufruf zur Sammeltätigkeit, und 1844 teilten sie die ersten planmäßig geordneten Stücke öffentlich mit. Ein anderer Kieler Student, zu dem vorher wohl keine 5 Beziehungen bestanden haben, Karl Müllenhoff, hatte sich schon mit dem gleichen Gedanken getragen und setzte sich nun mit den beiden Freunden in Verbindung. 1844 erging dann ein neuer, gemeinsamer Aufruf, der bald zu einem vollen Erfolg führte. Da Mommsen nach Italien ging und Storm ebenfalls zurück- 10 trat, blieb Müllenhoff die alleinige Leitung der Sammlung, die 1845 unter dem Titel „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“ erschien. Von Storm stammen 23 Beiträge, meist Sagen von den „Unnererdischen“, den Zwergen, besonders von dem Husumer Hauskobold Niß 15 Puck, aber auch einige Verwünschungs- und Teufelsgeschichten. Mommsen hat nur wenig gegeben. Außer dem Herausgeber waren der Küster Hansen von Sylt und der Sprachgelehrte Klander, ein geborener Husumer und Freund Storms, treue Mitarbeiter.

Neben diesen künstlerischen und germanistischen Bestrebungen 20 blieb noch Zeit für Wanderungen in die nähere Umgebung Kiels, und auch das behagliche Gespräch im Weinkeller wurde nicht verschmäht. Storm besuchte von hier aus seinen Freund Röse im Lübecker Elternhaus, und der junge Philosoph erwiderte den Besuch in Kiel. In einem Waldhäuschen las er Storm und den 25 beiden Mommsen, während die Wipfel über ihnen rauschten, sein Märchen „Das Sonnenkind“ vor. Es war das letztemal, daß der Dichter diesen begabten Jugendfreund sah, der, ohne Anerkennung zu finden, im Elend enden sollte. Nach über fünfjähriger Vorbereitung unterzog sich Storm Michaelis 1842 der 30 juristischen Prüfung und erhielt den zweiten Grad. Bis zum Februar blieb er, wie es scheint, noch in Kiel; dann kehrte er zurück in die Heimat, um nun einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen.

Der Rechtsanwalt in Husum.

April 1843 empfahl sich Storm seinen Mitbürgern als An- 35 walt, aber es dauerte eine Zeitlang, bis sich Rechtsuchende, gelockt durch den Ruf des Vaters und seiner eigenen Freundlichkeit, zahl-

reicher bei ihm einfanden. Seine Tätigkeit beschränkte sich dann
durchaus nicht auf die Stadt, er hatte auch auf dem Lande zu
tun, kam dort mit den alten Volksgerichten der Friesen in Be-
rührung und lernte zugleich die anderen Schichten des Volkes
5 kennen. Auch als die Nachfrage stärker wurde, nahm der Beruf
nicht seine ganze Zeit in Anspruch, so daß er in seiner eigenen
Wirtschaft, die ihm eine ältere Bekannte der Eltern führte, recht
behaglich leben, täglich die Eltern besuchen und zahlreichen Ver-
kehr pflegen konnte. Dieser genügte nun aber dem jungen An-
10 walt durchaus nicht immer, er war von Kiel her an einen geistig
angeregten Kreis gewöhnt; die Verwandten und Bekannten in
dem kleinen Husum, denen ein behagliches Wohlleben ohne geistige
Freuden genügte, erschienen Storm oft recht spießbürgerlich. Die
zahlreichen Geselligkeiten, die meist im Kartenspiel ihren Gipfel-
15 punkt fanden, machte er aber eifrig mit; durch seine Schwestern
hatte er auch genug Verkehr mit jungen Mädchen; er beteiligte
sich gern an Bällen und fröhlichen Ausflügen, regte auch wohl
selbst Maskenscherze und Theaterspiele an und übersetzte dafür
sogar Stücke aus dem Französischen. 1843 machte er den Versuch,
20 seine musikalischen Kenntnisse zu verwerten, und gründete einen
Singverein, der zu wöchentlichen Übungen zusammentrat, aber
oft wegen Mangels an Herren abgesagt werden mußte. Storm
nahm die Sache künstlerisch durchaus ernst; ernster als es den ver-
gnügungssüchtigen Damen lieb sein mochte, und war durchaus
25 kein sehr höflicher Leiter. Mehrere Konzerte wurden veranstaltet,
bei denen man sich sogar an Mendelssohns „Paulus“ und „Wal-
purgisnacht“ wagte. Storm selbst trug die Einzelgesänge vor, und
seine weibliche Hauptstütze war Auguste von Krogh, die Tochter
des Husumer Amtmannes, der als selbstbewußter Herr auf dem
30 Schloß herrschte. In dieser Familie verbrachte der junge Anwalt
manch heitere Stunde, und im Verkehr mit den feinen und selbst-
losen Töchtern des Hauses lernte er die rauhen Seiten seines
Wesens mildern. Auf der Schloßbühne spielten sie zusammen
Theater, und für musikalische Unterhaltungen soll Storm durch
35 eigene Tondichtungen gesorgt haben. Es ist begreiflich, daß er,
als Auguste 1844 heiratete und Husum verließ, seinem lebhaf-
ten Bedauern in einem Gedichte Ausdruck gab. Noch bei einer
anderen Gelegenheit konnte Storm seine musikalische Begabung

zeigen. 1845 kam der Dänenkönig zu Besuch nach Husum, und Storm gab sich nach anfänglichem Weigern dazu her, ein Gedicht, in dem die Meernixen den König begrüßen, zu schreiben und als Chor mit Orchester zu vertonen. Zeigte Storm damit den Dänen ein gewisses Entgegenkommen, so hatte er doch schon im Jahre zuvor als Sänger und Musikleiter dem großen Nordfriesenfest in Bredstedt beigewohnt, an dem die vaterländische Begeisterung recht hohe Wellen schlug und in dem alten Friesenrufe „Liever düt als Slav!" Ausdruck fand. Storm selbst stand dieser Begeisterung etwas kühler gegenüber; er war keine politische Natur und fand mehr Anregung in dem Verkehr mit einigen geistreichen Bekannten, wie dem Amtsgenossen Beccau, der als Husums Geschichtschreiber und als Dichter tätig war, und Brinkmann, mit dem er einen engen, die Jahre überdauernden Freundschaftsbund schloß, oder dem Baumeister Lorenzen, der in Griechenland gewesen war und Storms Hausgenosse wurde. Mit diesen führte er allerlei tiefere Gespräche über dichterische Eindrücke; denn gelesen wurde viel. Voran die geliebten Romantiker, Tieck, Fouqué, die Bettina; Goethes „Wilhelm Meister" zog an, wie Immermanns „Münchhausen" und „Memorabilien" oder Heinses „Ardinghello". Der altdeutschen „Gudrun" und den wilden „Nibelungen" wurde Aufmerksamkeit geschenkt, wie Dickens und Scott; und Heines „Neue Gedichte" fanden ebenso entzückte Leser wie der „Maler Nolten" vom Lieblingsdichter Mörike. Diese Freunde lud Storm ein, als der Berliner Schriftsteller Theodor Mügge auf einer Reise durch Schleswig in Husum weilte und Storm aufsuchte. Den Hauptgegenstand des Gespräches der Freunde aber bildete die Liebe. Denn die ging unter ihnen reihum. Lorenzen verlobte sich mit Storms Schwester Helene, des Dichters Bruder Johannes wählte unter den Bekannten seine Gattin, Brinkmann fand nach längerem Zögern den Mut, sich das Jawort zu holen, und Storm war ihm 1844 vorangegangen.

Unter den mancherlei Verwandten, die in Husum einkehrten, befand sich Konstanze, die Tochter von Storms Lieblingstante Elsabe und dem Bürgermeister Esmarch in Segeberg, die den Sommer 1843 bei Onkel und Tante Storm verlebte. Ihr Verkehr mit dem acht Jahre älteren, eigensinnigen Vetter, mit dem

sie als Kind getollt hatte, blieb anfänglich nur freundschaftlicher Art. Überschwengliche Liebe ist es zuerst auch kaum gewesen, die die beiden zusammenführte; aber in Storms weicher und erregbarer Seele kamen bald die leidenschaftlichen Gefühle zum
5 Durchbruch. Nachdem sich die beiden auf einem Ball schon unbewußt gefunden hatten, wurde bei einer Morgenwanderung auf dem Deich das entscheidende Wort gesprochen. Konstanze, die einen Teil der zweieinhalbjährigen Verlobungszeit in Husum verlebte und das vergnügliche Treiben mitmachte, wurde von dem
10 Verlobten ordentlich in die Schule genommen; sie mußte sich in die deutsche Dichtung, vor allem in Jean Paul und in Goethes „Wilhelm Meister“, vertiefen und mit Storm zusammen Molières Dramen in der Ursprache lesen. Die Eltern fanden diese Ausbildung unnütz, und auch Konstanze war durchaus keine stets willige
15 Schülerin, so daß ihnen Storm durch einen Machtspruch wenigstens die Zeit für diese geistige Weiterbildung abtrotzen mußte. Als er dann von Konstanze getrennt wurde, hat er in Briefen diese Erziehung, die sich auch auf Äußerlichkeiten erstreckte, fortgesetzt und Konstanze oft manche bittere Stunde bereitet. Denn er war
20 ein eifersüchtiger, schwer zu befriedigender Liebhaber, der es mit der Liebe durchaus nicht leicht nahm, sondern das ganze Verhältnis als ein heiliges mit der Forderung ewiger Dauer betrachtete. Er machte sich daher Gedanken, ob Konstanze ihm nach seinem Tode treu bleiben werde, — er ahnte auch nach 18 Jahren
25 noch nicht, daß das Schicksal diese Frage an ihn selbst stellen würde, — fürchtete immer wieder, Konstanze liebe ihn nicht mit der gleichen hingebenden Liebe, wie er sie, und eiferte, daß sie Gesellschaften besuche und die Teilnahme ihm gegenüber ableugne, obgleich sie wisse, wie weh sie ihm damit tue. Auch in die zahl-
30 reichen Gedichte dieser Zeit sind diese quälenden Stimmungen eingegangen, wenn sie auch bei weitem hinter den Gefühlen des Glückes und der Sehnsucht zurücktraten. Die nicht immer erfreuliche Wartezeit konnte September 1846, nachdem mit Hilfe der Großmutter Storms Schulden aus der Studentenzeit abgetragen
35 und seine Einnahmen sichergestellt waren, in Segeberg mit der Hochzeit beendet werden. Das junge Ehepaar zog in ein hübsches Haus, das Storm vom Vater als Geschenk erhalten hatte. Die Ehe war zuerst durchaus glücklich, und Storm gab diesem Glücks-

gefühl in glühenden Versen Ausdruck. Der Unterschied beider Naturen machte sich aber bald bemerkbar, Storm fand bei der ruhigen und kühlen Konstanze keine Befriedigung seiner Leidenschaft.

Bereits als Bräutigam hatte er durch seine jüngste Schwester ein dreizehnjähriges Mädchen kennengelernt, das ihn seltsam anzog; und nach und nach wuchs eine Leidenschaft empor, die die junge Ehe zu vernichten drohte. Dorothea Jensen, die Schwester der Gattin von Storms Bruder Johannes, war es, die auf den Dichter diesen Zauber ausübte. Sie erwiderte die Liebe des Dichters vollauf, ja ihre Leidenschaft war noch stärker und vor allem dauernder als die seine. Es bedurfte der großen Selbstbeherrschung der beiden Liebenden und der vornehmen Ruhe Konstanzens, um eine verhängnisvolle Wendung zu vermeiden. Das Jahr 1848 brachte scheinbar den Höhepunkt der Leidenschaft. Damals schrieb Storm einen großen Teil seiner Liebesgedichte an Dorothea, die er unter dem Titel „Vergrabene Lieder“ sammelte und nur seinen besten Freunden zu lesen gab. Er selbst hat gesagt, daß der Geliebten die Hälfte seiner Dichtung gehöre, und in der Tat ist das Erlebnis von größter Bedeutung sowohl für den Liederdichter wie für den Erzähler geworden. Dorothea verließ im Laufe des Jahres Husum, und Storm gewann nach einem schlimmen Abschiede Zeit, sich wiederzufinden. Eine Art Selbstbefreiung bildete die im Laufe des folgenden Jahres entstandene erste größere Erzählung „Immensee“. Sie erschien 1850 in dem von dem Theologen Karl Leonhard Biernatzki, dem Sohne des Dichters der Erzählung „Die Hallig“, in Friedrichsstadt herausgegebenen „Volksbuche für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“. Der Dichter war seit dem ersten Erscheinen dieses volkstümlichen Jahrbuches, das die Liebe zur Heimat durch geschichtliche Aufsätze und Landesbeschreibungen zu pflegen versuchte, seit 1844 ein eifriger Mitarbeiter, ja der beste, wie der Herausgeber behauptete. Er beteiligte sich zuerst mit Mommsen an der Herausgabe volkstümlicher Sagen, Sprichwörter und Reime, wußte manche der alten Geschichten flott zu erzählen und hübsch einzukleiden und brachte verschiedene sehr lustige plattdeutsche „Döntjes“, Späße aus dem Volke nach der Art der Reuterschen „Läuschen un Rimels“. Aber bald trat er auch mit eigenen Sachen hervor, lieferte für den Kalender eine

Reihe prächtiger Sprüche und veröffentlichte zahlreiche seiner besten damals entstandenen Gedichte, unter denen nur die Liebeslieder fehlen. Der erste eigene Prosabeitrag, der auf Bitten des nach wertvollem Stoff verlangenden Herausgebers entstand, war
5 1848 die unmittelbar nach dem Leben geschöpfte Idylle „Frau Marthe und ihre Uhr“, in der geschildert wird, wie eine alte Frau in der Erinnerung die Weihnachtsfeste ihrer Kindheit nacherlebt. 1849 folgte die aus Familienerinnerungen zusammengestellte Geschichte „Im Saal“, die ebenfalls Vergangenheit und
10 Gegenwart einer Familie reizvoll gegenüberstellt. Der Jahrgang 1850 brachte neben dem Kindermärchen „Der kleine Häwelmann“ die wehmütige Liebesgeschichte „Immensee“, die erste Zusammenfassung mehrerer Stimmungsbilder zu einer geschlossenen Erzählung. Mit dem unter dem allgemeinen Einfluß der Romantik
15 und dem besonderen seines Jugendfreundes Röse entstandenen phantastischen Märchen „Stein und Rose“, später „Hinzelmeier“ genannt, in dem Storm seinen Glauben an die Liebe als höchstes Lebensgut niederlegte, fanden die Beiträge zum „Volksbuch“ ihren Abschluß. Der Weg in die Öffentlichkeit war geebnet, aber
20 der Kreis der Leser war doch sehr beschränkt, so daß der in dem Glauben an seine Kraft erstarkte Dichter einmal den Versuch machen wollte, auch die große deutsche Leserwelt zu gewinnen. Er sandte eine Reihe der Lieder und der durchgearbeiteten Volksbucherzählungen, zu denen noch die kurze Liebestragödie „Post-
25 huma“ kam, an den Berliner Verleger Alexander Duncker. Dieser nahm die Sammlung auf Zureden des jungen Paul Heyse an, und so schickte er sie 1851 unter dem Titel „Sommergeschichten und Lieder“ mit einer Widmung an Frau Konstanze in die Welt hinaus. Der Erfolg war nicht groß, und in den Besprechungen
30 wurde noch kaum die Bedeutung dieses werdenden Dichters erkannt. Aber ein kleiner Kreis von Anhängern bildete sich bald, und als Duncker 1852 die Einzelausgabe von „Immensee“ folgen ließ, da wurde Storms Name bald in weitester Ferne beachtet und geehrt, und „Immensee“ ist bis heute sein erfolgreichstes
35 Buch geblieben. Weniger erfreulich war der Erfolg der ersten selbständigen Sammlung der „Gedichte“, die schon früher einmal geplant, aber gescheitert war, und 1852 in Kiel herauskam. Bei der großen Lesewelt fand sie nur wenig Widerhall, aber sie ver-

schaffte dem Dichter die Anerkennung und Freundschaft einer Reihe von Dichtern und Künstlern, vor allem in Berlin. Diese Berliner Freunde sollten für Storm bald von Bedeutung werden.

Die Dinge in der Heimat hatten sich inzwischen gewaltig verändert. In dem Kampfe gegen Dänemark, das die deutschen 5 Lande vom Reiche losreißen wollte, war Schleswig-Holstein, nachdem die Großmächte es im Stiche gelassen hatten, 1850 unterlegen, und die Dänen übten an allen Deutschgesinnten grausame Rache. Auch Husum bekam sie zu fühlen. Hier hatten sich die Beamten und die Bürgerschaft fast geschlossen an der deutschen 10 Bewegung beteiligt; die Krieger waren willig aufgenommen worden, zahlreiche Freiwillige in die Freiwilligenschar eingetreten, unter ihnen Storms Bruder Otto und sein Freund Tycho Mommsen, und während des Waffenstillstandes hatte man gegen die gewaltsame Einführung dänischer Beamten wiederholt mutigen 15 Einspruch erhoben. Storm hatte mit seinen Freunden und Verwandten solche Erklärungen unterschrieben. Am 1. August 1850 wurde Husum von den Dänen besetzt, viele deutsche Beamte, unter ihnen Storms Freund Brinkmann, mußten fliehen, und ein strenger Belagerungszustand mit Beschränkungen der persön- 20 lichen Freiheit und sehr gewaltsamer Postsperre lastete auf den Bürgern. Auch die Schrecken des Krieges selbst lernten sie aus nächster Nähe kennen, als Ende September das benachbarte Friedrichstadt von den Schleswig-Holsteinern belagert wurde. Furchtbar tönte die Beschießung herüber, die Husumer liefen auf 25 die Deiche, um das Schauspiel mit anzusehen, und warteten sehnsüchtig auf die Sieger und Befreier.

> Schon hatten wir zu festlichem Empfang
> Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen;
> Wir standen harrend ganze Nächte lang, 30
> Doch nur die Toten fuhren durch die Gassen.

Der Sturm auf Friedrichstadt endete mit einer furchtbaren und sehr blutigen Niederlage der Angreifer. Storm versuchte sich während dieser schlimmen Zeit aus der trüben Wirklichkeit in das Reich der Kunst zu retten. Bis zur Besetzung Husums ge- 35 noß er den anregenden Verkehr mit Tycho Mommsen, der nach seiner Entlassung aus dem Heere als Hilfslehrer an der Gelehrtenschule tätig war, und dem Brautpaar Brinkmann, später mit dem

vertriebenen Eiderstedter Propst Feddersen und dessen Tochter. Man las Dante und deutsche Dichter, pflegte eifrig Musik daheim vor allem mit einem Doktor Kuhlmann, der Flöte spielte, und genoß den wiederhergestellten Frieden des Familienlebens.
5 Weihnachten 1848 war der erste Sohn, Hans, geboren worden, ein zartes, etwas unruhiges Kind, 1851 folgte der gesunde Ernst und 1853 das dritte Kind, der lustige Karl. Der glückliche Vater, der sich viel mit seinen Kindern beschäftigte, war aber durchaus nicht den Anforderungen der Welt fremd geworden. Er vertrat
10 wie die meisten seiner Landsleute seinen deutschen Standpunkt mit tapferem Freimut; auch in der Kunst bewährte er, gleich Klaus Groth und anderen, durch wuchtige Gedichte, die, soweit es möglich war, gedruckt oder handschriftlich verbreitet wurden, seinen friesischen Unabhängigkeitsstolz. Im Leben trat er, wo
15 er nur konnte, mit Rat und Tat für das Deutschtum ein und leistete den dänischen Behörden kräftigen Widerstand. Die Antwort war die Einziehung seiner Bestallung als Rechtsanwalt. So sah sich Storm wie so viele seiner deutschen Freunde seines Amtes entsetzt und sich und seine Familie brotlos. Er soll sei-
20 nen Beruf zwar noch eine Zeitlang unter dem Namen seines Vaters ausgeübt haben, mußte aber doch bald versuchen, in der Fremde ein Unterkommen zu finden.

---

2. In der Fremde (1853—64).

Potsdam.

25 Nachdem die Versuche, als Bürgermeister in Buxtehude oder im gothaischen Staatsdienste unterzukommen, gescheitert waren, wandte sich Storm wie andere vertriebene Schleswig-Holsteiner nach Preußen. Nach anderthalbjährigen Verhandlungen, um derentwillen der Dichter Weihnachten 1852 und September 1853
30 nach Berlin reiste, wurde er durch Vermittelung des einstigen Lübecker Schulfreundes und damaligen Kabinettsrats Markus Niebuhr und anderer hochstehender Bekannten zunächst als unbesoldeter Assessor beim Potsdamer Kreisgericht angestellt. Storm hatte schon im Herbst 1853 Husum verlassen und sich mit der
35 Familie nach Segeberg zum Schwiegervater begeben, der gleich ihm sein Amt (er war Bürgermeister) verloren hatte. Nachdem

er hier schöne Herbsttage verlebt hatte, die nur durch das Warten getrübt wurden, ging er nach dem Eintreffen der Anstellungsurkunde nach Altona zu Scherffs, hörte dort Richard Wagners „Tannhäuser“, der tiefen Eindruck auf ihn machte, und fuhr Mitte November nach Berlin und Potsdam. In der preußischen Hauptstadt, wo sein Bruder Otto eine vorläufige Zuflucht gefunden hatte, war er durchaus kein Unbekannter mehr. Seine Gedichte und Erzählungen hatten ihm schon den Boden bereitet, und auf seinen kurzen Besuchen war er von angesehensten Künstlern und Dichtern Berlins aufs herzlichste aufgenommen worden. Auch in Potsdam kamen die Amtsgenossen dem vertriebenen Schleswig-Holsteiner bereitwilligst entgegen, so daß sich Storm über den Mangel an Liebe durchaus nicht beklagen konnte. Trotzdem gehören diese Potsdamer Jahre zu den traurigsten seines Lebens. Herausgerissen aus der geliebten Heimat, in der er wurzelte, aus einem freien einträglichen Berufe, sah er, der unabhängige Friese, der Sohn einer altbürgerlichen Familie, sich im Dienste eines fremden Staates, dessen strenge Sparsamkeit und rücksichtslose Ausnutzung der Beamten ihm menschenunwürdig erschien, weil er seine geschichtliche Bedeutung nicht verstand und seine großen Zeiten innerlich nicht miterlebt hatte; die kleinliche Polizeiregierung der fünfziger Jahre konnte in ihm vollends keine Liebe und kein Verständnis für diesen Staat erwecken. Er hat aus seiner Abneigung gegen das Preußen, welches Schleswig-Holstein im Stich gelassen hatte, nie ein Hehl gemacht, und besonders gegen den Berliner und Potsdamer Hof- und Lakaiengeist, für den der Titel eines Menschen mehr gelte als der Mensch, kräftig gewettert. Auf Rosen war er in Potsdam nicht gebettet, das Einarbeiten in das ihm fremde preußische Landrecht wurde ihm sehr sauer, seine Arbeitskraft wurde aufs äußerste ausgenutzt, und der Verdienst beschränkte sich auf gelegentliche Tagesgelder; Storm konnte der Unterstützung des Vaters nicht entraten und mußte in dem teuren Orte auf das allersparsamste wirtschaften. Konstanze hatte ihre liebe Not, zumal ihr nach den drei Jungen 1855 nun auch die langersehnte Tochter, Lisbeth, geschenkt worden war. Dazu kam, daß Storm unter mancherlei Störungen seiner Gesundheit zu leiden hatte. An den einfachen, aber für damalige Verhältnisse sicher nicht unansehnlichen Wohnungen, die er in

Potsdam innehatte (er zog mehrmals um), vermißte er vor allem den geliebten Garten, so daß ihn in den heißen Sommermonaten die Sehnsucht nach der heimatlichen Natur oft in schmerzlichster Weise ergriff. An der schönen Potsdamer Umgebung ging er jedoch nicht achtlos vorüber, die malerischen Havelufer gefielen ihm, und der Park von Sanssouci tat es auch ihm an, wenngleich er an seiner abgezirkelten Rokokoschönheit keine dauernde Befriedigung fand. Trotz der eingeschränkten Verhältnisse war der Verkehr recht rege; an verschiedene Potsdamer Beamtenfamilien schlossen sich Storms an; Konstanze fand in Rosa Stein, der Schwester einer hochmusikalischen Dame, eine stets hilfsbereite Freundin; Storm im alten Kreisgerichtsrat Schnee einen treuen Freund, dessen Sohn Hermann, der angehende Maler, sich eng an den Dichter anschloß. Auch seine schöngeistigen Neigungen und seine Vorlesergabe konnte er in einer literarischen Gesellschaft betätigen, in der er Gedichte von Mörike vortrug. Leider wohnten aber seine künstlerischen Freunde alle in Berlin. Schon bevor seine Übersiedlung nach Preußen feststand, war er in den Berliner Schriftstellerverein „Tunnel unter der Spree“ aufgenommen worden, in dem unter strenger Wahrung eines gewissen sinnbildlichen Aufputzes die Dichtungen der Mitglieder vorgelesen und scharf beurteilt wurden. Dieser Verein, den Geibel als eine „Kleindichterbewahranstalt“, Fontane als ein „Rauch- und Trinkkabinett mit literarischem Anstrich“ bezeichnete, mochte auf junge Dichter von bescheidener Begabung eine gute erziehliche Wirkung ausüben: für Storm bedeutete er wenig. Er, der unter dem Namen „Tannhäuser“ aufgenommen wurde, hat hier nie einen großen Erfolg errungen, auch mit der Ballade „Geschwisterblut“ nicht, die einem Wettbewerb mit einem anderen Mitgliede die Entstehung verdankt. Aber in dem engeren Kreise, der von zwölf Tunnelmitgliedern, meist Künstlern und Dichtern, gegründet wurde, und in dem ein sehr herzliches Verhältnis bestand, dem „Rütli“, hat der Dichter, soweit seine beschränkten Verhältnisse die Fahrt nach Berlin gestatteten, viel verkehrt und manchen Freund gefunden. Etwas ferner standen ihm Adolf Menzel, der forsche Gardeoffizier und Platenschüler Bernhard von Lepel, auch Theodor Fontane, zu dem bei der Wesensverschiedenheit kein engeres Verhältnis aufkam, der jugendliche Paul Heyse und der Kammer-

gerichtsrat und feine Humorist W. von Merckel. Sehr herzliche Beziehungen dagegen hatte Storm zu dem prächtigen, unterhaltsamen Juristen Zöllner mit dem Beinamen Chevalier, dem eigenartigen Kunstforscher und plattdeutschen Dichter Friedrich Eggers und zu dessen Fachgenossen, dem Geheimrat Franz Kugler. Auch außerhalb der eigentlichen Rütlisitzungen, die bei den einzelnen Mitgliedern abwechselnd stattfanden und zu denen nur die Männer Zutritt hatten, hielt man gesellschaftlich zusammen. Kuglers Haus, wegen seiner Gastlichkeit „der ewige Herd“ genannt, war der Mittelpunkt des Kreises. Die liebenswürdige Wirtin, eine Tochter Hitzigs, des Freundes von E. T. A. Hoffmann, und der so gar nicht geheimrätliche Kernmensch Kugler verstanden es, ihren Gästen höchst anregende Stunden zu bereiten. Gespräche über Dichtung und Kunst, Aufführungen, Vorlesungen, musikalische Darbietungen usw. belebten die geistvolle Unterhaltung, in der sich hauptsächlich Kugler, Storm, der Kunstforscher Lübke, Chevalier und der junge Berliner Baumeister Lucä hervortaten. Hier machte Storm die Hochzeit Heyses mit Margarete Kugler mit, hier lernte er 1854 den seit der Lübecker Zeit hochverehrten Eichendorff kennen, dessen tiefblaue Augen und wundervolles, anziehendes Wesen auf ihn einen starken Eindruck machten, und hier gewann er Anregung zu schriftstellerischer Betätigung. Der Kreis um Kugler und Eggers hatte sich zu einigen literarischen Unternehmungen zusammengeschlossen, und Storm wurde als Mitarbeiter geworben. So schrieb er für die literarische Beilage des von Eggers herausgegebenen „Deutschen Kunstblattes“ einige tiefgründige Besprechungen, in denen er seine schon lange durchdachten Ansichten über die Liederdichtung niederlegte. In dem anderen Unternehmen, der sorgfältig vorbereiteten Zeitschrift „Argo“, die 1854 zuerst herauskam und es mit einigen Unterbrechungen zu fünf Jahrgängen brachte, erschienen Gedichte Storms aus seiner letzten Husumer Zeit, die schon 1850 vollendete, stark unter Mörikes und Stifters Einfluß stehende Tagebuchnovelle „Ein grünes Blatt“ und der 1856 entstandene Schwank „Wenn die Äpfel reif sind“. Die dichterische Schaffenstätigkeit der Potsdamer Zeit war sonst nur gering; einige schöne Lieder und drei Novellen waren der ganze Ertrag der drei Jahre. Neben jener scherzhaften Erzählung gelang ihm nur noch das entzückende Rokokobildchen „Im Sonnenschein“, das

einer erneuten Sammlung früherer Stücke Titel und Gepräge gab, und die schwermütige Liebesgeschichte „Angelika“, die zusammen mit der Erzählung „Ein grünes Blatt“ 1855 herauskam. Außerdem erschien 1856 eine Ausgabe von „Immensee“ mit Holz-
5 schnitten Ludwig Pietschs, des späteren Pressemannes, der Storm Proben seiner Bilder in Potsdam vorführte und damit den Grund zu einem dauernden Freundschaftsbunde legte. Unbedingte Zustimmung fand Storm mit seinen neuen Gaben nicht, die „Angelika“ fand bei seinen Berliner Freunden eine ablehnende
10 Beurteilung, und er selbst erkannte ihre Bedenken als berechtigt an, ja er begann an seiner Begabung überhaupt zu verzweifeln. Die Entfernung aus der Heimat, die Unsicherheit seiner Lage und die große Arbeitslast drückten auf den Dichter so, daß er oft in heftigste Klagen ausbrach. Mehrmals bemühte er sich, eine
15 Versetzung in bessere Verhältnisse zu erlangen, wurde aber immer wieder vertröstet.

So war es wenigstens eine Erquickung, als er 1855 einmal aus den unerfreulichen Verhältnissen herausgerissen wurde. Nach einem Besuche der Eltern in Potsdam reiste er mit ihnen
20 über Erfurt, wo Bruder Otto sich niedergelassen hatte, durch den Thüringer Wald mit den Gleichen und der Wartburg nach Heidelberg. Von dort machte er einen Abstecher nach Stuttgart zu Eduard Mörike und wurde mit der größten Herzlichkeit von dem verehrten Meister aufgenommen, in dessen Ausdrucksweise er
25 dieselbe Gegenständlichkeit wiederfand, die er schon an den Werken bewundert hatte. Er hatte die Freude, daß Mörike ihm die eben entstandene Mozartnovelle vorlas und auch an seinen Eltern Gefallen fand. In dem Aufsatz „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“ hat Storm zwanzig Jahre später diesen Besuch geschildert.
30 Die Reise endete mit einer Rheinfahrt von Mainz nach Köln, die trotz der großen Überstürzung Storm Gelegenheit gab, den Brentanoschen Rheinzauber nachzuerleben. Das nächste Jahr brachte ihm endlich nach drei Jahren ein Wiedersehen der teuren Heimat. Nachdem Storm den ersten Teil eines Krankheitsurlaubs zu einem
35 anregenden Aufenthalt in Berlin benutzt hatte, bei dem er bei Frau Lina Duncker, der Schwägerin seines Verlegers und Gattin des demokratischen Max Duncker, angenehme Stunden verlebte, reiste er Anfang Juli über Lübeck, wo er Geibel wiedersah, nach

Segeberg zu den Schwiegereltern und genoß die heimatliche Natur mit lebhafter Freude. Der größte Teil des Urlaubes wurde in Husum verbracht; Besuche in Kiel bei seinem Vetter, dem Professor der Rechte Friedlieb, und in Hanerau bei seinem Bruder Johannes schlossen sich an. Aber so befriedigt er von der Heimat war, der Gedanke an die dänische Herrschaft verdarb ihm doch die Freude.

Heiligenstadt.

Während dieses Ferienaufenthaltes traf Storm die Nachricht von seiner langersehnten Versetzung. Er kam als Kreisrichter nach Heiligenstadt, wo sein Bruder Otto als Gärtner wohnte. Gleich der erste Eindruck der alten Bischofsstadt im Eichsfelde südlich von Göttingen war günstig. Zwar gab es auch hier kein Meer, keine Marschen und keine Heide, aber der Ort von 6500 Einwohnern lag mit seinen kleinen Häusern und den drei stattlichen Kirchen sehr hübsch im Tale, umgeben von mittelhohen Bergen, die mit Tannen- und Laubwäldern gekrönt waren; das ganze kleinstädtische Gepräge erinnerte an die heimatlichen Husumer Verhältnisse, und wenn die Bevölkerung auch arm und zum größten Teil katholisch war, so wußte sie doch behaglicher und vergnügter als die Potsdamer steifen Kreise zu leben, so daß Storm glaubte, in Seldwyla zu sein. Storm begann das neue Leben in einem schönen, vor dem Städtchen in Gärten gelegenem Hause, das Bruder Otto bald kaufte. Aber bereits im nächsten Jahre mußte er wegen Geldknappheit mit einer engen Mietswohnung im ersten Stockwerk des Gasthofes zum „Goldenen Löwen" am anderen Ende der Stadt vorliebnehmen; in ihr mußte er sich sehr einschränken und vor allem den Garten entbehren. Das Gehalt von 600 Talern war sehr knapp; ohne bedeutende Zuschüsse des Vaters wäre es nicht gegangen, und während der im Eichsfelde sehr harten Winter mußte sich die Familie zeitweise mit einem geheizten Zimmer begnügen. Trotzdem wurden die Weihnachtsfeste in alter Behaglichkeit gefeiert; Storm suchte stundenlang in den Wäldern nach Tannenäpfeln, kletterte trotz seiner Amtsrichterwürde sogar auf die Tannenbäume, und zu Hause wurde alles nach Husumer Weihnachtssitte vergoldet. Die häusliche Welt, die für Storm stets die Hauptsache war, brachte ihm hier in Heiligenstadt die glücklichste Zeit seines

Lebens. Die Liebe zu Konstanze erhielt sich, trotzdem der Dichter das Verblühen ihrer körperlichen Schönheit wohl bemerkte, in gleicher Stärke; wie früher sangen beide auch hier ihre Duette zusammen, und jedesmal, wenn Storm von der Frau getrennt
5 wurde, begannen für ihn die Qualen, die ihm schon die Bräutigamszeit vergällt hatten. Die Kinder wuchsen heran und wurden schnell selbständige Mitglieder der Familie; denn Storm liebte es nicht, auf Kinder viel Zwang auszuüben, und war ein begeisterter Vater, der mit seinen Söhnen, oft wohl ein wenig
10 heftig, Latein lernte, allen Kindern vorlas, an ihren Spielen teilnahm, ihnen Figuren zeichnete, jeden sittlichen Fehlgriff aber unnachsichtlich rügte. Der Kindersegen wuchs. Der Lisbeth folgte 1860 eine Luzie und im Januar 1863 eine Elsabe nach, so daß jetzt sechs Kinder beisammen waren, von denen Storm wenigstens
15 die drei ältesten um den nachmittägigen Teetisch versammeln konnte. Krankheiten blieben nicht aus, Storm selbst litt an allerlei nervösen Störungen, Magenkrampf und Schwindel, Konstanze an sehr heftigem Gliederreißen. Anfang 1858 erkrankte Storm mit vier Kindern an Masern, und Weihnachten 1863 lag fast die
20 ganze Familie an Röteln danieder, nachdem eben erst eine Operation Konstanzens in Segeberg glücklich überstanden war. Die erste Zeit hatte sich Storm an dem neuen Orte etwas einsam gefühlt. Zwar nahm die berufliche Tätigkeit ihn durchaus nicht so in Anspruch wie in Potsdam, und die Kollegen waren
25 entgegenkommend, aber ein rechter Bekanntenkreis fehlte zu Anfang. Erst im zweiten Jahre kam ein engerer Verkehr mit der Familie des Rechtsanwalts Schlüter zustande, der bis zum Weggange Schlüters gedauert hat. Man las Kleist zusammen, machte Wanderungen auf die Berge und Wagenausflüge zu den Gleichen
30 bei Göttingen, wo Storm Achim von Arnims und Bürgers gedachte, und ins Werratal. Trotzdem war der Dichter nicht recht zufrieden; im Frühjahr 1857 schrieb er an Ludwig Pietsch: „Nur Menschen, Menschen, alle Königreiche für 1/4 Dutzend Menschen", und für die geistigen, besonders die künstlerischen Bedürfnisse
35 mußten auch weiterhin Bücher und von den Berliner Freunden geschickte Bilder sorgen. Mit der Zeit wurde das anders. Ein Besuch in Göttingen verschaffte Storm die Bekanntschaft mit dem Geschichtsforscher Waitz, einem Landsmann, und allmählich wurde

der Heiligenstädter Verkehr recht lebhaft. Ausflüge wurden gemacht, entweder verbunden mit einem Gerichtstag in einem der umliegenden Dörfer, oder um das Gut und die Familie eines Amtsgenossen zu besuchen, in der Storm einmal an einem tüchtigen Mädchen, einer Waise, eine Eroberung machte. Vor allem aber hatte Storm in dem Landrate Alexander von Wussow, mit dem er im Frühjahr 1858 in Verkehr gekommen war, einen seiner besten Freunde gefunden. Wussow, damals ein 38jähriger Mann, dem Äußeren und den Ansichten nach ganz preußischer Beamter, hatte doch ein zartbesaitetes Künstlerherz, Begabung als Dichter und Maler und Kenntnisse in der Literatur, vor allem in Byrons Werken. Er war eine schwungvolle Natur, ein schwermütiger Grübler, der vor den schwierigsten Fragen nicht haltmachte, seine eigenen Ansichten über Gott und Welt hatte und Storm viel zu denken gab. Als einen Menschen aus Gleims Freundschaftstempel hat Storm seinen Duzfreund bezeichnet; an seiner nüchtern und praktisch veranlagten Gattin schätzte er die Kinderliebe und die herzliche Freundlichkeit. Mit dieser Familie, deren Kinder sich auch an die Stormschen Jungen anschlossen, kamen Storms fast täglich zum Tee zusammen; mit dem leidenschaftlichen Wanderer Wussow ging Storm oft auf die umliegenden Berge, für deren Schönheit er durchaus empfänglich war, oder die beiden Familien fuhren in die Wälder hinaus, kochten dort Kaffee und verzehrten ihren Imbiß. Bei Wussows war längere Zeit die Schwester des Potsdamer Direktors von Goßler, Klärchen, zu Besuch, eine Frau von abgeklärter Heiterkeit, die sehr musikalisch war und zu den Verehrerinnen von Robert Franz gehörte. Zwei junge, schöne Schottinnen, die sich als Gesellschafterinnen in Wussows Hause aufhielten, vervollständigten den anregenden Kreis. Bei den Zusammenkünften las Storm oft vor, auch seine eigenen Werke, die meist gute Aufnahme fanden, oder es wurde Musik gepflegt und manchmal verschaffte auch eine musikalische Größe einen besonderen Genuß. Der Verkehr mit dem Landrat war sehr eng, und der Einfluß Wussows, besonders auf die Befestigung der religiösen Anschauungen Storms, ist nicht zu verkennen. Das große Bekenntnisgedicht „Ein Sterbender" aus dem Jahre 1863 wird neben den Eindrücken, die der katholische Gottesdienst auf Storm machte, Gesprächen mit dem schwerblütigen Landrat

die Entstehung verdanken. Aber in seinen politischen Ansichten hat sich der Dichter durch den Verkehr mit dem konservativen Adligen nicht irremachen lassen, ja es ist offensichtlich, daß er sich nie so schroff geäußert hat wie in diesen Jahren, in denen der
5 Kampf der Liberalen gegen Bismarck im Gange war. Der unbeugsame Unabhängigkeitssinn des Friesen ließ den Dichter in scharfem Spott gegen die Junkerpartei Front machen, indem er rücksichtslos über die Freunde hinwegsah und selbst deren Schwächen bloßstellte. Storm ist durchaus nicht in diesem adligen
10 Kreise aufgegangen, er hat mit dem Bürgermeister und mit vielen Familien seiner Amtsgenossen recht rege verkehrt, und Ludwig Löwe, den großen Fabrikanten und Politiker, bei seinen Besuchen in seiner Vaterstadt Heiligenstadt gern bei sich gesehen. Das Erfreulichste bot dieser mehr bürgerliche Umgang in dem sogenannten
15 römischen Abend, einem zwanglosen Zusammenkommen von zwanzig Familien, das Storm als das Hübscheste bezeichnete, was er an Geselligkeit kennengelernt habe. Wussows nahmen leider nicht daran teil, und von Dauer war diese Einrichtung nicht. Storm las hier seine neuesten Dichtungen vor und fand oft recht
20 strenge und feinsinnige Beurteiler. Ebenso anregend war für ihn der Gesangverein, den er gründete und leitete. Mit diesem Chor von zwanzig und später bis siebzig Mitgliedern veranstaltete er im Rathaussaale einige Konzerte, deren Vortragsfolgen von leichteren Stücken bis zu Mendelssohns „Walpurgisnacht" und
25 „Paulus", Glucks „Orpheus" und Hillers „Zerstörung von Jerusalem" aufstiegen.

In den Sommermonaten waren Besuche sehr häufig. Neben Verwandten kam oft die Potsdamer Freundin Rosa Stein; der angehende Maler Hermann Schnee war ein gern gesehener Gast,
30 der nachmalige treue Freund Petersen sprach hier zum erstenmal vor, und mit einem alten Kameraden, Becker aus Oldenburg, konnte Storm 1859 Musik pflegen. Schon 1857 hatte der Besuch des Dichters und Vortragsmeisters Palleske aus Arnstadt Storm einige schöne Abende verschafft, und in demselben Jahre hatte
35 der Husumer Maler Sunde einige Zeit in Heiligenstadt verbracht und zum Danke Bildnisse von Storm und Konstanze zurückgelassen. Mit gleichen Gaben stattete Ludwig Pietsch seinen Dank für die freundliche Aufnahme ab, die er zuerst 1861 und dann später noch

oft bei Storm oder Wussow fand. In hübschen Schilderungen des behaglichen Lebens hat er den angenehmen Eindruck beschrieben, den er von dem froher als in Potsdam gestimmten Dichter empfing. Bei späteren Besuchen traf er Storm oft nicht anwesend in Heiligenstadt, denn der Dichter suchte in den Ferien 5 gern seine Heimat auf. Nachdem Konstanze 1858 allein in Schleswig-Holstein gewesen war, reiste Storm teils mit Familie, teils allein 1859, 1860, 1862, 1863 während der Gerichtspause in die Heimat. In Hamburg-Altona nahm er meist einen kurzen Aufenthalt, um bei den Verwandten, den musikalischen Scherffs, 10 einige Tage zu verweilen. In solchen Tagen sah sich Storm den Tiergarten oder eine Ausstellung an und stattete Besuche ab bei dem Jugendbekannten Koopmann oder bei dem neugewonnenen Freunde Otto Speckter, dessen Zeichnungen zu Reuters Werken, zu Klaus Groths „Quickborn" und den Heyschen Kinder- 15 fabeln seinen Beifall gewannen; die Beziehungen zu ihm wurden im Laufe der Jahre immer freundlicher. Fast regelmäßig kehrte Storm in Segeberg bei den Schwiegereltern ein, bei denen er einen durch die Heirat der Kinder stets wachsenden Familienkreis antraf; im nahen Kiel sah er den Vetter Friedlieb wieder, er 20 besuchte Lübeck, fand auch nach Lütjenburg ins östliche Holstein den Weg zu seinem Freunde Brinkmann, der ihn mit alter Herzlichkeit willkommen hieß. Die Hauptzeit aber galt dem geliebten Husum, in das der Dichter trotz der schlimmen Eindrücke der Dänenherrschaft immer wieder mit neuer Sehnsucht einkehrte. 25 Die Eltern lebten beide; nachdem die Schwester Cäcilie, die letzte der großen Schar, an einem unheilbaren Nervenleiden im Irrenhaus gestorben war, hatte der jüngere Bruder, Emil, neues Glück ins Haus gebracht, und der Heimatboden übte stets wieder neuen Zauber auf den Dichter aus. Manche der Eindrücke dieser Ferien- 30 zeiten gingen in die neuen Erzählungen über, die ja fast alle die stets neu erwachte Sehnsucht nach der Heimat mit schaffen half. Selbstverständlich wanderte Storm oft in die Natur hinaus, auf den Deich und an das Meer, oder es wurden Fahrten nach Friedrichstadt zu den Verwandten gemacht und von dort Schwab- 35 stedt an der Treene mit seinem schönen Pfarrhofe besucht, der Storm an den Pfarrhof in Voß' „Luise" erinnerte. Von seinem letzten Besuche brachte er seinen Vetter Ludwig Scherff aus

Hamburg mit nach Heiligenstadt, den Tondichter, der sich später an Storms Fiedellieder wagte und eine Oper schrieb, aber schließlich verschollen ist. Mehr als je fühlte sich Storm bei der Rückkehr wie in der Fremde, und Pietsch, der gerade zu Besuch weilte, sah des Dichters große Erregung. Storm ahnte nämlich, daß die schleswig-holsteinischen Dinge zu reifen begannen, und als im November der dänische König starb, da erwachte sein Heimatsgefühl zu voller Stärke, und Hoffnung und Furcht ließen den Dichter nicht mehr zur Ruhe kommen. Auch als nun wirklich der Krieg ausbrach und preußisch-deutsche Bataillone gen Norden marschierten, da verließ ihn das Mißtrauen gegen Preußen nicht; denn er erwartete nichts von den „Junkern“, den „Feinden der Freiheit“, die für Schleswig-Holstein nichts tun würden. Doch die Stunde der Heimkehr stand bevor. Als Storm mit den Seinen an einem Februarnachmittage 1864 beim Tee saß, erhielt er die Berufung als Landvogt nach Husum. Sein erster Gedanke war: „Wen von Euch soll ich dafür zum Opfer bringen?“ Zur ersten Erkundigung fuhr er Mitte Februar nach Husum, wo er begeistert aufgenommen wurde, und von da nach Berlin, um bei dem Minister Grafen zur Lippe eine Beurlaubung zu erwirken. Indessen, der Gang war vergebens, der Urlaub wurde abgeschlagen. Der Minister antwortete Storm, er müsse alles auf eigenes Wagnis unternehmen und habe auf keine Wiedereinstellung in Preußen zu rechnen, falls die Dinge in Schleswig-Holstein eine unerwartete Wendung nähmen. Aber allen Bedenken zum Trotz nahm er das Angebot auf Zureden des Vaters und hochstehender Berliner Bekannten an und trat unter allseitiger Zustimmung aus dem preußischen Staatsdienst aus. So unangenehm diese Erfahrung bei den amtlichen Stellen in Berlin war, um so herzlicher war die Aufnahme bei den alten Freunden, Pietsch, der Storm beherbergte, Menzel, Theodor Mommsen; der Dichter lernte Menzels Schwager, den Musiker Krigar, den hochbegabten Schattenbilderschneider Konewka, den Maler Karl Becker und Dohm, den Herausgeber des „Kladderadatsch“, kennen, besuchte eine Gemäldeausstellung und einen Künstlerball, bei dem auch Ferdinand Lassalle zugegen war. Schwer wurde der Abschied von Heiligenstadt, wohin Storm zurückkehrte und wo er sein letztes Konzert leitete; denn er hatte sich hier sehr wohlgefühlt, einmal

sogar geschrieben: „Da ich nicht in Husum sein kann, so wünsche ich mir in Heiligenstadt zu sein“, so daß ihm beim Fortgange zumute war, als verließe er eine zweite Heimat.

In Heiligenstadt ist denn auch der Dichter in Storm neu erwacht, ja seine Werke aus dieser Zeit lassen einen bedeutenden Fortschritt erkennen. Der Liederdichter meldet sich zwar nur spärlich, aber mit reifen Gaben zu Wort. Er gibt der Sehnsucht nach der Heimat, der Liebe zu Konstanze und der Furcht vor dem Altern ergreifenden Ausdruck; wuchtige politische und religiöse Bekenntnisgedichte entstehen, und Storm erlebte die Freude, daß eine dritte Auflage der „Gedichte“ nötig wurde. Seine reiche Beschäftigung mit alter und neuer Lyrik fand 1859 ihren Niederschlag in einer schönen Sammlung „Deutsche Liebeslieder seit Günther“, die der Dichter mit einer wichtigen kritischen Vorrede versah. Reicher war die Ausbeute des Erzählers; nicht weniger als elf Novellen sind in Heiligenstadt entstanden und darunter ein paar Meisterleistungen, ja die ersten abgerundeten Werke des Dichters. Das Jahr 1858 brachte die wehmütige, herbe Geschichte von dem Untergange des letzten weiblichen Mitgliedes eines alten Geschlechtes: „Auf dem Staatshof“, wohl die erste voll ausgestaltete Novelle Storms, die anfangs in der Zeitschrift „Argo“ und dann mit ein paar früheren Stücken in dem Bändchen „In der Sommermondnacht“ 1860 veröffentlicht wurde. 1861 folgte die Sammlung „Drei Novellen“, alles Heiligenstädter Gaben; die zuerst ebenfalls in der „Argo“ erschienene Ehegeschichte „Späte Rosen“, die ganz aus der katholischen Umwelt herausgewachsene Erzählung „Veronika“ und die kleine, meisterliche Entsagungsnovelle „Drüben am Markt“. Zwei größere Erzählungen erscheinen 1863 in Einzelausgaben: „Im Schloß“, die heiter ausgehende Geschichte von der Liebe des Hofmeisters zu dem Schloßfräulein, in der Storm seine religiösen und sozialen Anschauungen niederlegte, und das längste Werk „Auf der Universität“, die Schilderung eines Mädchenschicksals mit einem Ende voll schmerzlichster Wendungen. Zwischen diesen beiden Novellen entstand „Am Kamin“, eine während langer Zeit verschollene Sammlung Spukgeschichten mit einem sehr sorgsam ausgeführten Rahmen, in dem der Heiligenstädter Umgang des Dichters recht anmutig und getreu geschildert wird. Die Storm

so vertraute Weihnachtsstimmung bildet die Grundlage für „Unter dem Tannenbaum“ und „Abseits“, zwei Geschichten, die zwar erst 1865 zusammen als Buch erschienen, aber schon in Heiligenstadt geschrieben sind. Die letzten Werke waren zwei Märchen: 5 „Die Regentrude“ und „In Bulemanns Haus“, die Weihnachten 1863 rasch hintereinander entstanden. Das dritte Märchen, „Der Spiegel des Cyprian“, wurde nicht mehr fertig, und auch eine andere Novelle, „Von jenseit des Meeres“, fand erst in Husum ihre Vollendung. Nicht zur Ausführung kam ein durch eine Er- 10 zählung Auerbachs angeregter Novellenplan „Im Korn“, fast die einzige im Entwurf steckengebliebene Stormsche Dichtung.

---

3. Reifezeit in der Heimat (1864—88).

Amtsrichter in Husum.

Mit dem ältesten Sohne reiste Storm Mitte März 1864 über 15 Altona, wo er bei Scherffs einkehrte, nach Husum und trat sogleich das neue, ihm sehr zusagende Amt unter seinen Landsleuten an. Nachdem die noch immer herrschende Unsicherheit, ob Dänemark nicht doch noch im Besitz der Herzogtümer bleiben würde, geschwunden war, kamen auch die Gattin und die anderen Kinder 20 nach, und in einem kleinen, freundlichen Hause in der Süderstraße wurde das erste Jahr verbracht. 1865 bezog Bruder Emil das Nachbarhaus, die beiden schmalen, aber langgestreckten Gärten, aus denen die Kinder zum Spielen unmittelbar auf die Marschwiesen hinausgelangen konnten, waren nur durch eine Laubhecke vonein- 25 ander getrennt. Neben dem Bruder fand Storm auch noch seine Eltern in der Heimat vor, und die Besuche in dem Familienhaus in der Hohlen Gasse wurden wieder so regelmäßig gemacht wie in den Jahren vor der Verbannung. Vater und Mutter waren herzlich erfreut, nun auch diesen Sohn bei sich zu sehen; denn von 30 den Töchtern war ihnen ja keine erhalten geblieben. Sie hatten auch Grund genug zur Freude; denn der Landvogt Storm war bei den Landsleuten sehr beliebt; er verstand es trefflich, mit den Bauern zu verkehren, auf die sich seine richterliche Tätigkeit hauptsächlich erstreckte, und hatte selbst an dem lebendigen Umgange 35 mit diesen prächtigen Menschen ein reines Vergnügen. Manchmal mußten Fahrten über Land oder auf die Inseln gemacht

werden, um in den Dörfern selbst Aufnahmen und Untersuchungen des Tatbestandes vorzunehmen, bei denen Bruder Emil oft den Begleiter und medizinischen Sachverständigen spielte. Storm lernte durch sein Amt vor allem die Menschen sehr genau kennen und fand auch manchmal durch seine berufliche Tätigkeit einen Stoff zu einer Novelle. Lange ist er allerdings nicht Landvogt gewesen; 1866 wurden die Herzogtümer eine preußische Provinz, und bei der Einführung der neuen Verwaltung mußte Storm sich mit der Stelle eines preußischen Amtsrichters begnügen, in der er 1874 zum Oberamtsrichter und 1879 zum Amtsgerichtsrat aufrückte. Er hat sich in diese neue Stellung leicht gefunden. Weniger erquicklich war die bedeutende Beschneidung des üppigen Gehaltes, die beim Heranwachsen der Kinder sich bald empfindlich bemerkbar machte; und mit der neuen Preußenherrschaft konnte sich der entschiedene Kleinstaatler durchaus nicht befreunden. Worte voll tiefster Empörung über die Vergewaltigung der Heimat hat er damals gesprochen, und erst die großen Ereignisse des Jahres 1870 wußten ihn mit dem herben preußischen Wesen zu versöhnen. Brachte ihm so das Schicksal seiner Heimat eine bittere Enttäuschung, so mußte er die Rückkehr in sein Vaterland mit einem noch viel furchtbareren Opfer erkaufen. Am 20. Mai 1865 starb kaum vierzigjährig seine heißgeliebte Gattin am Kindbettfieber, das damals seuchenartig auftrat, nachdem sie schon lange gekränkelt und ihr siebentes Kind, die vierte Tochter, Gertrud, geboren hatte. Storm war aufs tiefste getroffen. Das, was ihm in der Zeit des Glückes immer als das Furchtbarste erschienen war, hatte ihm das Schicksal nicht erspart. Die Frau, die ihm eine „Geliebte in des Wortes verwegenster Bedeutung“ gewesen war, zu der er sich, wenn die Welt ihn schlug, „wie ein Kind zur Mutter“ geflüchtet hatte, war ihm, dem liebebedürftigen Manne, entrissen worden. An den schweigsamen Mörike schrieb der Tiefgetroffene: „Nach langer Zeit komme ich wieder einmal zu Ihnen; diesmal aber als ein Mann, dessen Lebensglück zu Ende ist, und über dessen Zukunft die Worte stehen, die Dante über seine Hölle schrieb.“ An einem schönen Frühlingsmorgen hat er Konstanze, ohne daß die Welt und die Kirche es wußten, in der Familiengruft des kleinen St. Jürgenfriedhofes begraben; als er nach Hause kam, suchte er in stundenlangem Klavierspiel Trost und strömte den Schmerz in

tiefgefühlten Liedern aus. „Einsamkeit und das quälende Rätsel des Todes", das den Glücklichen schon geplagt hatte, wußte er kaum zu bekämpfen, und wenn er auch Mannes genug war, als Vater von sieben Kindern nicht zu unterliegen und an seinen
5 künstlerischen Bestrebungen festzuhalten, so hatte er doch den Glauben an das Leben und vor allem an seine dichterische Kraft verloren; sein künstlerisches Schaffen geriet ins Stocken, und er meinte, nur noch „opera posthuma" hervorbringen zu können.

Trost suchte er zunächst durch Flucht aus der Heimat. Im Juli
10 1865 weilte er zuerst bei seinen Hamburger Verwandten, dann folgte er Anfang September der Einladung des russischen Dichters Turgenjew nach Baden-Baden, die der bei diesem weilende Ludwig Pietsch vermittelt hatte. Über Minden, wo er bei der Dichterin Elise Polko einkehrte und sich an deren „dämonischem Gesange"
15 begeisterte, reiste er nach Frankfurt a. M. zu seinem Jugendfreunde Tycho Mommsen, der es zum Direktor des dortigen Gymnasiums gebracht hatte. In Baden-Baden wohnte er mit Turgenjew und Ludwig Pietsch zusammen; die paradiesisch-schöne Umgebung, der Verkehr mit dem Freunde und dem großen Russen, dessen ge-
20 waltige dichterische Persönlichkeit auf ihn einen starken Eindruck machte, besonders aber die Bekanntschaft mit der Sängerin Pauline Viardot-Garcia, deren Haus den Mittelpunkt der großen und der künstlerischen Welt des Badeortes bildete, rissen den Trauernden aus seinen finsteren Grübeleien heraus. Froher konnte er
25 auf der Rückreise Heidelberg besuchen, wieder bei Mommsens einkehren, den Rhein von Mainz hinabfahren und das Wunderwerk des Kölner Domes auf sich wirken lassen. Nachdem er in Duisburg seinen Jugendfreund Ohlhuus besucht und in Arnsberg in Westfalen seinen Heiligenstädter Freund Wussow wiedergesehen
30 hatte, kehrte er Ende September nach Husum zurück.

Die Verhältnisse daheim waren nicht die besten; nachdem eine treue Wirtschafterin das Haus verlassen hatte, lag der Haushalt und auch die Erziehung der Kinder ganz in den Händen einer Schottin, die bei ihrem Mangel an geistiger und körperlicher
35 Anmut weder bei Storm noch bei den Kindern Liebe und Achtung erwarb. Da war es ein allerseits freudig begrüßter Schritt, als der Dichter ein Jahr nach Konstanzens Tode seiner Jugendgeliebten Dorothea Jensen in aller Stille die Hand zum Ehebunde

reichte. Schon bald nach der Rückkehr aus der Verbannung hatten die beiden sich wiedergesehen; die vornehme Konstanze hatte das gealterte Mädchen als Freundin in das Haus ziehen wollen, aber Dorotheas Leidenschaft hatte die Annäherung unmöglich gemacht. Jetzt nach Konstanzens Tode trat Storm in Briefwechsel mit der Jugendgeliebten, die durch ihre Schwester, die Gattin des Bruders Johannes, zugleich seine Schwägerin war, und bald flammte in dem Einsamen die alte, totgeglaubte Liebe wieder auf, so daß er Juni 1866 nicht nur seinen Kindern eine warmherzige Mutter, sondern auch sich die Geliebte ins Haus führte. Leicht hat es Dorothea zu Anfang nicht gehabt; denn Storm dachte stets an Konstanze, mit der er noch im Sommer 1864 in Hademarschen selige Wochen wie ein Bräutigam verlebt hatte, und hielt die Erinnerung an die Tote mit einer fast kränkenden Hartnäckigkeit fest. Dorotheas schweres, liebebedürftiges Wesen fand sich nur nach heftigen Kämpfen in die große Aufgabe, und die ersten Jahre herrschte noch kein heiterer Geist im Stormschen Hause. Erst nach der Geburt einer reizenden Tochter Friederike, Dodo genannt, die bald der Sonnenschein des Hauses wurde, legten sich Frau Dos Schwermut und Storms Reizbarkeit, so daß ihm „an der Seite dieser milden Frau“, die den Kindern eine liebe Mutter wurde und in ihnen das Bild der toten Konstanze heiligzuhalten wußte, „noch ein stiller Abendschein anbrechen“ konnte, wenn es auch für ihn Herbst geworden war. Frau Do war eine sehr eifrige Hausfrau, und Storm ist ihr Reinlichkeitsbedürfnis wohl manchmal etwas lästig gefallen, aber es hinderte nicht, daß auch die zweite Gattin für ihn, den Anlehnungsbedürftigen, in gewisser Hinsicht „sein poetisches Gewissen“ wurde, das immer befragt wurde. So begannen sich allmählich die Schatten zu heben, und auch der Dichter meldete sich wieder zum Wort.

Bereits im Herbst 1866 war die Familie in ein geräumigeres, schönes Haus in der „Wasserreihe“ (nahe am Hafen und in unmittelbarer Nachbarschaft der „Hohlen Gasse“) gezogen, dessen Erdgeschoß allerdings in Zeiten, da das Geld knapp wurde, an Fremde vermietet werden mußte. Hier „dichtete“ Storm sein behagliches, etwas dunkles Arbeitszimmer — er liebte die Schatten und die Dämmerung —, in dem die großen Novellen der Husumer Jahre entstanden sind; hier versammelte der Dichter eine Schar

begierig lauschender Zuhörer und Zuhörerinnen zum nachmittäglichen Vorlesen beim Tee in dem großen, freundlich eingerichteten Wohnzimmer oder in dem von Flieder und Rosendüften durchströmten Garten; hier feierte er als ein rechter Weihnachtsmann
5 das ihm so liebe Christfest, dessen Märchenstille er so oft beschrieben hat, und von hier wanderte er in den Singverein. Denn gleich nach seiner Rückkehr hatte er diesen wieder begründet, Konstanze hatte noch in ihm mitgesungen, und ihr Tod hatte keine Unterbrechung gebracht. Mit seinen fünfzig Mitgliedern wagte sich
10 Storm auch an schwierigere Sachen; neben Mendelssohn, Weber, Schubert, Mozart wurden auch Schumann und Brahms gepflegt; der Verwandte Ludwig Scherff erhielt hier das Wort, und sogar Aufführungen von Glucks „Orpheus" und „Iphigenie" kamen zustande, in denen Storm mit seinem noch 1880 klangvollen Tenor
15 Einzelgesänge vortrug. Auch außerhalb des Gesangvereins wußte er das geistige Leben des kleinen Städtchens anzuregen; er zog Musiker, wie das Müllersche Quartett, und Vortragende, wie Palleske, von außerhalb heran, las öffentlich aus seinen eigenen Werken vor, leitete Aufführungen eines Liebhabertheaters, in denen er
20 sogar selbst mitspielte, und verfehlte nicht, die Vorstellungen der schleswig-holsteinischen Wanderbühne fleißig zu besuchen. Der gesellschaftliche Verkehr war sehr rege, Storms gaben viele große Gesellschaften, und die Töchter wurden fleißig auf Bälle geführt. Von allen Freunden war der bedeutendste der Landrat des Kreises
25 Husum, Graf Ludwig Reventlow, ein „brunnentiefer" Mann von „bedeutendem Geist und Wissen", dessen schroffes Wesen durch das Gefühl, an einem seinen Fähigkeiten nicht entsprechenden Posten zu stehen, noch gesteigert wurde. Er war wie seine ihm geistig ebenbürtige Frau, eine geborene Gräfin Rantzau, schwer
30 zu befriedigen und hat sich über Storms Werke oft abfällig geäußert. Trotzdem hielten Landrat und Amtsrichter, die beide auf dem Schlosse ihre Amtszimmer hatten, auch im Leben fest zusammen. Ein gutes Familienverhältnis bestand allezeit zu dem Bruder Emil; wie denn überhaupt der Familienverkehr in
35 Husum sehr rege war. Viel Anregung gab der Umgang mit dem jetzt verschollenen Musiker Möller, der Lieder Storms vertonte, und wichtig wurde die Freundschaft mit dem Wegebauinspektor Eckermann, der 1869 nach dem benachbarten Heide zog. In der

näheren Umgebung pflegte Storm Beziehungen zu mehreren Pastoren, mit denen der Freigeist in seinem Taktgefühl gut fertig wurde, und eine kleinere Reise war schon der sich fast jährlich wiederholende Ferienaufenthalt in der brüderlichen Familie in Hademarschen; Verwandte der Gattin wurden in Nordschleswig aufgesucht, in Kiel und Eutin alte Freundschaften mit Klander, Koopmann, Kirchner und dem treuen Vetter Ernst Esmarch neu angeknüpft. Sehr eng blieben die alten Beziehungen zu Hamburg, wo Storm in Speckters und dem Schulmann Schleiden die besten Freunde fand, und die aufstrebende Begabung seines freilich bald verschollenen Vetters Ludwig Scherff bewundern lernte.

Mit zahlreichen bedeutenden Menschen kam Storm in diesen Jahren in Briefwechsel und Verkehr. 1871 klopfte der österreichische Literaturforscher, der Hebbelbiograph Emil Kuh, bei Storm brieflich an, der Dichter antwortete freundlich, und bald war ein reger Briefwechsel im Gang, in dem neben literarischen Dingen auch persönliches Leid und Glück zu Worte kamen, so daß Storm den frühen Tod des Freundes, der über ihn verständnisvolle Zeitungsaufsätze geschrieben hatte, tief bedauerte. Die Beziehungen zu dem großen „Quickborn"-Dichter Klaus Groth wurden weiter gepflegt. Storm besuchte ihn 1867 in Kiel, fand Gefallen an dem so ganz anders gearteten Manne und setzte sich auch schriftstellerisch für seinen Genossen ein. Der Briefwechsel mit Paul Heyse wurde erst jetzt rege, ja, nachdem er sich zu Anfang nur auf gegenseitige Ratschläge bei literarischen Sammlungen erstreckt hatte, herzlich, vielleicht der herzlichste, den Storm mit einem großen Dichter geführt hat. Kühler blieben die Briefe mit Gottfried Keller, bei dem Storm 1877 anklopfte. Die beiden großen Erzähler schrieben sich mit gegenseitiger Hochachtung; Storms Ratschläge für die Umarbeitung der Gedichte und des „Grünen Heinrich" wurden für Keller bedeutsam, aber ein rechtes Verstehen gelang den beiden grundverschiedenen Männern nicht. Storm wußte nichts mit Kellers Junggesellenherbe und seinen derben Späßen, Keller nichts mit dem Familienvater und Storms Gefühlsseligkeit anzufangen, und durch alle diese höchst bedeutsamen und reizvollen Briefe geht dieser Gegensatz verborgen, aber unüberbrückbar hindurch, bis der auch als Dichter verstummende Schweizer einsilbiger und einsilbiger wurde. Herzlich war Storms Verkehr mit dem Vermittler dieser

Beziehungen zu Keller, mit dem jüngeren Regierungsrate Petersen, dem tüchtigen Fayencensammler und vielseitigen Dichterfreunde, der jedes Jahr nach Husum herüberkam. Oft begleitete ihn von Schleswig, wo auch der Germanist Rochus von Liliencron zu des Dichters Freunden gehörte, Wilhelm Jensen, an dessen Urteil Storm viel lag, wenn er auch von dessen Werken nicht durchweg anerkennend sprach. Storm fühlte sich mit Jensen, der übrigens erst von ihm die entscheidende Anregung zum dichterischen Schaffen erhalten hatte, nicht in voller Übereinstimmung; er hatte an der spöttischen Art des jüngeren Freundes ebensoviel auszusetzen, wie Jensen an Storms kleinbürgerlichem Leben; desgleichen war ihm das geistig reife, freiere Wesen von Jensens Gattin nicht recht gemäß. Auch an Hermann Heiberg, der zuerst als Verleger mit ihm in Beziehung trat, und als Dichter dem älteren Freunde allerlei verdankte, hatte Storm vieles zu tadeln, während ihm Hans Hopfen und Heinrich Seidel als Menschen und Dichter sehr zusagten. 1868 kam in dem Sanskritforscher Max Müller, dem Sohne des Dichters der Griechen- und Müllerlieder, ein Gelehrter in des Dichters Haus. Einen wehmütigen Eindruck hinterließ der Besuch des vereinsamten Rütligenossen Bernhard von Lepel, und 1876 traf endlich der schon lange erwartete Ludwig Pietsch zu kurzem Aufenthalte in Husum ein. Fand er den erfolggekrönten Dichter in gehobener Stimmung, so erhielt der Reichsrat Schindler, der als solcher einer der eifrigsten Vorkämpfer des freisinnigen Deutschtums in Österreich war, als Dichter unter dem Namen „von der Traun“ heute vergessen ist, von Storms Leben in Husum einen sehr freundlichen, warmen Eindruck. Zu den Berühmten, zu denen auch der Hamburger Maler Magnussen gehörte, gesellten sich die Werdenden. Wenn der Dichter auch durch sie an das ihm gar nicht liebe Altern gemahnt wurde, so hatte doch Otto Speckters Sohn, der begabte Maler Hans, der mehrmals in Husum zu Besuch war, in Storm einen ebenso verständnisvollen Freund wie die österreichische Dichterin Ada Christen oder die begabte, leidenschaftliche Hermine von Preuschen, die 1877 von ihm durch Husums Straßen geführt wurde.

Der Dichter selbst hat das Heimatland während dieser Jahre ein paarmal verlassen. Sehr anregend war die große Reise, die

er 1872 auf die mehrmalige Einladung von der Trauns auf dessen Schloß Leopoldscron bei Salzburg machte. Mit dem Vetter Ludwig Scherff besuchte er auf der Hinreise Heiligenstadt, feierte ein rührendes Wiedersehen mit den dortigen Freunden und verbrachte einen Tag in München bei Heyse, den er zum ersten Male nach der Berliner Zeit wiedersah. Einige Wochen blieb er bei seinem Salzburger Wirte, dessen üppiges Leben ihm fast zuviel wurde, und lernte die Wunder der Salzburgischen Alpenwelt, den Königssee, Schloß Hellbrunn mit seinen künstlichen Wasserwerken auf bequemste Weise kennen. Von dem Reichtum überwältigt, sprach er auf der Rückreise bei Heyse in Prien vor, besuchte seinen Sohn Karl in Leipzig und war am 1. September „wedder to Huus". Einer zweimaligen Reise nach Würzburg 1876 und 1877 verdankte der Dichter die Freundschaft mit einigen Würzburger Professoren und vor allem mit dem jungen Literaturforscher Erich Schmidt. Der Anlaß zu ihr war weniger erfreulich. Das Leid hatte Storm in diesen fruchtbaren Jahren nicht verschont und die schwankende Gesundheit oft ganz zu untergraben gedroht. 1873 war die einst so frische Tante Elsabe Esmarch (im Schleswiger Irrenhaus) gestorben, ein Jahr darauf folgte der Vater und 1879 die Mutter. An seiner heranwachsenden Kinderschar hatte der Dichter zwar reiche Freude; er konnte die tapfere, älteste Tochter einem Manne anvertrauen, den er schätzte, die jüngeren, vor allem Dodo, heranblühen sehen; er durfte zwar in dem jungen Juristen Ernst seinen verständnisvollsten Leser und Helfer erblicken, dem zarten, herzlichen Karl die ersten Wege als Musiker ebnen und 1878 in Varel bei Oldenburg bei ihm schöne Tage verleben, aber von seinem ältesten Sohne widerfuhr ihm nur herbstes Leid. Der begabte, aber willensschwache Mediziner verfiel einem Familienerbübel, dem Trunke, und hat bis zu seinem Tode 1886 der Familie viel Schmerz bereitet. Um ihn nach elfjähriger Hochschulzeit endlich zur Ablegung der Prüfung zu veranlassen, hatte der tiefgebeugte Dichter die Reise nach Würzburg unternommen.

So furchtbar für Storm dieses Leid war, sein Schaffen hat in der herben Schule nur gewonnen. Einige zwanzig Novellen und verschiedene schöne Gedichte sind in den sechzehn Jahren dieser zweiten Husumer Zeit entstanden. Die schon in Heiligen-

stadt begonnene, heiter endende Erzählung von dem Schicksale eines Mädchens aus einer Mischlingsehe eines Weißen mit einer Farbigen: „Von jenseit des Meeres“, die einzige Geschichte, die über das große Wasser in einen fremden Erdteil führt, machte
5 den Anfang. Das letzte der „Drei Märchen“, die später „Geschichten aus der Tonne“ benannt wurden, „Der Spiegel des Cyprian“, folgte; dann setzte mit Konstanzens Tode eine Pause ein. Erst 1867 entstanden rasch hintereinander, fast wie Nachzügler, die bittere, kleinbürgerliche Liebesgeschichte „In St. Jürgen“ und „Eine
10 Malerarbeit“, in der die Selbstüberwindung eines buckligen Künstlers gepriesen wird. Dann schwieg Storm drei Jahre. 1868 faßte er sein bisheriges Schaffen in den sechs Bänden der „Gesammelten Schriften“ zusammen, die bei dem ihm persönlich bekannten Westermann erschienen, und 1870 gab er eine ganz nach seinem Ge-
15 schmack verfaßte, lyrische Blütenlese, sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“, heraus. Aber in demselben Jahre begann, angeregt durch die Hilfe, die Storm seinem Freunde Heyse beim Sammeln des „Novellenschatzes“ leistete, und durch die Vertiefung in die düsteren Erzählungen M. Solitaires (Waldemar
20 Nürnbergers), das eigene Schaffen von neuem. Mit den als „Zerstreute Kapitel“ zusammengefaßten Erinnerungsstücken setzte es ein, „Eine Halligfahrt“ bildete, nicht ohne eine gewisse Zaghaftigkeit, den stimmungsvollen Auftakt; mit der unheimlichen, dörflichen Liebesgeschichte „Draußen im Heidedorf“ stand der Er-
25 zähler aber schon auf festerem Boden, den er mit der anmutigen und heiteren Verklärung der Vorfahren in dem prächtigen Stück „Beim Vetter Christian“ nicht wieder verließ. 1873 brachte das aus den Seelenkämpfen der zweiten Ehe heraus geschriebene Meisterwerk „Viola tricolor“, und nun folgten sie Jahr auf
30 Jahr: 1874 entstand die für die Jugend geschriebene, ergreifende Geschichte vom „Pole Poppenspäler“ und die schwüle, meisterliche Schilderung der Liebe des Alten zu dem leichtsinnigen Mädchen im „Waldwinkel“. Mit der Novelle „Ein stiller Musikant“, einem der feinsten Werke des Dichters, zu dem der Sohn Karl
35 den Anlaß gab, setzt der reiche Ertrag des Jahres 1875 ein; die keusche „Psyche“ führt zu homerischer Heiterkeit; aber „Im Nachbarhause links“, wo die alte Frau für die Vergehen ihrer Jugend büßt, herrscht nordischer Gespensterschauder. Die Jahreswende

brachte das Meisterstück im altertümlichen Stil „Aquis submersus“, eine der glühendsten und ergreifendsten Liebesgeschichten. Mit der Darstellung des durch seinen Sohn schwer leidenden „Karsten Kurator“ kehrte der Dichter, erschüttert durch eigenen Kummer, in die furchtbarste Gegenwart zurück; aber schon mit „Renate“ 5 gab er in der Schilderung des schlimmen Hexenglaubens die altertümliche Erzählung, die am tiefsten in dem Geiste der Vergangenheit wurzelt. 1878—79 folgen wieder zwei Gegenwartsnovellen. Kündet „Zur Wald- und Wasserfreude“ von dem Schicksal eines einfachen, von romantischer Sehnsucht getriebenen 10 Mädchens, das seine Liebe an einen Unwürdigen verschwendet und in der Ferne verschollen bleibt, so läßt Storm „Im Brauerhause“ eine ehrliche Familie durch den Aberglauben fast in den Abgrund führen. „Eekenhof“ 1880, wieder eine meisterliche Geschichte aus der Vergangenheit, kündet von Geschwisterliebe und einem 15 unmenschlichen Vater, während die Erzählung „Die Söhne des Senators“ als ein behaglicher Schwank vom Brüderstreite in Großvaters Tagen die reiche Ernte mit einem hellen Ausklang schließt.

Dieses letzte Husumer Werk hat etwas unter der Unruhe seiner Entstehungszeit zu leiden gehabt. 1879 war die Mutter gestorben, 20 in demselben Jahre kam die Neugestaltung des deutschen Rechtswesens, die dem alten Amtsrichter das Einarbeiten in ganz neue Formen und Gesetze zumutete; Storm war 63 Jahre alt, er hatte genug. Das alte Familienhaus wollte er aus Furcht vor den Geistern der Vergangenheit nicht übernehmen, das Leben in Husum 25 kostete viel, wirkliche Freunde waren nur der borstige Reventlow und der vielbeschäftigte Bruder Emil, seine Gattin verlangte nach Zusammenleben mit ihrer Schwester Friederike in Hademarschen, und der traute Ort im Holstenlande lockte den Dichter selbst. Bei einem Besuche kaufte er sich ein hübsches Grundstück, und 1880 30 nahm er zur Überraschung aller Bekannten Abschied aus seiner heißgeliebten „grauen Stadt am Meer“, nachdem das Entlassungsgesuch Ende April unter Verleihung des Roten Adlerordens vierter Klasse bewilligt worden war.

Hademarschen. 35

Aus dem Kleinstadtleben wurde ein Dorfleben in einer fast paradiesischen Wald- und Wiesengegend in der Nähe des jetzigen

Kaiser-Wilhelm-Kanals. Storm bezog zuerst eine Mietswohnung und verfolgte mit Befriedigung und geheimer Furcht vor dem kühnen Alterswagnis den Bau seines neuen Hauses. Mai 1881 wurde das neue, schieferbekleidete Heim bezogen, und die guten
5 Geister dieses Dichterlebens wanderten mit. Storm verstand es wieder, das Innere so gemütlich wie möglich auszugestalten, und mit lebhaftester Freude widmete er sich der Arbeit an dem neugepflanzten Garten, dessen Blütenpracht ihn jeden Frühling von neuem erfreute. Wieder richtete er sich ein gemütliches Arbeits-
10 stübchen mit hübschen Bildern und Teppichen, vor allem mit seiner sehr reichhaltigen Bücherei ein. Er hatte sich im Laufe der Jahre vieles Schöne und Wertvolle gesammelt, als ein rechter Bücherliebhaber besaß er eine Menge alter Ausgaben mit Stichen, wie etwa von Chodowiecki, und in Mappen verwahrte er Erinnerungen
15 aus seinem Leben und der Familie. Das behagliche Husumer Familienleben fand hier seine Fortsetzung und gab dem Alter Storms sein besonderes Gepräge, ganz im Gegensatz zu der unruhigen Wanderlust Heyses und der unbehaglichen Alterseinsamkeit Kellers. In den Vormittagsstunden arbeitete der Dichter an seinen Novellen
20 und erfrischte sich zwischendurch im Garten, am Nachmittage in der Teestunde las er auch hier einem gespannt lauschenden Kreise vor. Seine Kinder verließen zwar nach und nach das Haus, und selten nur war die ganze Familie versammelt, aber einige von den Töchtern halfen doch stets der Mutter, und zu den Festen und den
25 Ferien fanden sich auch die anderen ein. Das Weihnachtsfest wurde in alter Pracht und Liebe begangen; nur die Schatten der Vergangenheit, die gerade aus dem brennenden Baume aufstiegen, wurden neue, ungeladene Gäste. Den nächsten Umgang bildete die Familie des Bruders Johannes, dessen musikalische Töchter
30 Storm am engsten ins Herz schloß; aber auch mit dem Prediger des Ortes, den Ärzten, dem Reichstagsabgeordneten Dr. Wachs, der im benachbarten Hanerau ein wundervoll an einem Weiher gelegenes Gut besaß, und mit den Inhabern der Mannhardtschen Erziehungsanstalt wurde recht angeregt verkehrt. Man gründete
35 sogar einen Klub, in dem Theater gespielt, musiziert und gelesen wurde. Storm war es besonders, der das Vorlesen übernahm; er las aus eigenen Dichtungen und aus fremden, besonders gern Spukgeschichten von Poe und anderen. Die Musik spielte weiter-

hin in Storms Leben eine große Rolle; fast alle Kinder sangen oder spielten ein Instrument; der Dichter selbst unterrichtete seine Töchter in dieser Kunst, und wenn auch kein Gesangverein gegründet wurde, so brachte Storm doch jedes Jahr ein Konzert zugunsten der „Warteschule“ zustande, in dem er selbst zu musikalischer Begleitung vorlas. Zu diesen Dorfkonzerten wurden oft auswärtige Freunde herangezogen; und das ganze Jahr über blieb das „wohlumschieferte Haus“, wie Heyse des Dichters Altersheim nannte, nicht leer von Gästen, so daß es dem alternden und kränkelnden Storm fast zuviel wurde. Neben den Kindern kamen Verwandte aus Husum, Segeberg und Kiel, die alten Freunde und mancher neugewonnene Verehrer des berühmt gewordenen Mannes. Regelmäßige Gäste waren Bruder Emil mit Familie, Reventlows und Kinder, Ferdinand Tönnies, der aufstrebende Volkswirtschaftler, von dem Storm viel hielt, mit seiner musikalischen Schwester, die Hamburger Freunde Schleiden und Speckter und Petersen aus Schleswig. Dem Aufenthalte einer Verwandten des Dichters, der Malerin Marie von Wartenberg, verdanken wir ein Bild von Storm, den Besuchen Heibergs und Jensens hübsche Schilderungen des Dichters. Durch des Dichters Söhne fanden Storms erster Biograph, der angehende Kieler Hochschullehrer Paul Schütze, und Alfred Biese, der bald zum treuen Vorkämpfer wurde, den Weg ins Hademarschener Haus zu häufigen Besuchen. 1881 war die Schriftstellerin Ilse Frapan für kurze Zeit Storms Gast; auch Hermine von Preuschen fand sich wieder ein, und der Musiker Karl Hunnius verlebte schöne Stunden bei Storm. Große Freude machte dem Dichter der Besuch seines alten Lübecker Lehrers Claßen und 1882 der kurze Silvesteraufenthalt des Literaturforschers Erich Schmidt, den Schmidt selbst aufs anmutigste geschildert hat. Das größte, später vergebens wieder herbeigesehnte Fest war der dreitägige Besuch Paul Heyses im September 1881, der dem schönen, liebenswürdigen Manne alle Herzen gewann. 1883 sahen sich beide in Hamburg das letztemal während einer Aufführung eines Heyseschen Dramas.

Viele dieser Besuche hat Storm erwidert. So fuhr er regelmäßig zu Reventlows Geburtstag nach Husum, wo es jedesmal anstrengende Gastereien gab; und fast jedes Jahr kehrte er bei seinen Hamburger Freunden ein: seine Tochter Lisbeth besuchte

er oft in Heiligenhafen an der Ostsee und später in Grube in Holstein; nach Norden führte ihn der Weg zu seinem Sohne Ernst, der nach einem kurzen Aufenthalte in Lüneberg, wo der Vater ihn ebenfalls besuchte, in Toftlund Amtsrichter wurde und 1883 in Storms Anwesenheit Hochzeit feierte. Die engere Heimat selbst verließ der Dichter nur zweimal. 1884 fuhr er für einige Wochen nach Berlin, wohnte bei Alexander von Wussow und frischte die Bekanntschaft mit den alten, dortigen Freunden, wie Pietsch, Fontane, Menzel, Zöllner, Delius, Mommsen, dem Schulmanne Paulsen und dem „Rütli“, auf. Ein Festmahl, das die literarische Welt Berlins auf Heibergs Anregung ihm gab, ließ er über sich ergehen, nicht ohne in einer Ansprache seinem Zweifel an seiner wirklichen Schätzung Ausdruck zu geben. Noch erfreulicher, wenn auch durch Krankheit gestört, war die Reise, die der Dichter 1886 unternahm, um in der Begleitung von Ferdinand Tönnies seine Tochter Elsabe auf die Weimarer Musikschule zu bringen. Er besuchte in Braunschweig Wilhelm Raabe und den Verleger Westermann, verkehrte in Weimar bei Erich Schmidt, knüpfte Beziehungen zu dem Maler Graf Kalkreuth, dem Buchhändler Böhlau und anderen an, nahm an dem Festmahl der Goethegesellschaft teil und wurde auch zu Hofe geladen. In Erfurt sah er Heiligenstädter Bekannte wieder, in Gotha geriet er in einen anregenden Kreis, und nach einem Aufenthalte in Kassel und Heiligenstadt kehrte er nach Haus zurück. Diese Reise war Storms letzte größere Fahrt; im Spätherbst 1886 erkrankte der schon lange an Herz- und Magenkrämpfen leidende Dichter schwer an einer Rippenfellentzündung. Nach einer kurzen Zeit der Besserung kehrte sie infolge des Schmerzes um den Tod des ältesten Sohnes, der sein hoffnungsreiches Leben durch eigene Schuld zerstört hatte, erneut wieder, und erst der Frühling ließ Storm wieder gesunden. Im Sommer 1887 verlebte der Dichter mit Tönnies einige Wochen bei Bekannten auf der Insel Sylt, um sich durch die Bäder zu stärken, und konnte am 14. September seinen siebzigsten Geburtstag in völliger Frische begehen. Zahlreiche Freunde und Verehrer fanden sich ein; die Husumer brachten das Ehrenbürgerrecht, eine staatliche Auszeichnung blieb allerdings aus, und auch der Kieler Ehrendoktor fehlte. Aber die stattliche Zahl der Festesteilnehmer, die Verehrung, die ihm in Reden, Briefen und

Drahtungen dargebracht wurde, die rührende Teilnahme der Hademarschener gaben dem Dichter doch das stolze Gefühl und das schöne Bewußtsein einer wohlverdienten Anerkennung. Er selbst zwar ließ bei der Antwortrede auf die Glückwünsche, in der er bedeutsame Worte über seine Entwicklung als Dichter sprach, 5 seiner Erbitterung über die mangelnde Anerkennung vor allem als Liederdichter freien Lauf, aber den schönen Eindruck der Feier konnte dieser Ausfall gegen den erfolgreicheren Geibel nicht mindern. Auch in Husum wurde der Tag festlich begangen.

Schon an anderen Zeichen hatte Storm erkennen können, daß 10 seine Wertschätzung im Steigen begriffen war. Zwar blieb der buchhändlerische Erfolg der Novellen und vor allem der Gedichte immerhin gering, aber das Erscheinen eines neuen Werkes von ihm war doch jedesmal ein Ereignis. Die Literaturforscher begannen sich ernstlich mit Storm zu beschäftigen, junge Dichter, darunter 15 Detlev von Liliencron, dessen wilde Begabung Storm bewunderte, wandten sich an ihn; und ältere, wie Heinrich Kruse, knüpften mit ihm an. K. E. Franzos war stolz darauf, seine „Deutsche Dichtung" mit einer Stormschen Novelle eröffnen zu können, eine dänische Übersetzung der Werke kam zustande und wegen einer fran- 20 zösischen wurde unterhandelt. Als eine außerordentliche, öffentliche Anerkennung wußte Storm seine Wahl zum Mitgliede des bayrischen Maximiliansordens zu schätzen, die 1883 durch Paul Heyses Vermittlung einstimmig vom Kapitel vorgenommen und vom Könige bestätigt wurde. 25

Die Schaffenskraft des Dichters war in diesen Jahren der bürgerlichen Ruhe äußerst rege und hat der Mit- und Nachwelt Storms umfangreichste und packendste Werke geschenkt. Die erste große Novelle war „Der Herr Etatsrat", eine grell wirklichkeitstreue Schilderung einer menschlichen Bestie, die ihre Kinder zu- 30 grunde gehen läßt. Von derselben Art, aber ohne Hervorkehrung des Häßlichen ist die gewaltige Durchführung des ähnlichen Gegenstandes von der Schuld des Vaters am Untergang des Sohnes in „Hans und Heinz Kirch". „Schweigen" behandelt die furchtbaren Kämpfe, die in einem Manne entstehen, wenn er der Gattin 35 vor der Ehe seine vorhandenen oder eingebildeten Gebrechen verheimlicht, führt aber zu einem glücklichen Ausgang. Eine gewaltige Darstellung grauenvoll sich fortpflanzender Schicksale gibt

die im 17. Jahrhundert spielende Erzählung „Zur Chronik von Grieshuus“, aus der wir vom Brudermord und dem Ringen des Großvaters um seinen Enkel erfahren. Mit einer schaurigen Schlußwirkung endet die glühend heiße Liebesgeschichte aus den
5 Tagen der Minnesänger „Ein Fest auf Haderslevhuus“, die Schilderung der furchtbaren Rache eines gewaltigen, betrogenen Weibes an dem treulosen Gatten und an der zarten Nebenbuhlerin. Mit den nächsten Novellen kehrt der Dichter in die Gegenwart zurück. Ein Wertherschicksal erlebt der unglückliche Musikant in
10 „Es waren zwei Königskinder“, den gekränkte Ehre und unglückliche Liebe zugrunde richten. „John Riew“ bringt eine furchtbare, grauenvolle Darstellung der Vererbung des Trunkes und seiner Folgen; erst der „Bötjer Basch“ findet, nachdem die Vereinsamung des Alters ihn schon zum Selbstmordversuch getrie-
15 ben hatte, durch die Rückkehr des verloren geglaubten Sohnes wieder ein heiteres Ende. Einen versöhnenden Schimmer erhält die Darstellung bitterer Leiden in der Geschichte „Ein Doppelgänger“, die ein furchtbares Bild von dem Elend der Armut entrollt, während in der Novelle „Ein Bekenntnis“ ein Arzt erzählt,
20 wie er dazu kam, sein Liebstes zu töten und ein Leben entsagungsvoller Arbeit zu führen. Der siebzigjährige Dichter gestaltete in der gewaltigen Deichgeschichte „Der Schimmelreiter“ das Schicksal eines überlegenen Geistes, der an der Kleinlichkeit der Mitwelt scheitert und allmählich zur Sagengestalt wird.

25 Es war Theodor Storms letztes Werk. Zwar machte der Dichter sich noch 1888 an die Niederschrift seiner Lebensgeschichte und an eine neue Novelle „Die Armsünderglocke“, kam aber über die Anfänge nicht hinaus. Denn das Krebsleiden, das dem trübsinnigen Manne verheimlicht wurde, um ihn lebensfähig zu
30 machen, schritt allmählich weiter fort, und wenn Storm noch im März bei der monatlichen Zusammenkunft mit der Familie seines Freundes Eckermann im benachbarten Heide Ludwigs „Makkabäer“ vorgelesen hatte, so ließen Magenkrämpfe, Bleichsucht, Schlaflosigkeit und Entkräftung doch nach und nach das Schlimmste
35 befürchten. Wie schwer ihm, der von sich sagte: „Ich liebe das Leben grenzenlos“, das Scheiden wurde, zeigte sich in ergreifender Weise, als er noch in der letzten Zeit an Karl Emil Franzos schrieb: „Ich möchte so gerne wieder gesund werden.“ Mit rüh-

render Geduld hat er sein furchtbares Leiden getragen und bis zuletzt noch gearbeitet und für die Familie gesorgt. Am 30. Juni war Storm das letztemal im geliebten Garten, die nächsten Tage zeigten das nahe Ende; eine Lähmung verhinderte das Sprechen und Bewegen, und am 4. Juli 1888 im Laufe des Nachmittags 5 entschlief der Dichter sanft, nachdem er seine aus der Ferne zusammeneilenden Kinder noch einmal um sich erblickt hatte. Am 7. Juli wurde die Leiche feierlich nach Husum überführt und in Gegenwart der Familie, einiger engerer Freunde, hoher Regierungsvertreter und der Bewohner der Vaterstadt bei Sturm und 10 Regen und dem Läuten der Glocken ohne jede kirchliche Feier in der schmucklosen Familiengruft des St. Jürgenkirchhofes beigesetzt.

Der Dichter, der seit seinen Mannesjahren stets in Geldsorgen gewesen ist, hinterließ seine Familie in keinen glänzenden Verhältnissen. Frau Do zog, wie Storm selbst schon beabsichtigt hatte, 15 mit ihren Töchtern nach Kiel. Sie konnte noch die Enthüllung des Stormdenkmals von Brütt im Husumer Schloßgarten miterleben und starb fünfzehn Jahre nach ihrem Gatten (1903). Von den Kindern leben (1918) nur noch vier Töchter; drei Enkel sind in dem furchtbaren Weltkriege gefallen. 20

---

4. Der Mensch und Dichter.

Der Gang dieses Lebens ist im großen und ganzen ruhig gewesen. Kämpfe haben nicht gefehlt; Liebeswirren, der zeitweilige Verlust des Vaterlandes, der frühe Tod der Gattin und schweres Leid um den Sohn sind dem Dichter nicht erspart geblieben. Aber 25 entscheidende, verhängnisvolle Wendungen, durch die der Mensch einmal wirklich ganz aus seiner Bahn gerissen wird, wie sie Kleist, Keller und andere durchmachen mußten, fehlen durchaus. Die Grundlagen dieses Lebens standen von Jugend auf fest. Kein erbitterter Kampf um eine Weltanschauung hat Storm erschüttert. 30 Durch seine Erziehung erhielt er von vornherein einen festen Gedankenkreis, und verstandesmäßiges Grübeln und Begriffespalten war seine Sache überhaupt nicht. Trotzdem hat er sich keineswegs mit spießbürgerlicher Behaglichkeit in diese Welt gefunden, sondern schwer unter seiner Einsicht in ihr Wesen gelitten. Das höchste 35

Verlangen dieses Dichters hieß Ewigkeit, ewige Dauer der Erlebnisse des Menschenlebens, der Jugend, der Schönheit und des höchsten Glückes, der Liebe, an deren Süße sich die Weichheit, an deren Einmaligkeit sich die Reinheit dieser Natur klammerte. Aber
5 Storm sah das Walten des Todes über alle menschlichen Dinge, den Wechsel der Natur, das Schwanken der Neigungen, auch seiner eigenen, das Vergessenwerden im Alter, gegen das es keine Hoffnung gibt, die grausame Einsamkeit aller tief veranlagten Menschen, die auch die Liebe nicht durchbrechen kann, und sein Verstand
10 mußte ihn die Hoffnung auf eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode als trügerisch verwerfen lassen. Immer wieder hat sein Herz mit der klaren Überlegung gerungen und sich gegen das Vergehen gewehrt, aber vergeblich. So stark war das Verlangen nach Ewigkeit in diesem Manne, daß er, als sein weiches, liebe-
15 bedürftiges Herz die zweite Frau erwählte, unter der vermeintlichen Untreue gegen die Tote litt und mit herber Rücksichtslosigkeit gegen sich und die geliebte Frau die Erinnerung an jene wie ein Heiligtum pflegte. So erschien ihm auch die alte Heimat selbst in den glücklichsten Heiligenstädter Jahren, da ihm Liebe,
20 Freundschaft und dichterische Schaffenskraft in reichem Maße zuteil wurden, stets als das gelobte Land, das ein Mensch nirgendwo wiederfindet und nirgendwo wiederfinden kann. Durch diesen tiefen, inneren Zwiespalt zwischen dem Verlangen nach Ewigkeit und der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, der in den Liebes-
25 irrungen des Dichters am qualvollsten hervortritt und von Storm besonders im Alter schmerzlich gefühlt wurde, hat dieses scheinbar so ruhige Leben den leidvollen Untergrund erhalten, zugleich aber auch die erstaunliche Spannkraft, die den Menschen nicht einschlafen, sondern zu immer größeren Höhen hinaufsteigen ließ und
30 dem Bürgertume in diesem reizbaren Manne seinen Dichter schenkte.

Dem Bürgertum gehört Theodor Storm als Mensch und Künstler ganz und gar an. Von Jugend auf hat er in dessen Luft geatmet; der Sohn einer altbürgerlichen Familie brauchte keine Kämpfe zu führen wie etwa Hebbel, um sich seinen Platz in
35 der Gesellschaft zu sichern. Die Wege waren ihm geebnet, und er ist auf ihnen ruhig weiter gewandelt. Er hat auch kaum über die Berechtigung seiner gesellschaftlichen Stellung zu grübeln gehabt; er nahm zwar bewußt gegen den falschen Stolz des Adels Stellung

und hatte auch für die Kämpfe des vierten Standes ein Herz, aber den Stätten dieser Kämpfe war er an seinen kleinen Wohnorten zu fern, um unmittelbar von ihnen ergriffen zu werden, und der Gegensatz zum Adel meldete sich nur, wenn Storm persönlich unter ihm litt. Das Bürgertum ist in ihm noch ungebrochen, an seinen Lebensgewohnheiten läßt er nicht rütteln. Der Mann mit der schlanken, leicht vornüber gebeugten Gestalt, der unschönen Nase, dem prächtigen, weißen Barte, der erst im Alter auch Kinn und Wangen bedeckte, den leuchtenden, blauen Augen und der leisen, eindringlichen Stimme war in seinem äußeren Auftreten und Gehaben durchaus das Urbild des kleinstädtischen Bürgers, dessen ausgesprochene Eigenheiten weltmännisch gebildeten Männern leicht etwas seltsam erschienen. Die Lebensanschauung des Bürgertums war auch die seine. Darum weiß er seine starke Sinnlichkeit kräftig zu zügeln und mit dem sittlichen Bande der Ehe zu beherrschen, an dessen Heiligkeit der Dichter auch von Übermenschen nicht rütteln läßt. Wie er von der Frau vor allem Hausfrauentugenden fordert, so hat er selbst als wackerer Hausherr für sein eigenes Heim und vor allem für seinen Garten gesorgt, als Vater sich um die allerdings sehr freie Erziehung und das Wohl und Wehe der Kinder, die er früh wie Erwachsene in alles einweihte, eifrig bemüht und als leidenschaftlicher Familienmensch mit starker Liebe an seiner Sippe gehangen. Die Familie war für ihn auch die Grundlage des Staates; dieselben Bande der Liebe und gegenseitigen Achtung, die seine Sippe zusammenhielten, sollten auch den Staat befestigen, aus dem jede unfreie Unterordnung zu verbannen ist. Durch die Familie war Storm mit der Heimat verknüpft, und um ihre von den Vorvätern überkommene Sprache, Sitte und Lebensweise rein zu erhalten, war er auch bereit, zu kämpfen und in die Verbannung zu gehen. Aber eine rein gedankliche Begeisterung für Deutschtum und Vaterland war ebensowenig seine Sache wie Kleists heldenhafte Vaterlandsliebe, die alles für den Gedanken opfert. Storm bleibt auch als Politiker Kleinstädter, Bürger im rechten Sinne des Wortes, wie er es als Dichter bleibt.

Er bedurfte zum Schaffen keiner Anregungen aus der großen Welt, ja er hielt sie für schädlich. Jede Zerstreuung wurde vermieden, und äußere Beschränkung war für ihn nötig, „um inner-

lich ins Weite zu gehen". Wie ein tüchtiger Handwerker hat er an seinen Werken geschaffen; kühne Würfe waren im allgemeinen nicht seine Sache. Er ließ die Gebilde in sich reifen, trotzdem er auf den Erwerb aus den Dichtungen bedacht sein mußte; führte
5 bei der Gestaltung einen hartnäckigen Kampf, bis der rechte Ausdruck erreicht war, und bemühte sich stets, alles so gut zu machen, wie ihm nur irgend möglich war. An seinen späteren Novellen, deren Prosa er wie Verse arbeitete, hat er nach eigener Angabe mehrere Wochen lang ganze Vormittage gesessen und für die
10 Schilderungen von Krankheiten, des Deich- und Glockenbaues und anderer äußerer Dinge genaue Erkundigungen bei Fachleuten eingezogen. Seine Gedichte verließen nur selten die Werkstatt ohne eine genaue Durchsicht, und meist wurde auch in den einzelnen Drucken geändert. Diese strenge künstlerische Arbeit hinderte ihn
15 durchaus nicht an der ernsten Pflichterfüllung im bürgerlichen Beruf. So wenig dieser außer in Zeiten der Arbeitsüberlastung wie in Potsdam dem Dichter im Wege war, so wenig ließ das künstlerische Schaffen die Tätigkeit des Beamten zu kurz kommen, ja der Dichter hielt eine gewisse regelmäßige, hausbackene Arbeit
20 für erforderlich neben der dichterischen, so daß hier eine selten treffliche Verbindung zustande kam, wie sie anderen Künstlern nicht gelungen ist. Der Beamte Keller zwang den Künstler zum Schweigen, der Lyriker Mörike verurteilte den Pfarrer zur Untätigkeit, und die meisten der großen Künstler fanden und finden
25 keine Verbindung mit der bürgerlichen Welt wie Storm. Es ist in der Tat erstaunlich, was dieser Mann im Leben alles geleistet hat. Der Amtsrichter fand bei seinen acht Stunden Dienst nicht nur zum Schaffen, und zwar einem künstlerisch sehr sorgfältigen, Zeit, sondern war als Musiker, Vorleser gleich tätig wie als Briefschreiber,
30 Spaziergänger, Gesellschafter, Familienvater und Erzieher seiner Kinder. Der bürgerliche Beruf gab ihm eine erdgebundene Sicherheit, so daß er alles wagen konnte, ohne Furcht sich zu verlieren, und bewahrte ihn vor künstlerischer Verstiegenheit; das dichterische Schaffen prägte seinem Wesen die besondere Art auf, so daß er trotz
35 aller kleinbürgerlichen Eigenheit doch stets als ein Dichter erschien und seine mannigfachen künstlerischen Bestrebungen auch der Umgebung einzuimpfen verstand. Er brachte für andere geistige Gebiete wenig Verständnis mit und hatte eine feste Überzeugung von

dem geistigen Übergewicht des Künstlers über andere Menschen, in die sich ein gut Teil des Dichterideals der Romantik gerettet hat.

Diese allgemeinen Grundlagen des Lebens erhalten durch die besondere Veranlagung des Menschen ihr feineres Gepräge. Verstand, Gefühl, Einbildungskraft waren in der geistigen Veranlagung Storms von gleicher Bedeutung. Als Richter wie als Dichter hat er einen scharf abwägenden Verstand wiederholt bewährt; er fällte treffliche, juristische Urteile und wußte über die Grundlagen des künstlerischen Schaffens Tiefes und noch heute Gültiges zu sagen. Die glänzende Einbildungskraft zeigte sich in einer prächtigen Begabung zum Geschichtenerzählen, die sich in der reizenden Schilderung eines Markttreibens ebenso bewährte wie bei der sehr beliebten Wiedergabe von Spuk- und Gespenstererlebnissen. Überragt wurden beide Veranlagungen aber doch von dem tiefen, leidenschaftlichen Gefühl. Storm hat sich ihm gern ganz überlassen und auch in Briefen oft ergreifenden Ausdruck gegeben. Es äußerte sich nie in wilder, hemmungsloser Leidenschaft, sondern mit echt nordischer Schwere in treuem Festhalten am Überkommenen, einmal Erworbenen und in der Ablehnung alles Art- und Wesensfremden. Seine Eigenart erhielt dieses Gefühl durch eine stille Wehmut, die durch das Grauen vor der Vergänglichkeit und die trüben Liebeserfahrungen bestimmt wurde. Eine solche schwermütige Stimmung kam leicht in Storm auf; denn er war ein sehr reizbarer Mensch, der durch jeden schmerzlichen Eindruck in Erregung versetzt wurde, so manches Mal, besonders in der Jugend, der Laune nicht Herr wurde und im Alter sich oft mißmutigen Grübeleien ergab. Er hat sich auch gesundheitlich nie recht auf der Höhe gefühlt und unter der Krankheit vieler Dichter, hier dem bösen Erbteil von der Mutter, den schwachen Nerven, recht gelitten. Aber er ließ sich nie ganz niederdrücken, und eine wunderbare Spannkraft seiner Natur half ihm aus allen schwermütigen Stimmungen und aus dem tiefsten Leid heraus. Er konnte auch ganz Mann sein, zäh, herb, ja schroff und kampflustig, wenn es galt, seine Meinung zu verteidigen. Echt friesische Zähigkeit bewährte er in den schweren Jahren der Verbannung; ein stolzer Unabhängigkeitssinn zeigte sich in seinen freisinnigen politischen Überzeugungen und seiner auf selbstverantwortliches Denken und Ehrfurcht gegründeten Weltanschauung, die weder durch den Ein-

fluß der adligen Freunde noch durch herbes Leid gebrochen wurden und auch in den Schriften den kräftigsten Ausdruck fanden.

Diese prachtvolle Verbindung von weicher Gefühlshingabe und kräftiger Mannhaftigkeit in dem Menschen Storm, die ganze
5 Veranlagung und Lebensrichtung tut sich auch in den Werken des Dichters kund. Es gibt hier keinen Gegensatz zwischen dem Manne und dem Künstler, zwischen dem Leben und dem Schaffen. Er hat den Beruf des Dichters nicht als ein Kainsmal getragen, sondern ist stets freudig an sein Werk gegangen und hat die An-
10 erkennung, die er, wenn auch in bescheidenen Grenzen, schon zu seinen Lebzeiten fand, froh genossen, wenn er sich auch manchmal, vor allem als Lyriker, nicht recht gewürdigt glaubte. Bei der Beurteilung der eigenen Werke paart sich ein starkes Selbstgefühl mit wehem Zweifel an der eignen Kraft und weichem Nach-
15 geben, das sich dem Urteil der Freunde nicht verschließt und Ratschläge gern verwertet. Ein scharfer Kunstverstand, der Storm früh Betrachtungen über das Wesen der Dichtung anstellen ließ, zeigt sich in seinem ganzen Werke und machte ihn, besonders durch die bedeutsame Rolle, die er dem Sinnbild zuweist, zu einem sehr
20 bewußt schaffenden Künstler. Selbständige Erfindung und Neuschöpfung war weniger seine Sache; er hielt sich oft eng an das Überlieferte und Erlebte, dem er meistens erst die rechte Vertiefung gab. Er nahm Anregungen um so inniger auf, als sein reges Gefühl sich Erlebtem und Gelesenem ganz hingab. Dieses
25 rege Gefühl ist der Grund, warum Storms Schriften die Herkunft von diesem ausgeprägten Charakter nie verleugnen; viele von ihnen sind eine Umsetzung eigner Erlebnisse in Dichtung, und in jeder werden alle Seiten seines Wesens mehr oder weniger ausgeprägt. Am deutlichsten tritt überall ein gemütvolles, treues
30 Festhalten an den Erlebnissen der Jugend, an der Vergangenheit der Sippe und an den Menschen und der Landschaft der Heimat hervor, das in Storms Weichheit begründet ist und als ein besonders norddeutscher Zug gepriesen werden kann.

Die starke Gefühlsanteilnahme gibt seinem ganzen Schaffen
35 sein besonderes Merkmal. Trotz seines scharfen Kunstverstandes fehlt dem Dichter jede Neigung zum Begrifflichen, zu allgemeinen Betrachtungen; er hütet sich vor allen Erörterungen über die dargestellten Dinge und Menschen und führt uns diese

vielmehr in anschaulichen und bewegten Bildern vor Augen, in Bildern, durch die sich seine Kunst der eines Goethe, Mörike, Stifter und Keller gesellt. Aber wenn diese Dichter den bildenden Künsten ihr Bestes verdanken, so ist Storm der Musik aufs tiefste verpflichtet. Stimmung wollte er vor allem in seine 5 Erzählungen bannen, erst sie ist deren Hauptkennzeichen geworden.

Es ist natürlich, daß ein Dichter, bei dem die Gefühlsseligkeit von solcher Bedeutung war, mit der Lyrik beginnen und in ihr sein Höchstes leisten mußte. Erst als Anregung von außen kam und sich Stoffe fanden, die in Liedern nicht erschöpfend 10 behandelt werden konnten, wurde er zur erzählenden Dichtung gedrängt. Idyllen und kurze Stimmungsbilder vermittelten den Übergang. In unvergleichlicher Weise gelingt es Storm, in wenigen Zeilen einen Einblick in ein ganzes Menschenleben zu eröffnen. Nicht auf die Einzelheiten kommt es an; die Gründe 15 und die Ursachen, die die Entwicklung der seelischen Vorgänge herbeiführen, werden nur kurz gestreift. Nicht als ob, wie bei den Romantikern, die äußeren Verhältnisse für die dargestellten Lebensschicksale ohne Bedeutung wären; in manchen Erzählungen greifen sie entscheidend ein, und im Gegensatz zu den Helden 20 romantischer Dichtungen stehen die Menschen bei ihm nicht in einer erträumten Umwelt, die die Gesetze der Wirklichkeit nicht kennt. Mit deutlichen Zügen werden vielmehr die schleswig-holsteinischen bürgerlichen Verhältnisse gezeichnet. Aber mit einer breiten Darstellung allgemeiner Zustände gibt sich der 25 Dichter nicht ab, und die Einordnung des Einzellebens in eine bestimmte Zeit und in ein bestimmtes Weltbild bleibt dem Leser überlassen. Den Duft allein will Storm einfangen, nur ein Bild voll seelischer Verhaltenheit will er geben, und durch eine feine Verbindung von Menschen- und Naturschilderung sowie 30 durch eine starke persönliche Anteilnahme an den Geschicken seiner Helden gelingt es ihm, den Leser in den Bannkreis dieser feinen Stimmungskunst zu ziehen. Von Anfang an tritt der Erzähler Storm als Gegner der breiten Kunstform des Romanes auf, und bis ins Alter hinein hat er sich ihr in keiner Hinsicht 35 genähert. Nach und nach begann er einzelne Stimmungsbilder aneinanderzureihen, zuerst noch ohne die rechte innerliche Verbindung. Dann aber gelingt ihm diese Vereinigung; in einem

meisterhaft durchgeführten, sehr verwickelten Aufbau, wie er damals auch bei anderen Künstlern beliebt war, fügt er seine Schilderungen zusammen. Deutlicher wird die Entwicklung eines Einzelschicksals und die Wiedergabe der Freuden und Leiden, die
5 einem solchen aus der Veranlagung der Menschen und der Berührung mit der Umwelt erwachsen. Von der Jugend der Helden an entrollt sich ein solches Schicksal vor den Augen des Lesers in einer wunderschönen Reihe jener stimmungsvollen Auftritte. Gemäß der Natur dieses liebebedürftigen und schönheitstrunkenen
10 Mannes bildet die Liebe den bevorzugten Stoff seines Schaffens. In immer neuen Abwandlungen weiß er diesen alten Gegenstand zu behandeln. Oft liegt die Ursache zu Leid und Entsagen in der überzarten Natur der Menschen selbst, oft greifen Standesunterschiede, Vorurteile, die rauhe Wirklichkeit, andere sittliche Ver-
15 pflichtungen in ein süßes Glück hinein; manchmal werden die Menschen der Hindernisse Herr, aber meist kommen sie nicht gegen diese an, und Vernichtung oder Entsagung ist dann das Ende, das den Leser manchmal mit schneidender Bitterkeit, aber vorwiegend mit weicher Schwermut erfüllt. Später, als die Liebesgefühle
20 verebbten, lassen das Alter und schweres, eigenes Leid dem Dichter unter anderem das große Rätsel der Vererbung, das Verhältnis zwischen Vater und Sohn und das Scheitern eines großen Einzelwillens an der Trägheit der Allgemeinheit als künstlerisch bedeutende Stoffe erscheinen. Schon vor diesem Zurück-
25 treten der Liebe als Gegenstand der Erzählungen gesellen sich zu manchen etwas zarten Gestalten kräftigere Naturen voll starker Leidenschaft, Naturen, die nicht jeder Windhauch umwirft. Da ihre Widerstandskraft stärker ist, mußte auch das Gegenspiel deutlicher als bisher hervortreten und machtvoller werden. Eine Ab-
30 wendung von romantischer Träumerei und eine stärkere Heranziehung der Wirklichkeit mußte die Folge sein.

Denn gemäß der Gesamtentwickelung der Erzählungskunst, die zu starker Wirklichkeitstreue drängte, zwang sich auch Storm zu der kühlen Ruhe der erzählenden Dichtkunst und trat mit
35 seinem Gefühl hinter die Schilderung der Ereignisse zurück. Deutlicher als früher arbeitete er bestimmte Stoffe heraus; wohl mit unter dem Einflusse seines Freundes Heyse vollzog er eine gewisse Annäherung an den Begriff der Novelle, die unter Aus-

schaltung des stimmungsvollen Beiwerkes einen eng umrissenen Gegenstand behandeln, eine bestimmte Frage des Seelenlebens feiner entwickelter Menschen zu einer gewissen Lösung bringen will. Aber Storm verschreibt sich dieser Art zu dichten nicht ganz. Seine Kraft war frisch genug, um diese neue strengere Form mit dem alten Reichtum seiner Kunst, seelisches Leben aus anschaulichen Bildern und Vorgängen gleichsam verschleiert hervorsprießen zu lassen, verschwenderisch zu erfüllen und vor karger Dürre und dem Eindruck allzu bewußter Absichtlichkeit zu bewahren. Und dauernd fühlte er sich bei der Ausübung dieser Kunst auch nicht wohl. Immer wieder wandte er den Blick von „psychologischen Difteleien" zurück zur alten Romantik, zu der Darstellung der Schicksale von Menschen mit weniger verfeinertem Seelenleben, dessen Schilderung nicht stets des erklärenden Eingreifens des Dichters bedarf, um verständlich zu werden. Seine fünf vorzeitlichen Novellen entsprangen dieser Sehnsucht nach seiner alten verschleiernden Darstellungskunst. Mit diesen Novellen wollte der Dichter nicht in die Reihe der Ebers, Wolff und der Verfertiger „kulturhistorischer Novellen" treten, die ein Zwitterding zwischen Geschichte und Roman geben. Im Gegensatz zu diesen, deren Geltung von dem vorübergehenden Zeitgeschmack abhängig ist, kam es ihm darauf an, das rein Menschliche, daher für uns Ewige darzustellen. Er verficht gegenüber dem zweifelnden Petersen am 12. und 14. Dezember 1885 das Recht der Dichtung, ihr Zelt in jedem Jahrhundert aufzuschlagen; dabei habe der Erzähler die Pflicht, die Storm durchaus erfüllt, auf die Zustände der betreffenden Zeit Rücksicht zu nehmen, nur dürfe er die innerlichen Kämpfe nicht aus den vorübergehenden Verhältnissen hervorgehen lassen. Ganz halten Storms Novellen dieser etwas übertriebenen Forderung nicht stand; denn manchmal hat der Dichter sich tiefer in die Zustände der dargestellten Zeit versenkt, als er selbst für berechtigt halten mochte, vor allem aber zeigt die Verwendung des alten Chronikenstiles eine Vorliebe für das Altertümliche, die sich mit jener Forderung nicht vereinigen läßt. Geschadet hat sie dem Erfolge dieser vorzeitlichen Novellen nicht; denn Storm konnte gerade in ihnen die Errungenschaften der neuen Wirklichkeitsdichtung am glänzendsten mit seiner alten Stimmungskunst verbinden.

In ihnen läßt sich auch am deutlichsten Storms Auffassung des Tragischen erkennen. Von Schillers Schuldbegriff und der Notwendigkeit tragischer Sühnung finden sich bei ihm nur noch geringe Reste. Aus dem vergeblichen Kampf gegen den bösen
5 Willen der Mitmenschen, die dunklen Kräfte der Vererbung und der an die Zeit gebundenen Sitten und Gewohnheiten geht bei ihm das tragische Schicksal hervor. Der Nachdruck liegt bei ihm auf dem Unterliegen, nicht auf dem Kämpfen. In seinen älteren Werken überwiegt diese Auffassung durchaus. Sogar noch 1878
10 meinte er, der Kampf sei mehr Gegenstand des Dramas, das Leiden mehr Stoff der erzählenden Dichtung, und auch der Storm der achtziger Jahre legte auf das rettungslose Unterliegen mehr Gewicht als auf das tapfere Streiten wider die unüberwindlichen Gewalten. Für unüberwindlich hielt er sie, eine
15 Bejahung hat er trotz seiner Liebe zum Leben in seinen Novellen nicht immer erreicht, ja der furchtbare Schicksalsglaube der Alten scheint in manchen Werken des Künstlers das letzte Wort zu behalten. Wo er es vermochte, die Gewalten auch dem Leser als unbesieglich erscheinen zu lassen, da gelingt ihm, was er vor
20 allem erstrebte, nämlich den Leser in eine herbe Nachdenklichkeit über die menschlichen Dinge zu versetzen. Diese Wirkung steigert sich zum Entsetzen, wenn er zarte, feine Gestalten kampflos dem Einflusse gemeiner Gegner, schlimmer Menschen oder kleiner Verhältnisse, unterliegen läßt. Dabei ist ihm durchaus nicht
25 immer der Tod das furchtbarste Geschick für einen Menschen, sondern die Zerstörung des Glückes, das dem Leben erst den rechten Inhalt gab. Daß er trotz aller Bemühungen in den Novellen nicht immer die erschütternde Wirkung erreicht hat, die er in dieser dem Drama am nächsten verwandten Kunstform für
30 möglich hielt, hat er selbst zugegeben.

So manche dieser Erscheinungen deuten auf den bemerkenswertesten Zug in der Gesamterscheinung dieses Dichters, auf die gewaltige Entwicklung, die er durchgemacht hat. Sie bildet in der Tat ein hervorragendes Merkmal Theodor Storms. Wenn
35 er um 1870 gestorben wäre, niemand hätte auch nur vermutet, was mit diesem frühzeitigen Tode zerstört worden wäre. Storm hätte als ein Meister der gefühlvollen Stimmungsnovelle, als ein Minnedichter und einer der weichsten Künstler fortgelebt, in

dessen Bilde manche schroffe Züge aus den Gedichten und einigen Novellen als fremdartig erschienen wären. Welch ein Wandel! Aus dem Dichter weicher Stimmungsbilder, dem Erzähler wehmütiger Mädchenschicksale, dem Verklärer bürgerlicher Alltäglichkeit wurde ein Gestalter gewaltigster Lebensgeschicke, aus dem Lieblinge der Frauen ein Künstler, der auch harte Männer, die für Gefühlsseligkeit keinen Sinn haben, mächtig zu packen weiß. Daß aber trotz dieser großen Unterschiede zwischen dem jungen und dem alten Storm die gemeinsamen Züge stärker sind als die trennenden, kann nicht oft genug betont werden. Schon in den Schöpfungen der mittleren Jahre zeigen sich Züge voll männlicher Herbe, und in den gewaltigen Gebilden der Spätzeit verbirgt sich das weiche Gefühl niemals. In der großen Entwicklung dieses Dichters, für den wegen mancher niederdeutschen Eigenheit gerade der Norddeutsche besonderes Verständnis haben wird, zeigt sich kein Bruch. Theodor Storm ist als Mensch und Dichter in dieser seltenen Verbindung von seliger Gefühlshingabe und weicher Wehmut mit herber Wirklichkeitstreue und zermalmender Tragik eine einheitliche Persönlichkeit. Auch ein goldener Humor, der die Gegensätze oft erquickend zusammenfaßt, war diesem gefühlvollen Dichter nicht versagt. So bildet Storm in der Geschichte der deutschen Dichtung durch die seinen Vorgängern versagte Kraft der Menschengestaltung die Erfüllung mancher von den Romantikern erregten Hoffnung, mit seinen erschütternden Alterswerken einen der Gipfelpunkte der nachromantischen Wirklichkeitsdichtung und zugleich den Ausgang mancher jungen Bestrebungen. Es fehlt ihm gelegentlich an Wucht und rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, aber dem Liederdichter, dem stimmungsvollen Erzähler und dem Schöpfer der Alterswerke wird der Ruhm, einer der Großen in der deutschen Dichtung zu sein, nicht abgesprochen werden können.

Gedichte



Einleitung des Herausgebers.

Storm hat seine Liederdichtung stets höher eingeschätzt als seine Erzählungen und gegen seine Freunde und Beurteiler diese Meinung immer wieder und immer entschiedener verteidigt. Der klare Kunstbetrachter, der in dem Dichter steckte, hat da schär-
5 fer gesehen als die Literaturkenner, und die kommende Zeit wird ihm mehr und mehr recht geben. Wenn ein großer Teil der Erzählungen vielleicht einmal dem Schicksal der Zeit verfallen wird, ein gutes Dutzend Lieder aus der schmalen Sammlung wird lebendig bleiben und in den Literaturschatz des Volkes übergehen.
10 Schmal ist die Sammlung nur, denn Storm gehörte nicht zu den Dichtern, die alle paar Jahre einen dicken Gedichtband auf den Markt werfen, er hielt es sogar für eines Mannes unwürdig, zu dichten um des Dichtens willen, und mit der Entschiedenheit, mit der er als Beurteiler gegen fremde Leistungen vorging, hat
15 er auch bei seinen Gedichten alles unterdrückt, was ihm nicht voll ausgereift schien. Gegen die Schöpfungen der vierziger und fünfziger Jahre während der Bräutigams- und der ersten Ehezeit, in denen der lyrische Quell am ergiebigsten war, ist er bei der endgültigen Herstellung seiner Sammlung nicht minder streng ge-
20 wesen wie gegen die Versuche des Schülers und Studenten. Sowohl die gedruckten Gedichte aus Zeitschriften und aus dem „Liederbuche dreier Freunde“ wie die ungedruckten sind einer strengen Sichtung unterworfen worden. Nur in den letzten Jahrzehnten, die arm an Gedichten waren, hat Storm fast alles durch-
25 gehen lassen. Zahlreiche Lieder aus den ersten Schaffensjahren befinden sich in Storms Nachlaß, erst nach und nach sind sie ans Licht gezogen worden und nur wenige wären der Mitteilung wert. In allen diesen Schöpfungen ist der Dichter noch nicht zu einer selbständigen Kunst durchgedrungen, er selbst hat sie

nur als ein Flügelprüfen bezeichnet und sogar gemeint, daß noch zu viele aus dieser Schar in seine Sammlung aufgenommen worden seien. Außer einigen Balladen mit Sagen- und Märchenstoffen bilden den Hauptinhalt des Liederbuches zahlreiche Liebesgedichte, die dem Verhältnis zu Berta von Buchau und wohl 5 auch mancher kleinen Tändelei entsprossen sind. Die Erlebnisgrundlage ist also vorhanden, aber der Dichter hat nur selten einen eigenen Ton gefunden, am wenigsten in der Schilderung der Natur. Zeigt sich in den ersten Schöpfungen eine nicht zu leugnende Beeinflussung durch den süßen Ton Geibelscher Lieder und 10 den Gedanken- und Bildervorrat der Dutzendsänger der damaligen Zeit, so tritt nach und nach immer deutlicher der Einfluß zweier überragender Dichter, der Eichendorffs und Heines hinzu. Von Eichendorff wurden noch in der Bräutigamszeit und sogar in der späten Neudichtung munterer Fiedellieder ganze Versteile 15 und vor allem der frische Ton übernommen, dazu in der Jugend die Darstellung der Landschaft. Von Heine lernte der Anfänger das Horchen auf feinere Sinneseindrücke, die oft prächtig gehandhabte Kunst der Zustandsschilderung, die scheinbar flüchtige Vortragsweise mit ihren künstlerisch sehr genau erwogenen Mitteln, 20 darunter vor allem die geschickte freie Behandlung der Verse. Hier und da meldet sich in diesen Schöpfungen schon der ganz eigene Stormsche Ton, aber erst als Dreißigjähriger hat der Dichter sich ganz gefunden und vermag diesen Ton in der Sammlung der „Sommergeschichten und Lieder“ 1851 und den „Gedichten“ 25 1852 zuerst voll anzuschlagen. Ohne bemerkenswerte Wandlung hat er ihn dann in den nicht zahlreichen Gedichten der späteren Jahre weiter klingen lassen, bis dieser ganz in die lyrischen Abschnitte der Erzählungen aufgeht.

Was diesen eigenen Ton seiner Liederdichtung ausmacht, das 30 hat Storm in seinen Betrachtungen über das Wesen dieser Gattung klar ausgesprochen. In Briefen, in den Besprechungen für Eggers' Literaturblatt zum „Deutschen Kunstblatt“ und am klarsten in den Vorreden zu seinen beiden eigenen Blütenlesen, den „Deutschen Liebesliedern seit Günther“ und dem „Hausbuch aus deut- 35 schen Dichtern seit Claudius“, hat er tiefgreifende Gedanken hierüber niedergelegt. Er kämpft gegen die schöne Form, die keinen Gefühlsinhalt, aber um so mehr verbrauchte Bilder und

Wendungen hat, wie sie Platen, Geibel und ihre Schüler vertraten, er kämpft gegen die Herrschaft des allgemeinen Gedankens, verlangt streng das „lyrische Tirili“, das er an Leuthold, C. F. Meyer vermißt, und lehnt jede nicht ausgereifte, künstlerisch nicht
5 gezähmte Leidenschaftlichkeit ab. Das Gefühl, das Erlebnis forderte er als Grundlage aller Liederdichtung und dazu die Fähigkeit, diesen zur unmittelbar auf den Leser übergehenden Wirkung zu verhelfen. Die Wirkung soll durch Auflösung des Gedankens in anschauliche Bilder eine sinnliche sein, der Leser soll im Ge-
10 dichte zugleich schauen, hören und fühlen können, und die Stimmung vom Dichter so festgehalten werden, daß sie durch das Gedicht dem Leser wie seine eigene erscheine. Ineinandergreifen von Form und Inhalt, das ist die kürzeste Festlegung von Storms Ansicht über die Liederdichtung. Diese Forderung hat der Dich-
15 ter an alle seine Vorläufer und Zeitgenossen gerichtet, er hat vor keiner Tagesgröße, aber auch nicht vor Goethe haltgemacht und ausgesprochen, daß er an dessen Gedichten oft das wahre Gefühl vermisse. Wo er die Forderung aber erfüllt fand, da gab er sich als Leser der Wirkung auch ganz hin, und es ist selbst-
20 verständlich, daß das reiche Erbe der Vergangenheit an ihm nicht spurlos vorüberging.

Er hat den Anfang eines Müllerliedes von Wilhelm Müller im Ohr und dichtet seine „Bettlerliebe“, er übernimmt eine ganze Volksliedstrophe und gibt ihr einen wundervollen, persönlichen
25 Schluß, er kennt Arnims „Goldne Wiegen summen“ und schreibt sein einzigartiges Gedicht „Juli“. Das Volkslied dichtet:

> Meine Mutter hat gesagt, ich sollte eine Reiche nehmen,
> Die viel Silber hat und Gold,

und Storm verwertet die Zeilen in „Elisabeth“:

30
> Meine Mutter hat's gewollt,
> Den andern ich nehmen sollt'!

Er liest bei Klingemann: die Knospen warten, daß die Liebste sie bricht, und nimmt den Gedanken in prachtvoller Verwertung in das Lied „Morgens“ auf. Von Mörike und vom heftig bekämpf-
35 ten Geibel lernt er die abgerundete Klangschönheit, von Heine, Uhland, Mörike und dem Volksliede den tiefen Naturlaut, manchmal klingen Goethische Töne wieder, Uhlands kurze, andeutende Vierzeiler tun es ihm an, und Heines Einfluß läßt sich in der

persönlichen Färbung des Liebesgefühls und dem Mut, das Äußerste zu sagen, erkennen. Am tiefsten aber wirkte die verwandte Natur Mörikes auf ihn. Eine hingebungsvolle Versenkung in die Natur und die dunklen Triebe ist beiden Dichtern gemeinsam; Humor und Liebe zu den Volkssagen ist ihnen eingepflanzt, aber das am meisten Bezeichnende an beiden war die „unmittelbare Leibhaftigkeit". Viel hat Storm von anderen gelernt, aber das reiche Erbe der Vergangenheit erhält unter seiner Hand durch seine ausgesprochene Persönlichkeit und seine leidenschaftlichen Gefühle ein ganz eigentümliches Gepräge. Diese starken Erregungen sind nun nie in gedankenreichen, schönen Worten rednerisch niedergelegt, sondern stets durch eine gegenständliche Darstellung, durch ein Sinnbild dem Leser übermittelt worden. So spricht Storm nicht vom „Erwachen der Liebe", sondern führt das wilde Mädchen vor, das nun nachdenklich umhergeht; so läßt er das Gefühl nur ahnen, wenn er die Geliebte zeigt, die in Sonnenbrand und Regen ihr blondes Haar verfärben läßt, und löst die Gedanken über Weltanschauung in lauter bewegte Vorgänge auf. Storm ist bei diesen Darstellungen und Sinnbildern stets von einer Klarheit, die sich deutlich von der dunklen Tiefe mancher Mörikescher Lieder unterscheidet. Trotzdem erschließt sich Storms Dichtung nicht ohne weiteres; sie ist nicht so leicht ins Ohr fallend wie die schlichten, flüssigen Eichendorffschen Verse oder die klangvolle Glätte Geibelscher Gedichte; die gesättigte Kürze, die kein überflüssiges Wort, keinen pulslosen Ausdruck duldet, erlaubt kein flüchtiges Lesen, sondern fordert ganze Hingabe des Gefühles, der Sinne und der Anschauung. Wer dem Dichter aber einmal mit wachster Aufmerksamkeit folgt, der wird erkennen, wie es Storm gelingt, in ganz kurzen Gedichten das zu sagen, wozu andere viele Strophen gebrauchen. Gibt es eine sinnlich greifbarere Schilderung des Frühlings, als sie Storm in diesen vier Zeilen gibt:

> Die Kinder haben die Veilchen gepflückt,
> All', all', die da blühten im Mühlengraben.
> Der Lenz ist da; sie wollen ihn fest
> In ihren kleinen Fäusten haben?

Dem Leser entgegen kommt Storms Bestreben nach Klangschönheit, nach der „Weise" des Volksliedes. Er erreicht sie nicht

immer, aber wenn er sie gefunden, dann in seltener Meisterschaft; man lasse einmal das Anschwellen des Rhythmus in „Abends" auf sich wirken, die verschwommenen Klänge in „Hyazinthen", den machtvollen Ton in „Eine Sturmnacht", das Verebben der
5 Erregung in „Schließe mir die Augen beide", oder das einzigartige Vokalspiel in „Juli". In den Liedern, in denen die satte Fülle einen Bund eingegangen ist mit diesem Sinn für tiefe, musikalische Wirkung, hat Storm sein Eigentümlichstes und sein Bedeutendstes gegeben. Bei den verschiedensten Stoffen konnten
10 diese Vorzüge in gleicher Weise erprobt werden.

Storm verfügt über einen weiten Umkreis an Stoffen, er ist durchaus nicht so einseitig, wie im allgemeinen geglaubt wird, und kann es in dieser Hinsicht mit den meisten Dichtern aufnehmen. Der Unterschied ist nur der, daß Storm sich in echt norddeutscher
15 Sprödigkeit gehütet hat, sein klares Gold in vielen Scheidemünzen auszugeben. Meist begnügt er sich mit wenigen Gedichten, ja oft wird ein Gefühl nur in einem ganz kurzen Liede ausgesprochen. Ihm war der Sinn für das Wesentliche und das Bestreben angeboren, das er vom Liederdichter verlangte, „eine Summe der
20 Empfindung auf einmal und ein für allemal lyrisch auszuprägen". Er wurde seiner Forderung gerecht, daß die Menschenseele, wenn sie sich lyrisch ausspricht, nicht sein soll, „wie sie heut oder morgen, sondern wie sie in den höchsten oder tiefsten Momenten des Menschenlebens ist, die ziemlich selten vorkommen".
25 Aus dieser Beschränkung erklärt sich das Hauptkennzeichen der Stormschen Liederdichtung, die gedrängte, gesättigte Fülle der Form und des Gefühles und zugleich die geschlossene Wirkung seines Gedichtbandes, in dem sich Perle an Perle reiht und einiges Schwächere ganz zurücktritt.

30 Verhältnismäßig zahlreich sind die Naturlieder. Die Natur, die Storm schildert, ist die seiner Heimat. Die Heide, die schon die Droste mit naturwissenschaftlicher Treue dargestellt hatte, kehrt bei ihm wieder, den Wald schildert er, vor allem aber die friesische Küstenlandschaft, an der das Wattenmeer flutet, und den
35 geliebten Garten. Storm weiß diese Natur in packenden Bildern wiederzugeben, ihr die Seele und die Stimmung abzulauschen und beide in geheimnisvolle Verbindung mit den Gefühlen der Menschen zu setzen. So vermag er den „Waldweg" mit stärkster,

bildhafter Wirkung zu schildern, in einem reizenden Stilleben seinen Sinn für die Stille des „Abseits“ zu zeigen und der Heide ihren ganzen Stimmungszauber zu entlocken, so daß die Nachwelt sie nun stets mit seinen Augen in brütender Mittagseinsamkeit oder voll brauender Nebel sehen wird. Mit feinen Sinnen 5 gibt sich der Dichter den Eindrücken der Natur hin; er hört nicht nur die Bäume rauschen und die Vögel singen, sondern sieht auch die Insekten kriechen und schwirren, empfindet den berauschenden Duft der Blumen und vernimmt die geheimnisvollen Stimmen aus dem Schlamme des Wattenmeeres und der Stille der 10 Sommernacht. Nach Eduard Mörikes Vorbild findet er für seine Gartenfreude ein wunderbar geheimnisvolles Sinnbild; er vermag in den gewaltigen Klängen der „Sturmnacht“ den toten Möbeln seelisches Leben zu verleihen, und im „April“ kann ihm in echt Mörikescher Hingabe an das All sein wie Blume, Blatt und 15 Baum. Weiß der Mensch sich so in die Seele der Natur zu versetzen und die stets kurzen Naturbilder in einem allgemeinen Zuge durch Beziehung auf die Seele der Landschaft zusammenzufassen, so findet er in der Natur auch für seine eigenen Gefühle und Stimmungen reichste Anregung. Oft stehen der menschliche Seelen- 20 zustand und die Stimmung der Natur im Einklang, aber manchmal herrscht zwischen beiden ein schneidender Gegensatz, so wenn der Tod die Menschen im blühendsten Frühling trifft. Unter den Jahreszeiten liebt Storm den lachenden Sommer am meisten, im Herbste muß er gegen die Schwermut kämpfen, die er sieg- 25 reich zu überwinden weiß; den Frühling schildert er in ein paar Liedern, im Winter vermag ihn aber nur die Weihnachtszeit zu reizen. Die verschiedenen Stunden des Tages wissen ihn in gleicher Stärke zu fesseln. Die brütende Wärme des „Sommermittags“ ist ihm vertraut wie der Zauber der „Dämmerstunde“ und 30 der Frieden der Mondnacht. Bange Gefühle nahen sich in der Nacht und am Morgen, wenn der Dichter „schlaflos“ wachen muß.

Das Gefühl, das den Mittelpunkt von Storms Leben bildet, ist die Liebe. An Berta von Buchau, an Frau Konstanze und Frau Do sind die Liebeslieder gerichtet; der Dichter weiß aber 35 auch fremden Leidenschaften Ausdruck zu geben. Von dem Erwachen des Gefühles in jugendlichen Herzen bis zur glutvollen, beruhigten Leidenschaft in der Ehe und zur bangen Schwüle der

verbotenen Liebe reichen seine hier besonders tief greifenden Töne. Er singt vom Glück und Leid, vom heiteren Spiel, von stiller Wehmut, wilder Verzweiflung der Verlassenen und der am Grabe Klagenden, er singt von der Erinnerung an die Jugend und von der Furcht vor dem Ende des Gefühles, er gibt bitteren, quälenden Gedanken und dem Grauen vor der Vergänglichkeit Ausdruck, und durch alle Klänge geht ein Zug gebändigter und verhaltener Leidenschaft, die sich durchaus nicht begnügt, nur „die innigste Neigung inniger Stunden zu bannen“, wie Emil Kuh meinte. Am tiefsten greift Storm, wenn er die Liebe in Verbindung mit der Naturstimmung bringt und mit zagen Händen an die wunderbaren Geheimnisse dieser Leidenschaft rührt. Lieder wie „Im Herbst“, „Juli“, „Komm laß uns spielen“, „Abends“, „Hyazinthen“, „Dämmerstunde“ sind vor Storm kaum gehört worden. Fontane hat diese Strophen abgelehnt, und Storm selbst, der die Liebeslieder für seine eigenartigsten Schöpfungen erklärte, hat später ein wenig Angst vor ihnen gehabt, aber das hindert nicht, sie als das Eigentümlichste herauszuheben, das der Dichter geschaffen hat.

Sehr reizvolle Gedichte sind dem Glücke der Familie, dem Frieden des Hauses und der Freude an den Kindern entsprossen. In liebenswürdigster Weise meldet sich oft goldener Humor, und entzückend weiche Töne weiß der Dichter in seinen „Märchen“ anzuschlagen. Balladen fehlen so gut wie ganz, Storm hat sie auch bei anderen Dichtern nicht geschätzt. Eine bedeutende Stellung nehmen die Weltanschauungsgedichte ein, die sich hauptsächlich mit dem Grauen vor der Vergänglichkeit, dem Tode und der Ablehnung der Unsterblichkeit beschäftigen und dem Dichter Gelegenheit geben, seine Lehre glänzend in die Tat umzusetzen, die Gedanken aus dem Bann des Begrifflichen zu erlösen und zur sinnlichen Darstellung zu bringen.

Wuchtige Strophen voll schmetternder Fanfarenklänge gelten der Liebe zur unterdrückten Heimat. In ihnen zeigt sich die gleiche Gabe so prachtvoll, daß diese Gesänge ihn zu einem der bedeutendsten unter den deutschen politischen Liederdichtern überhaupt erheben. Wenn diese Gedichte nicht dieselbe Verbreitung gefunden haben wie die Geibelschen, so ist das sehr gut darin begründet, daß sie nur den engen, heimatlichen Kreis umfassen und von

Deutschlands Not und Sehnen nichts zu sagen wissen. Erst mit den Gedichten voll scharfen Spottes ist der wahrlich nicht geringe Umfang dieser Dichtung erschöpft.

Die Kunstmittel, deren sich Storm in seiner Liederdichtung bedient, sind durchaus einfach und meist die alten des Volksliedes, 5 werden aber sehr sorgfältig und bewußt angewendet. Anschaulichkeit des Stiles und klangreiche Form ist das Ziel; kurze Hauptsätze überwiegen, ein sehr wohlerwogener Wechsel ein- oder mehr-, gleich- oder ungleichsilbiger Worte, eine feine Abtönung der Konsonanten und der Vokale werden in den Dienst der musikalischen 10 Wirkung der Form gestellt. Steigerungen und vor allem Wortwiederholungen sind sehr beliebt; ausgedehnte Vergleiche fehlen; aber in kurzen Bildern hat Storm sehr viel Schönes gegeben. Die Auflösung der Gefühle, Gedanken und Begriffe in sinnliche Bilder, der nur der Vergleich eines sinnlichen Gegenstandes mit 15 einem anderen gegenübersteht, führt zu einer wundervollen Anschaulichkeit. Die Leidenschaft ist Storm eine rote Rose, ein juniheißer Sommertag, der um seine Stirne weht, ein schwaches Rebenstäbchen; die Geliebte vergleicht er einem letzten Abendschein, ihre Hingabe mit der Schale, die langsam vollrinnt. Wie Mö- 20 rike liebt es Storm, die verglichenen Gegenstände ohne Verbindung und Beziehung nebeneinanderzustellen, und dann gelingen ihm unausgesprochene Beziehungen zwischen der Natur und der Seelenstimmung, so wenn er etwa das Verblühen der Frau durch die vergehende Pracht des Herbstes schildert. Die Bilder, 25 die besonders gern der Natur entnommen werden, schwinden im Alter ganz, und das vollständige Fehlen der kühnen, gedanklichen Verbindungen Heines wird bei diesem Dichter, dem die sinnliche Leibhaftigkeit das oberste Ziel war, nicht wundernehmen. In der Beseelung toter Gegenstände geht Storm sehr weit; das Herz, 30 die Stimme, die Klänge, besonders gern die Frauenhand werden so eingeführt, und reich, wenn auch nicht von ihm erfunden, sind die sinnlichen Beiwörter.

Im Versbau herrscht schlichteste Einfachheit, fremde Versmaße fehlen bis auf Distichen, die Stanze und die schön verwendete 35 Ritornelle ganz; weitaus überwiegen vierreihige Strophen, beliebt sind aber fünfreihige, selten Hans Sachsische Knüttelverse und die freien Rhythmen. Die Verse bestehen meist aus vier, aber

auch aus weniger oder mehr Takten, das Kunstmittel der zweigliederigen Senkung ist oft geschickt verwertet; gereimt wird selten, manchmal mit unreinen Vokalen und meist stumpf. Neue Reime zu suchen war nicht Storms Sache, aber er weiß die alten
5 musikalisch geschickt zu verwerten und streut zu diesem Zwecke auch Stabreime ein. Die plattdeutsche Sprache hat Storm zweimal und das erstemal vor Klaus Groth als Kunstmittel benutzt, zugleich um zu beweisen, daß damals nicht geachtete Mundart auch fähig sei, ernste Gefühle wiederzugeben.

10 Die Gedichtsammlung fand bei ihrem Erscheinen allerlei lobende Besprechungen, wie sie auch Dutzendgrößen zuteil werden, der Erfolg bei der Leserwelt war nur schwach; bei Storms Tode lagen erst sieben Auflagen vor gegenüber den hundert der Geibelschen „Gedichte". Aber Beurteiler wie Robert Prutz, Ernst
15 Kossak, Wolfgang Menzel, Karl Goedeke, die sich brieflich oder öffentlich äußernden Freunde wie Ferdinand Röse, Theodor Fontane, Klaus Groth, Paul Heyse, Emil Kuh, der von der „heiligen Alltäglichkeit" der Stormschen Dichtung sprach, erkannten doch früh die überragende Bedeutung des Bandes.
20 Storm selbst nannte sich in stolzem Selbstgefühl nach Mörikes Tode den größten lebenden Liederdichter. Er durfte das von sich sagen, denn Geibel, Scheffel, Lingg, Heyse, selbst Keller reichten nicht an ihn heran, und Liliencron war noch ein Werdender. Ihm gebührt die Stelle hinter Goethe und zwischen Heine und Mörike.
25 An Goethes Vieltönigkeit reicht er nicht heran, Eichendorff überragt er in der stärkeren Beherrschung der Kunstmittel und dem straffen Zusammenfassen der Stimmung, Mörike steht er an eigenartiger bildlicher Kraft nach, überflügelt ihn aber durch die stärkere Leidenschaft und Persönlichkeit, und der reichen Wandlungs-
30 fähigkeit Heines, der denselben Gefühlen immer wieder neue, fesselnde Wendungen zu geben weiß, kommt er nicht gleich, wenn sich Heine auch in der Wahrhaftigkeit der Stimmungen nicht mit dem Schleswig-Holsteiner messen kann. Storm bedeutet, so stark das Erbe der Vergangenheit in ihm war, wegen der starken, per-
35 sönlichen Durchdringung des Überkommenen doch keinen Abschluß. Der Weg der Liederdichtung geht ohne Bruch mit der Vergangenheit weiter; sogar die Führer des „Naturalismus" haben den Dichter als Meister auf diesem Gebiete fast stets anerkannt,

Deutschlands Not und Sehnen nichts zu sagen wissen. Erst mit den Gedichten voll scharfen Spottes ist der wahrlich nicht geringe Umfang dieser Dichtung erschöpft.

Die Kunstmittel, deren sich Storm in seiner Liederdichtung bedient, sind durchaus einfach und meist die alten des Volksliedes, 5 werden aber sehr sorgfältig und bewußt angewendet. Anschaulichkeit des Stiles und klangreiche Form ist das Ziel; kurze Hauptsätze überwiegen, ein sehr wohlerwogener Wechsel ein- oder mehr-, gleich- oder ungleichsilbiger Worte, eine feine Abtönung der Konsonanten und der Vokale werden in den Dienst der musikalischen 10 Wirkung der Form gestellt. Steigerungen und vor allem Wortwiederholungen sind sehr beliebt; ausgedehnte Vergleiche fehlen; aber in kurzen Bildern hat Storm sehr viel Schönes gegeben. Die Auflösung der Gefühle, Gedanken und Begriffe in sinnliche Bilder, der nur der Vergleich eines sinnlichen Gegenstandes mit 15 einem anderen gegenübersteht, führt zu einer wundervollen Anschaulichkeit. Die Leidenschaft ist Storm eine rote Rose, ein juniheißer Sommertag, der um seine Stirne weht, ein schwaches Rebenstäbchen; die Geliebte vergleicht er einem letzten Abendschein, ihre Hingabe mit der Schale, die langsam vollrinnt. Wie Mö- 20 rike liebt es Storm, die verglichenen Gegenstände ohne Verbindung und Beziehung nebeneinanderzustellen, und dann gelingen ihm unausgesprochene Beziehungen zwischen der Natur und der Seelenstimmung, so wenn er etwa das Verblühen der Frau durch die vergehende Pracht des Herbstes schildert. Die Bilder, 25 die besonders gern der Natur entnommen werden, schwinden im Alter ganz, und das vollständige Fehlen der kühnen, gedanklichen Verbindungen Heines wird bei diesem Dichter, dem die sinnliche Leibhaftigkeit das oberste Ziel war, nicht wundernehmen. In der Beseelung toter Gegenstände geht Storm sehr weit; das Herz, 30 die Stimme, die Klänge, besonders gern die Frauenhand werden so eingeführt, und reich, wenn auch nicht von ihm erfunden, sind die sinnlichen Beiwörter.

Im Versbau herrscht schlichteste Einfachheit, fremde Versmaße fehlen bis auf Distichen, die Stanze und die schön verwendete 35 Ritornelle ganz; weitaus überwiegen vierreihige Strophen, beliebt sind aber fünfreihige, selten Hans Sachsische Knüttelverse und die freien Rhythmen. Die Verse bestehen meist aus vier, aber

auch aus weniger oder mehr Takten, das Kunstmittel der zweigliederigen Senkung ist oft geschickt verwertet; gereimt wird selten, manchmal mit unreinen Vokalen und meist stumpf. Neue Reime zu suchen war nicht Storms Sache, aber er weiß die alten
5 musikalisch geschickt zu verwerten und streut zu diesem Zwecke auch Stabreime ein. Die plattdeutsche Sprache hat Storm zweimal und das erstemal vor Klaus Groth als Kunstmittel benutzt, zugleich um zu beweisen, daß damals nicht geachtete Mundart auch fähig sei, ernste Gefühle wiederzugeben.
10 Die Gedichtsammlung fand bei ihrem Erscheinen allerlei lobende Besprechungen, wie sie auch Dutzendgrößen zuteil werden, der Erfolg bei der Leserwelt war nur schwach; bei Storms Tode lagen erst sieben Auflagen vor gegenüber den hundert der Geibelschen „Gedichte". Aber Beurteiler wie Robert Prutz, Ernst
15 Kossak, Wolfgang Menzel, Karl Goedeke, die sich brieflich oder öffentlich äußernden Freunde wie Ferdinand Röse, Theodor Fontane, Klaus Groth, Paul Heyse, Emil Kuh, der von der „heiligen Alltäglichkeit" der Stormschen Dichtung sprach, erkannten doch früh die überragende Bedeutung des Bandes.
20 Storm selbst nannte sich in stolzem Selbstgefühl nach Mörikes Tode den größten lebenden Liederdichter. Er durfte das von sich sagen, denn Geibel, Scheffel, Lingg, Heyse, selbst Keller reichten nicht an ihn heran, und Liliencron war noch ein Werdender. Ihm gebührt die Stelle hinter Goethe und zwischen Heine und Mörike.
25 An Goethes Vieltönigkeit reicht er nicht heran, Eichendorff überragt er in der stärkeren Beherrschung der Kunstmittel und dem straffen Zusammenfassen der Stimmung, Mörike steht er an eigenartiger bildlicher Kraft nach, überflügelt ihn aber durch die stärkere Leidenschaft und Persönlichkeit, und der reichen Wandlungs-
30 fähigkeit Heines, der denselben Gefühlen immer wieder neue, fesselnde Wendungen zu geben weiß, kommt er nicht gleich, wenn sich Heine auch in der Wahrhaftigkeit der Stimmungen nicht mit dem Schleswig-Holsteiner messen kann. Storm bedeutet, so stark das Erbe der Vergangenheit in ihm war, wegen der starken, per-
35 sönlichen Durchdringung des Überkommenen doch keinen Abschluß. Der Weg der Liederdichtung geht ohne Bruch mit der Vergangenheit weiter; sogar die Führer des „Naturalismus" haben den Dichter als Meister auf diesem Gebiete fast stets anerkannt,

und Nachfolger hat er viele gefunden. Jensen, Falke, Busse, Schönaich-Carolath, Seidel, der plattdeutsche Dichter Hinrich Fehrs und Hesse sind unter diesen zu nennen. Überragt werden sie alle von Detlev von Liliencron, der mit den Mitteln einer neuen Kunst Storms Neigung zum Ausdrucksvollen schon 5 fast übertrieb.

Die Tonsetzer haben sich Storms Liederdichtung recht warm, aber doch nicht so wie der anderer Dichter angenommen; es gibt rund 650 Vertonungen, unter denen „Schließe mir die Augen beide“, „Die Nachtigall“, „Elisabeth“, „Bettlerliebe“ und „Einen 10 Brief sollt' ich schreiben“ voranstehen. Der Landsmann Brahms hat „Über die Heide“ vertont, A. Bungert, H. Götz, Rubinstein, W. Berger, R. Franz, Adolf Jensen, S. von Hausegger u. a. haben sich an manchen Liedern versucht, einen überragenden Tonsetzer, wie Mörike seinen Wolff, Eichendorff seinen Schumann, hat der 15 Dichter aber noch nicht gefunden.

In der vorliegenden Ausgabe wird der Versuch gemacht, die Gedichte nach der Entstehungszeit zu ordnen. Soweit Angaben über diese fehlen, war für die Einordnung die Zeit des ersten Druckes maßgebend; manchmal, so bei den Gedichten an Dorothea 20 Jensen, kamen sachliche Gesichtspunkte in Betracht, nur selten brauchte der reinen Vermutung gefolgt zu werden.

In die Nachlese wurden alle gedruckten Gedichte aufgenommen, die Storm später zurückgezogen hat, soweit sie nicht noch durch Verlagsrecht geschützt sind. Es handelt sich haupt- 25 sächlich um die Gedichte aus dem „Liederbuche dreier Freunde“, aber auch manche Versuche des Anfängers und einige Gaben des gereiften Liederdichters konnten wieder in einer gemeinsamen Zusammenstellung einem weiteren Leserkreise zugänglich gemacht werden. 30

Junge Liebe[1].

Aus eignem Herzen geboren,
Nie besessen, dennoch verloren.

Ihr Aug' ist blau, nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein Schelmenmund, wie jemals einer war,
Ein launisch Kind; doch all ihr Widerstreben
Bezwingt ihr Herz, das mir so ganz ergeben.

5 Schon lange sitzt sie vor mir, träumerisch
Mit ihren Beinchen baumelnd, auf dem Tisch.
Nun springt sie auf; an meines Stuhles Lehne
Hängt sie sich schmollend ob der stummen Szene.

„Ich liebe dich!“ — „Du bist sehr interessant.“
10 „Ich liebe dich!“ — „Ach, das ist längst bekannt!
Ich lieb' Geschichten, neu und nicht erfunden —
Erzählst du nicht, ich bin im Nu verschwunden.“ —

„So hör'! Jüngst träumte mir“ — — „Das ist nicht wahr!“ —
„Wahr ist's! Mir träumt', ich sähe auf ein Haar
15 Dich selbst straßauf und -ab in Prachtgewändern
An eines Mannes Arm gemächlich schlendern;

Und dieser Mann“ — — „der war?“ — „der war nicht ich!“ —
„Du lügst!“ — „Mein Herz, ich sah dich sicherlich —
Ihr senktet Aug' in Auge voll Entzücken,
20 Ich stand seitab, gleichgültig deinen Blicken.“ —

„Der Mutter sag' ich's!“ ruft das tolle Kind
Und springt zur Tür. Da hasch' ich sie geschwind,
Und diese frevelhaften Lippen müssen,
Was sie verbrochen, ohne Gnade büßen.

---

[1] An Berta von Buchau.

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenster kommt er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum;
Die Kinder alle tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerspringen; 5
„O“, ruft er, „laßt mich hinein!
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch singen
Zu dem hellen Kerzenschein.“

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gast; 10
Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
Ihn scheu in geschäftiger Hast.

Und er singt: „Weit glänzen da draußen die Lande
Und locken den Knaben hinaus;
Mit klopfender Brust, im Reisegewande 15
Verläßt er das Vaterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
Wie war so weit die Welt!
Und es findet sich mancher gute Geselle,
Der's treulich mit ihm hält. 20

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüte der Wangen,
Und der Bart umsprosset das Kinn;
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldenen und aus blauen Reben 25
Es mundet ihm jeder Wein;
Und dreister greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit schwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum; — 30
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder sangen,
Die Kinder weit und breit;
35 Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtszeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
40 Ließ ihm die Heimat nicht Ruh'.

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum;
Die Schwestern und Brüder tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum." —

45 Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Sie blicken ihn an und blicken wieder;
Schon haben ihn alle so gern.

Nicht länger kann er das Herz bezwingen,
50 Er breitet die Arme aus:
„O, schließet mich ein in das Preisen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus!"

Käuzlein.

Da sitzt der Kauz im Ulmenbaum
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
5 Von Sterben und von Sterben?

Und übern Weg die Nachtigall,
Genüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb' ist gangen all!
Was pfeift so süß die Nachtigall
10 Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!

Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe schied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Kaum wegbreit noch hinüber? 15

Das Mädchen mit den hellen Augen.

Das Mädchen mit den hellen Augen,
Die wollte keines Liebste sein;
Sie sprang und ließ die Zöpfe fliegen,
Die Freier schauten hinterdrein.

Die Freier standen ganz von ferne 5
In blanken Röcken lobesam.
„Frau Mutter, ach, so sprecht ein Wörtchen
Und macht das liebe Kindlein zahm!"

Die Mutter schlug die Händ' zusammen,
Die Mutter rief: „Du töricht Kind, 10
Greif zu, greif zu! Die Jahre kommen,
Die Freier gehen gar geschwind!"

Sie aber ließ die Zöpfe fliegen
Und lachte alle Weisheit aus;
Da sprang durch die erschrocknen Freier 15
Ein toller Knabe in das Haus.

Und wie sie bog das wilde Köpfchen,
Und wie ihr Füßchen schlug den Grund,
Er schloß sie fest in seine Arme
Und küßte ihren roten Mund. 20

Die Freier standen ganz von ferne.
Die Mutter rief vor Staunen schier:
„Gott schütz' dich vor dem ungeschlachten,
Ohnmaßen groben Kavalier!"

Myrten.

Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz
Und pflanzt' es gläubig ein:
„Nun trage mir ein Kränzlein grün
Fürs künftige Töchterlein!"

5 Sind sechzehn Jahre wohl herum;
Das Reislein wuchs heran,
Hier sitzt das wackre Töchterlein —
Fehlt nur der Freiersmann.

Nelken[1].

Ich wand ein Sträußlein morgens früh,
Das ich der Liebsten schickte;
Nicht ließ ich sagen ihr von wem
Und wer die Blumen pflückte.

5 Doch als ich abends kam zum Tanz
Und tat verstohlen und sachte,
Da trug sie die Nelken am Busenlatz
Und schaute mich an und lachte.

Damendienst.

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Festen und hohen Tagen
Sollst du meine Königin sein!

5 Deiner Launen geheimste und kühnste
Gehorsam erfüll' ich dir;
Doch leid' ich in diesem Dienste
Keinen andern neben mir.

So lang' ich dir diene in Ehren,
10 Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofstaat will ich vermehren;
Doch der Erste will ich sein.

Bettlerliebe.

O laß mich nur von ferne stehn
Und hangen stumm an deinem Blick;
Du bist so jung, du bist so schön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

---

[1] An Berta von Buchau wie „Damendienst", „Bettlerliebe" und die „Vierzeilen".

Und ich so arm, so müde schon, 5
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O wär' ich doch ein Königssohn
Und du ein arm, verlornes Kind.

Vierzeilen.

Du weißt doch, was ein Kuß bekennt?
Sonst hör' du auf zu küssen!
Ich dächt', er sei ein Sakrament,
Das alle Völker wissen.

Und weißt du, warum so trübe, 5
So schwer mir das Herz muß sein?
Du hast mich geküßt ohne Liebe,
Das wolle dir Gott verzeihn!

Die Lieb' ist wie ein Wiegenlied;
Es lullt dich lieblich ein; 10
Doch schläfst du kaum, so schweigt das Lied,
Und du erwachst allein.

Das Harfenmädchen.

Das war noch im Vaterstädtchen;
Da warst du gar zierlich und jung,
Ein süß, schwarzäugiges Dirnlein,
Zur Liebe verständig genung.

Und wenn dir die Mutter zu singen 5
Und Harfe zu spielen gebot,
So scheutest du dich vor den Leuten
Und klagtest mir heimlich die Not.

„Wann treff' ich dich wieder und wo doch?“ —
„Am Schlosse, wenn's dunkel ist.“ 10
Und abends bin ich gekommen
Und habe dich fröhlich geküßt.

Sind sieben Jahre vergangen,
Daß ich dich nicht gesehn;
15 Wie bleich doch sind deine Wangen,
Und waren so blühend und schön!

Wie greifst du so keck in die Saiten
Und schaust und äugelst umher!
Das sind die kindlich scheuen,
20 Die leuchtenden Augen nicht mehr.

Doch kann ich den Blick nicht wenden,
Du einst so reizende Maid;
Mir ist, als schaut' ich hinüber
Tief, tief in vergangene Zeit.

Dämmerstunde[1].

Im Nebenzimmer saßen ich und du;
Die Abendsonne fiel durch die Gardinen;
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh',
Von rotem Licht war deine Stirn beschienen.

5 Wir schwiegen beid'; ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten schwatzten fort —
Du sahst mich an mit deinen Märchenaugen.

Frage.

Wenn einsam du im Kämmerlein gesessen,
Wenn dich der Schlummer floh die lange Nacht,
Dann hast du oft, so sprichst du, mein gedacht;
Doch, wenn die Sonne kommen unterdessen,
5 Wenn dir die Welt und jeglich Aug' gelacht,
Hast du auch dann wohl jemals mein gedacht?

---

[1] An Berta von Buchau wie die zwei folgenden Gedichte.

Rechenstunde.

Du bist so ein kleines Mädchen
Und hast schon so helle Augen;
Du bist so ein kleines Mädchen
Und hast schon so rote Lippen!

Nun schau mich nur an, du Kleine, 5
Auch ich hab' helle Augen,
Und laß dir alles deuten —
Auch ich hab' rote Lippen.

Nun rechne mir doch zusammen:
Vier Augen, die geben? — Blicke! 10
Und — mach' mir keinen Fehler!
Vier Lippen, die geben? — Küsse!

Märchen.

Ich hab's gesehn und will's getreu berichten;
Beklagt euch nicht, wenn ich zu wenig sah!
Nur sommernachts passieren die Geschichten;
Kaum graut die Nacht, so rückt der Morgen nah,
Kaum daß den Wald die ersten Strahlen lichten, 5
Entflieht mit ihrem Hof Titania[1];
Auf Weg und Steg spazieren die Philister,
Das wohlbekannte, leidige Register.

Kein Zauber wächst für fromme Bürgersleute,
Die tags nur wissen, wie die Glocke geht. 10
Die gründlich kennen gestern, morgen, heute,
Doch nicht die Zeit, die mitten drin besteht;
Ich aber hörte wohl das Waldgeläute,
Ein Sonntagskind ist immer der Poet;
So laßt euch denn in blanken Liederringen 15
Von Reim zu Reim ins Land der Märchen schwingen.

---

[1] Die Elfenkönigin, hier Vertreterin der Märchenwelt schlechthin.

Tannkönig.

1.

Am Felsenbruch im wilden Tann
Liegt tot und öd ein niedrig Haus;
Der Efeu steigt das Dach hinan,
Waldvöglein fliegen ein und aus.

5 Und drin am blanken Eichentisch
Verzaubert schläft ein Mägdelein;
Die Wangen blühen ihr rosenfrisch,
Auf den Locken wallt ihr der Sonnenschein.

Die Bäume rauschen im Waldesdicht,
10 Eintönig fällt der Quelle Schaum;
Es lullt sie ein, es läßt sie nicht,
Sie sinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zither klingt,
Da hell der Wind vorüberzieht,
15 Wenn gar zu laut die Drossel singt,
Zuckt manchesmal ihr Augenlid.

Dann wirft sie das blonde Köpfchen herum,
Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
Auf fliegen die Vögel, der Wald ist stumm,
20 Und zurück in den Schlummer das Mägdlein sinkt.

2.

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
Daß durch die Tannen bricht der Strahl;
Im Grunde wachen die Elfen auf,
Die Silberhörnlein rufen durchs Tal.

25 „Zu Tanz, zu Tanz am Felsenhang,
Am hellen Bach, im schwarzen Tann!
Schön Jungfräulein, was wird dir bang?
Wach auf und schlag die Saiten an!“

Schön Jungfräulein, die sitzt im Traum;
30 Tannkönig tritt zu ihr herein,
Und küßt ihr leis des Mundes Saum
Und nimmt vom Hals das Güldkettlein.

Da schlägt sie hell die Augen auf —
Was hilft ihr Weinen all und Flehn?
„Tannkönig, laß mich ziehn nach Haus, 35
Laß mich zu meinen Schwestern gehn.“ —

„In meinem Walde fing ich dich“,
Tannkönig spricht, „so bist du mein!
Was hattest du die Meß' versäumt?
Komm mit, komm mit zum Elfenreihn!“ — 40

„Elf! Elf! das klingt so wunderlich,
Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn;
Die haben gewiß kein Christentum,
O laß mich zu Vater und Mutter mein!“ —

„Und denkst du an Vater und Mutter noch, 45
Sitz' aber hundert Jahr allein!“
Die Elfen ziehn zu Tanz, zu Tanz;
Er hängt ihr um das Güldkettlein.

Die Herrgottskinder.

Von oben sieht der Herr darein;
Ihr dürft indes der Ruhe pflegen:
Er gibt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelssegen.
Und wenn dann in Blüte die Saaten stehn, 5
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß sich die Halme zusammenbeugen
Und frisch aus der Blüte das Korn erzeugen,
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß alles reife in ihrer Wonne. 10
Da stünd' es den Bauern wohl prächtig an,
Das alles in ihre Scheuern zu laden!
Gott Vater hat auch seinen Teil daran;
Den will er vergaben nach seiner Gnaden.
Da ruft er die jüngsten Kinder sein; 15
Die nährt er selbst aus seiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein
Und alles Getier in Luft und Land;

Das flattert herbei und kreucht und springt,
20 Ist fröhlich all zu Gottes Ehr'
Und all genügsam, was er bringt.
Des freut sich der Herrgott mächtig sehr,
Er breitet weit die Arme aus
Und spricht in Liebe überaus:
25 „All, was da lebet, soll sich freun,
Seid alle von den Kindern mein;
Und will euch drum doch nicht vergessen,
Daß ihr nichts könnt als springen und fressen,
Hat jedes seinen eignen Ton!
30 Ihr sollt euch tummeln frisch im Grünen;
Doch mündig ist der Mensch, mein Sohn;
Drum mag er selbst sein Brot verdienen!"

An die Freunde[1].

Wieder einmal ausgeflogen,
Wieder einmal heimgekehrt;
Fand ich doch die alten Freunde
Und die Herzen unversehrt.

5 Wird uns wieder wohl vereinen
Frischer Ost und frischer West!
Auch die losesten der Vögel
Tragen allgemach zu Nest.

Immer schwerer wird das Päckchen,
10 Kaum noch trägt es sich allein;
Und in immer engre Fesseln
Schlinget uns die Heimat ein.

Und an seines Hauses Schwelle
Wird ein jeder festgebannt;
15 Aber Liebesfäden spinnen
Heimlich sich von Land zu Land.

---

[1] Wohl die Brüder Mommsen.

Lose.

Der einst er seine junge,
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen heißen,
Nicht weiter sein gedacht.

Drauf hat er heimgeführet 5
Ein Mädchen still und hold;
Die hat aus allen Menschen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob sein Herz in Liebe
Niemals für sie gebebt, 10
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Wer je gelebt in Liebesarmen[1].

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde, 5
Und noch im Tode ist sie sein.

Eine Frühlingsnacht[2].

Im Zimmer drinnen ist's so schwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand; 5
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge, die sie pickt,
Er forschet, wie der Weiser rückt;

---

[1] An Konstanze Esmarch. — [2] Auf den plötzlichen Tod eines Universitätsfreundes.

Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
10 Wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
Harrend, bis alles vorüber sei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod;
Und draußen dämmert das Morgenrot.

15 An die Fenster klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebesschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

Singende Bursche ziehn übers Feld
20 Hinein in die blühende, klingende Welt. —

Und immer stiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

25 Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

Schneewittchen.

Märchen-Szenen.

Zwergenwirtschaft. Links eine Tür zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Tür und Fensteröffnung. Von außen Wald und Sonnenschein. Drinnen steht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln.

Die sieben Zwerge

(kommen singend nacheinander herein mit Kräutersäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und stutzen, einer nach dem andern).

Zwergenältester.

Wer hat auf meinem Stühlchen sessen?

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3.
Wer hat von meinem Müschen pappt?
Zwerg 4.
Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?
Zwerg 5.
Wer hat aus meinem Becherlein trunken? 5
Zwerg 6.
Wer hat mein Löfflein eingetunken?
Zwerg 7
(schaut in die Nebenkammer).
Wer drückt' in meinem Bett das Dällchen[1]?
Zwergenältester.
Wer rückt' an meinem Schlafgestellchen?
Zwerg 2.
Wer schlief auf meinem Lagerstättchen?
Zwerg 3.
O weh! liegt einer in meinem Bettchen! 10
Zwerg 4.
Ein Mägdelein!
Zwerg 5, 6, 7.
Laß schaun, laß sehn!
Zwerg 7.
Ei Gott, wie ist das Kind so schön!
Zwergenältester.
O weckt sie nicht! o schreckt sie nicht!
Geschlossen ist der Äuglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht; 15
Über des Mieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.
Zwerg 2.
Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.
Zwerg 3.
Wie fand das liebe Tausendschön 20
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

[1] Eine durch Eindrückung hervorgerufene Vertiefung.

Zwerg 4.

Ist alles so gar lieb und fein,
So rosenrot, schneeweiß und rein!

Zwergenältester.

Bis sie erwacht, bleibt mäuschensacht,
25 Das helle Glöcklein nehmt in acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein stehn,
Laßt leis das Zünglein ummegehn!

Zwerg 4.

Schau, schau! Die Wimper regte sich.

Zwerg 5.

Das Mündlein rot bewegte sich.

Zwerg 6.

30 Das blonde Köpfchen reckt sich auf,
Zwei blaue Äuglein schlägt sie auf!

Zwerg 7.

Sie schaut sich um ein stummes Weilchen!

Zwergenältester.

Schweigt nun, ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erschreckt sie nicht, geht fein beiseit!
35 Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.
(Die Zwerge treten bis auf den Ältesten auf beiden Seiten zurück.)

Schneewittchen
(erscheint scheu an der Tür).

Zwergenältester.

Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;
Du sollst uns fein willkommen sein,
Willkommen in der Zwerge Hüttchen!
Doch sprich, wie heißt du denn?

Schneewittchen.

Schneewittchen!

40 So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater ist König über dies Land.

Zwergenältester.

Schneewittchen, Königstöchterlein,
Wo ließest du die Pagen dein?
Wo ließest du die Wagen und Rosse?
Wie kamst du von des Königs Schlosse? 45

Schneewittchen.

Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein schläft in Grabes Schoß;
Der König freite die zweite Frau,
Die schlug mich oft und schalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde, 50
Sollte mich töten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen;
Doch ich bat ihn so lange, so lang' auf den Knien —
Da schoß er den Eber und ließ mich fliehn. 55

Zwergenältester.

Schneewittchen, Königstöchterlein,
Wie fandst du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die sieben Berge?
Wie kamst du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.

Sprangen zwei Rehlein mir voran, 60
Sahn mit den braunen Augen mich an;
Saßen im Walde die Vöglein zuhauf,
Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, so bin ich hier. 65

Zwergenältester.

Schneewittchen, Königstöchterlein,
Schlag' auf die blauen Äugelein,
Laß springen dein Herzlein wohlgemut;
Sollst bleiben hier in unsrer Hut,
Im grünen Reich der sieben Berge! 70

Schneewittchen.

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester.

Kannst die Wirtschaft uns versehen,
Wenn wir tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst du führen!

Schneewittchen.

75 O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschicken?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerschein
Fegst du das Kämmerlein,
80 Bohnest die Stühlchen,
Lockerst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Gehn wir zu Walde, hüt'st du das Stübchen,
85 Deckest das Tischchen, kochest die Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speischen
Das Schönste für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein!

Zwergenältester.

90 Besserst das Röcklein,
Heftest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
95 — Bist du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie morgens durchs Fensterlein
Draußen im goldenen Sonnenschein 100
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenältester.

Rehlein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen, 105
Stieglitz mit dem roten Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Latz,
Und der Star, der possierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen
Die süßen Sänger, die Nachtigallen! 110
Wenn sie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Äuglein;
Wenn sie dann mählich näher schlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenältester.

Vöglein stehn in hohen Gnaden, 115
Sind gar lust'ge Kameraden;
Darfst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmlische Schein!
Wenn sie morgens ins Fensterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter 120
Sendet das goldene Sommerwetter?
Und abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond steigt über die schwarzen Tannen;
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit sich alle die tausend Stern'; 125
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirtschaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle seit langen Zeiten!

Zwergenältester.

130 Rehlein laß um dich spielen und springen,
Vöglein flattern und schmettern und singen,
Laß Mond- und Sonnenschein herein;
Nur vor den Menschen hüte dich fein!

(Zu den andern.)

Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
135 Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schoß,
Und richtet fein in unserm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen.

Die sieben Zwerge
(gehen singend ab).

140 „Da ging die Katz' die tripp die trapp,
Da schlug die Tür die klipp die klapp,
Frau Füchsin, sind Sie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja!“

Schneewittchen
(allein).

Morgens im Dämmerschein
145 Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lockre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerstättchen,
150 Nähe das Röcklein,
Hefte das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein,
155 Alle die Tierelein
Flattern durchs Fensterlein,
Schlüpfen zur Tür herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternlein, die hellen,
160 Sind alle meine Spielgesellen.

Gemach der Königin.

Die Königin
(vor dem Zauberspiegel).

Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Aus dem Spiegel.

Frau Königin, Ihr
Seid die Schönste hier;
Aber Schneewittchen hinter den Bergen 165
Bei den sieben Zwergen
Ist noch tausendmal schöner als Ihr!

Die Königin.

Ei, Spieglein, red' nicht so unnütz!
Des Jägers Speer war blank und spitz;
Was sprichst du von Schneewittchen mir? 170

Aus dem Spiegel.

Ist tausendmal, tausendmal schöner als Ihr!

Die Königin.

Halt ein! Halt ein, o Spieglein licht!
Du kennst im Wald die Stelle nicht!
Eine Blume blüht in Purpurglut,
Die Würzlein tranken rotes Blut; 175
Schön Mündlein hat der Wolf geküßt —
Der Wolf weiß, wo Schneewittchen ist.

Aus dem Spiegel.

Hinter den Bergen,
Bei den sieben Zwergen!

Die Königin.

Es frißt am Herzen mir so jäh! 180
War denn das Blut vom Elk[1], vom Reh? —
O Spieglein blank, der Rabe log,
Der krächzend mir ans Fenster flog!
Schneewittchen — Spieglein, sage mir!

---

[1] Elch, Elentier.

Aus dem Spiegel.

185 Ist tausendmal, tausendmal schöner als Ihr!

Die Königin
(sich abwendend).

Die Schönste war ich immer noch!
Die Schönste will ich bleiben doch!
Wenn sie des Jägers Speer nicht trifft,
So hilf mir, Zaubertrank und Gift!
190 Die Schönste in der ganzen Welt,
Das soll mir bleiben unvergällt!

Mai.

Die Kinder schreien „Vivat hoch!"
In die blaue Luft hinein;
Den Frühling setzen sie auf den Thron,
Der soll ihr König sein.

Morgens[1].

Nun gib ein Morgenküßchen!
Du hast genug der Ruh';
Und setz' dein zierlich Füßchen
Behende in den Schuh!

5 Nun schüttle von der Stirne
Der Träume blasse Spur!
Das goldene Gestirne
Erleuchtet längst die Flur.

Die Rosen in deinem Garten
10 Sprangen im Sonnenlicht;
Sie können kaum erwarten,
Daß deine Hand sie bricht.

---

[1] An Konstanze Esmarch.

O süßes Nichtstun.

O süßes Nichtstun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Bergs besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite!
O süßes Nichtstun, lieblich so gebannt 5
Zu atmen in den unbefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinabzuziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimatliche Sterne. 10

Abends.

Warum duften die Levkoien so viel schöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen so viel röter bei der Nacht?
Warum ist in meinem Herzen so die Sehnsucht auferwacht.
Diese brennend roten Lippen dir zu küssen bei der Nacht?

Lehrsatz.

Die Sonne scheint; laß ab von Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der scheuesten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz schämt sie sich zu schauen,
Ein Rätsel will sie bleiben, oder sterben.
Doch wenn der Abend still herniedergleitet, 5
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämm'rung süß verwirrend sich verbreitet
Und alle Formen ineinander schwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt, wird alles ganz erreicht. 10

Herbst.

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

5 Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
10 Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
15 Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
20 Lieg' ein ferner Frühlingstag.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
5 Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich, heimatlich verlocken
10 In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
15 Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Vom Staatskalender[1].

1.

Die Tochter spricht:

„Ach, die kleine Kaufmannstochter,
Wie das Ding sich immer putzt!
Fehlt nur, daß mit unsereinem
Sie sich noch vertraulich duzt.

„Setzt sich, wo wir auch erscheinen, 5
Wie von selber nebenbei;
Präsidentens könnten meinen,
Daß es heiße Freundschaft sei.

„Und es will sich doch nicht schicken,
Daß man so mit jeder geht, 10
Seit Papa im Staatskalender
In der dritten Klasse steht.

„Hat Mama doch auch den Diensten
Anbefohlen klar und hell,
Fräulein hießen wir jetzunder, 15
Fräulein, und nicht mehr Mamsell.

„Ach, ein kleines bißchen adlig,
So ein bißchen — glaub', wir sind's!
Morgen in der goldnen Kutsche
Holt uns ein verwünschter Prinz!" 20

2.

Ein Golem[2].

Ihr sagt, es sei ein Kämmerer,
Ein schöner Staatskalenderer;
Doch sieht denn nicht ein jeder,
Daß er genäht aus Leder?

Kommt nur der rechte Regentropf 25
Und wäscht die Nummer ihm vom Kopf,
So ruft gewiß ein jeder:
„Herr Gott, ein Kerl von Leder!"

---

[1] Das Namenverzeichnis der Staatsbeamten. — [2] Eine nach dem Menschen geformte Tonfigur.

Zur silbernen Hochzeit[1].

Aus einem Festzuge.

Gott Amor.

Wieder führ' ich heut den Zug
Wie beim ersten Feste;
Amor bleibt die Hauptperson
In der Zahl der Gäste.

5 In mein Antlitz bringt die Zeit
Fältchen nicht noch Falte;
Doch wie jung ich immer bin,
Bin ich doch der alte.

Zwei Kinder.

Erstes.

Wir sind zwei Kinder hier vom Haus
10 Und folgen mit Bedachte
Dem kleinen Gotte, der Mama
So unendlich glücklich machte.

Zweites.

Ja, lachet nur! Wir kommen auch
In seinen Rosentempel.
15 Die ältste Schwester hat schon gezeigt[2],
Die Kinder nehmen Exempel.

Ein Bettelkind.

Zürnt mir nicht, verehrte Frau,
Daß auch ich euch gratuliere!
Armut ist ein schlechter Gast,
20 Furchtsam tret' ich in die Türe.

Draußen stand ich, und ich sah
Alle Fenster hell erleuchtet;
Und ich dachte, wie so oft
Ihr mir milde Gaben reichtet.

---

[1] Der Schwiegereltern Esmarch am 13. Februar 1846. Ein anderes Stück des Gedichtes steht auf S. 140 (Nachlese). — [2] Konstanze, die mit Storm verlobt war.

Gönnt nur einen Augenblick, 25
Mich an eurem Glück zu weiden!
Schwester weint zu Haus nach Brot —
Ach, wir haben wenig Freuden.

Der Bettelvogt.

Zum Jubilar.

Verzeihen Sie, Herr Bürgermeister,
So sehr man seine Pflichten kennt, 30
Das Bettelvolk wird immer dreister,
So sehr man vigiliert[1] und rennt.

Soeben sah ich solchen Rangen
Verdächtig schleichen an den Treppen;
Wenn es vergönnt, ihn einzufangen, 35
Werd' ich ihn sacht zu Loche schleppen.

Der Narr.

Der Narr macht seine Reverenz,
Der gute, derbe Geselle!
Ihr höret wohl von weitem schon
Das Rauschen seiner Schelle. 40

Als alter Hausfreund bin ich ja
Notwendig bei dem Feste;
Denn hörtet ihr die Klapper nicht,
Euch fehlte doch das Beste.

Ein tücht'ger Kerl hat seinen Sparrn! 45
Das ist unwiderleglich;
Und hat das Haus nicht seinen Narrn,
So wird es öd und kläglich.

Hier war ich manchen guten Tag
Gastfreundlich aufgenommen; 50
Heil diesem vielbeglückten Haus,
Wo auch der Narr willkommen!

---

[1] Aufpassen.

Nun sei mir heimlich zart und lieb[1].

Nun sei mir heimlich zart und lieb;
Setz' deinen Fuß auf meinen nun!
Mir sagt es: ich verließ die Welt,
Um ganz allein auf dir zu ruhn;

5 Und dir: o ließe mich die Welt,
Und könnt' ich friedlich und allein,
Wie deines leichten Fußes jetzt,
So deines Lebens Träger sein!

Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh'.
5 Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.

Zur Nacht.

Vorbei der Tag! Nun laß mich unverstellt
Genießen dieser Stunde vollen Frieden!
Nun sind wir unser; von der frechen Welt
Hat endlich uns die heilige Nacht geschieden.

5 Laß einmal noch, eh' sich dein Auge schließt,
Der Liebe Strahl sich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh' im Traum sie sich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!

Was gibt es mehr! Der stille Knabe winkt
10 Zu seinem Strande lockender und lieber;
Und wie die Brust dir atmend schwellt und sinkt
Trägt uns des Schlummers Welle sanft hinüber.

---

[1] Wie die folgenden beiden Gedichte an die junge Gattin Konstanze.

Abschied.

Mit Liedern.

1.

Was zu glücklich, um zu leben,
Was zu scheu, um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entstehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten, 5
Rosen aus verwelkten Blüten,
Tränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.

2.

Du weißt es, alle, die da sterben,
Und die für immer scheiden gehn, 10
Die müssen, wär's auch zum Verderben,
Die Wahrheit ohne Hehl gestehn.

So leg' ich's denn in deine Hände,
Was immer mir das Herz bewegt;
Es ist die letzte Blumenspende, 15
Auf ein geliebtes Grab gelegt.

März.

Und aus der Erde schauet nur
Alleine noch Schneeglöckchen;
So kalt, so kalt ist noch die Flur,
Es friert im weißen Röckchen.

Abseits.

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft 5
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durchs Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
10 Sich an der Edelheide Glöckchen,
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen, niedrig Haus
Steht einsam hier und sonnbeschienen,
15 Der Kätner lehnt zur Tür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
20 Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Morgane[1].

An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Flut zusammenragen,
Und ohne Regung schläft die See,
Dann steht an unserm grauen Strande
5 Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne[2] Fee.

Arglistig halb und halb von Sinne,
Verschmachtend nach dem Kelch der Minne,
Der stets an ihrem Mund versiegt,
10 Umgaukelt sie des Wandrers Pfade
Und lockt ihn an ein Scheingestade,
Das in des Todes Reichen liegt.

[1] Nach der Fee Morgane nennt man die Luftspiegelung auf der See und in der Wüste, bei der unter dem Horizonte liegende Gegenstände in abenteuerlicher Verzerrung sichtbar werden und dem Menschen Gefahr bringen. — [2] Berüchtigt.

Von ihrem Zauberspiel geblendet,
Ruht manches Haupt in Nacht gewendet,
Begraben in der Wüste Schlucht; 15
Denn ihre Liebe ist Verderben,
Ihr Hauch ist Gift, ihr Kuß ist Sterben,
Die schönen Augen sind verflucht.

So steht sie jetzt im hohen Norden
An unsres Meeres dunklen Borden, 20
So schreibt sie fingernd in den Dunst;
Und quellend aus den luft'gen Spuren
Erstehn in dämmernden Konturen
Die Bilder ihrer argen Kunst.

Doch hebt sich nicht wie dort im Süden 25
Auf rosigen Karyatiden
Ein Wundermärchenschloß ins Blau;
Nur einer Hauberg graues Bildnis
Schwimmt einsam in der Nebelwildnis,
Und keinen lockt der Hexenbau. 30

Bald wechselt sie die dunkle Küste
Mit Libyens sonnengelber Wüste
Und mit der Tropenwälder Duft;
Dann bläst sie lachend durch die Hände,
Dann schwankt das Haus, und Fach und Wände 35
Verrinnen quirlend in die Luft.

Herbst.

Und sind die Blumen abgeblüht,
So brecht der Äpfel goldne Bälle;
Hin ist die Zeit der Schwärmerei,
So schätzt nun endlich das Reelle!

Einer Toten[1].

1.

Du glaubtest nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich genesen;
Die Mutterfreude war für dich zu schwer,
Das Leben war dir gar zu hart gewesen. —

5 Er saß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
„Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!"

Er hörte still die sanften Worte an,
10 Wie sie sein Ohr in bangen Pausen trafen:
„Sorg' für das Kind — ich sterbe, süßer Mann."
Dann halbverständlich noch: „Nun will ich schlafen."

Und dann nichts mehr; du wurdest nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
15 Der Atem Gottes wehte durchs Gemach,
Dein Kind schrie auf, und dann warst du hinüber.

2.

Das aber kann ich nicht ertragen
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
20 Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
25 Schon andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermissen scheint;

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
30 Und mit gespenstig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

---

[1] Storms Schwester Helene Lorenzen, die nach der Geburt ihres einzigen Kindes 1847 starb.

Gesegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll diniert;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut

Sie schütteln zärtlich sich die Hand, 5
Umwandelnd den geleerten Tisch,
Und wünschen, daß gesegnet sei
Der Wein, der Braten und der Fisch.

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich! 10
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzinniglich.

Ostern[1].

Es war daheim auf unsrem Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer, 5
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Flut die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge[2] bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen; 10
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. —

Entfesselt ist die urgewalt'ge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und alles treibt, und alles webt und schafft, 15
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

---

[1] Die Abschüttelung der dänischen Herrschaft über Schleswig-Holstein war mit der siegreichen Schlacht bei Schleswig glücklich begonnen worden. —
[2] Das durch den Seedeich geschützte Weideland an der Küste.

Der Flut entsteigt der frische Meeresduft;
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
20 Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde! —

25 Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der festen Wehr
30 Den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
Das Land ist unser, unser soll es bleiben!

Sturmnacht.

Im Hinterhaus, im Fliesensaal,
Über Urgroßmutters Tisch und Bänke,
Über die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenstrahl.
5 Vom Wald kommt der Wind
Und fährt an die Scheiben;
Und geschwind, geschwind
Schwatzt er ein Wort,
Und dann wieder fort
10 Zum Wald über Föhren und Elben.

Da wird auch das alte, verzauberte Holz
Da drinnen lebendig;
Wie sonst im Walde will es stolz
Die Kronen schütteln unbändig,
15 Mit den Ästen greifen hinaus in die Nacht,
Mit dem Sturm sich schaukeln in brausender Jagd.

Mit den Blättern in Übermut rauschen,
Beim Tanz im Flug
Durch Wolkenzug
Mit dem Mondlicht silberne Blicke tauschen. 20

Da müht sich der Lehnstuhl, die Arme zu recken,
Den Rokokofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen;
Der Eichschrank unter dem kleinen Troß 25
Steht da, ein finsterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den schweren Bann. —
Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne 30
Und fährt an die Läden und rüttelt mit Macht,
Bläst durch die Ritzen, grunzt und lacht,
Schmeißt die Fledermäuse, die kleinen Gespenster,
Klitschend gegen die rasselnden Fenster.
Die glupen[1] dumm neugierig hinein — 35
Da drin steht voll der Mondenschein.

Aber droben im Haus
Im behaglichen Zimmer
Beim Sturmgebraus
Saßen und schwatzten die Alten noch immer, 40
Nicht hörend, wie drunten die Saaltür sprang,
Wie ein Klang war erwacht
Aus der einsamen Nacht,
Der schollernd drang
Über Trepp' und Gang, 45
Daß dran in der Kammer die Kinder mit Schrecken
Auffuhren und schlüpften unter die Decken.

Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste kleine Kätzchen,

[1] Nicht frei aus den Augen sehen.

Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
5 Die Köchin aber — Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
Die wollte von den sechsen fünf ertränken,
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
10 Ich half ihr heim! — der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchsen auf und schritten binnen kurzem
Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein sah,
15 Sie wuchsen auf, und nachts vor ihrem Fenster
Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
20 Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
25 In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
30 Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen!
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wut
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neunundvierzig!
Mir selber! ach, mir läuft der Kopf davon —
35 O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit sechsundfünfzig Katzen! —

Februar.

Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von roten Knospen übersäumt;
Die Wiegen sind's, worin der Frühling
Die schlimme Winterzeit verträumt.

August.

Inserat.

Die verehrlichen Jungen, welche heuer
Meine Äpfel und Birnen zu stehlen gedenken,
Ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
Womöglich insoweit sich zu beschränken,
Daß sie daneben auf den Beeten 5
Mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten.

Herbst.

Die Sense rauscht, die Ähre fällt,
Die Tiere räumen scheu das Feld,
Der Mensch begehrt die ganze Welt.

Oktoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll, 5
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen! 10
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
15 Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
20 Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Ständchen.

Weiße Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Gitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

5 Dreizehn Lieder sollst du hören,
Dreizehn Lieder, frisch gedichtet;
Alle sind, ich kann's beschwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten, schlanken Leibchen
10 Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preisen meine Lieder.

Wahrlich, Kind, ich hab' zuzeiten
Übermütige Gedanken!
15 Unermüdlich sind die Saiten,
Und der Mund ist ohne Schranken.

Vom geheimsten Druck der Hände
Bis zum nimmersatten Küssen!
Ja, ich selber weiß am Ende
20 Nicht, was du wirst hören müssen.

Laß dich warnen, laß mich schweigen,
Laß mich Lied um Liebe tauschen;
Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauschen.

Weiße Mondesnebel schwimmen 25
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Gitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

Die Kleine.

Und plaudernd hing sie mir am Arm;
Sie halberschlossen nur dem Leben;
Ich war nicht alt, doch aber dort,
Wo uns verläßt die Jugend eben.

Wir wandelten hinauf, hinab 5
Im dämmergrünen Gang der Linden;
Sie sah mich froh und leuchtend an,
Sie wußte nicht, es könne zünden;

Ihr ahnte keine Möglichkeit,
Kein Wort von so verwegnen Dingen, 10
Wodurch es selbst die tiefste Kluft
Verlockend wird zu überspringen.

Noch einmal[1]!

Noch einmal fällt in meinen Schoß
Die rote Rose Leidenschaft;
Noch einmal hab' ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft;
Noch einmal legt ein junges Herz 5
An meines seinen starken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn
Ein juniheißer Sommertag.

---

[1] An Dorothea Jensen wie die folgenden.

Die Stunde schlug.

Die Stunde schlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen,
An meine Lippen streiften schon
Mit scheuem Druck die deinen.

5 Es zuckten aus dem vollen Kelch
Elektrisch schon die Funken;
O fasse Mut und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!

Die Lippen, die mich so berührt,
10 Sind nicht mehr deine eignen;
Sie können doch, solang du lebst,
Die meinen nicht verleugnen.

Die Lippen, die dich so berührt,
Sind rettungslos gefangen;
15 Spät oder früh, sie müssen doch
Sich tödlich heimverlangen.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

5 Noch häng' ich fest an deinem Mund
In schmerzlich bangender Begier;
Du gibst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose gibst du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberkelch
10 Den letzten, goldnen Trunk mir ein;
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Am Himmel steht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
15 Zu deinen Füßen sink' ich hin,
O fühl's, du bist mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Brust
Des vollsten Lebens Schauer wehn,
Eh' seufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn. 20

Hyazinthen.

Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.

Es hört nicht auf, es rast ohn' Unterlaß; 5
Die Kerzen brennen und die Geigen schreien,
Es teilen und es schließen sich die Reihen,
Und alle glühen; aber du bist blaß.

Und du mußt tanzen; fremde Arme schmiegen
Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt! 10
Ich seh' dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Gestalt. — —

Und süßer strömend quillt der Duft der Nacht
Und träumerischer aus dem Kelch der Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht; 15
Ich möchte schlafen, aber du mußt tanzen.

Du willst es nicht in Worten sagen.

Du willst es nicht in Worten sagen;
Doch legst du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Tut liebliches Geheimnis kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube, 5
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indes dein roter Mund mich küßt; 10
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
15 Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
20 Daß sie in Liebe sterben soll.

Dämmerstunde.

Im Sessel du, und ich zu deinen Füßen,
Das Haupt zu dir gewendet, saßen wir;
Und sanfter fühlten wir die Stunden fließen,
Und stiller ward es zwischen mir und dir;
5 Bis unsre Augen ineinander sanken
Und wir berauscht der Seele Atem tranken.

Frauenhand.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

5 Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Die Zeit ist hin.

Die Zeit ist hin; du löst dich unbewußt
Und leise mehr und mehr von meiner Brust;
Ich suche dich mit sanftem Druck zu fassen,
Doch fühl' ich wohl, ich muß dich gehen lassen.

So laß mich denn, bevor du weit von mir 5
Im Leben gehst, noch einmal danken dir;
Und magst du nie, was rettungslos vergangen,
In schlummerlosen Nächten heimverlangen.

Hier steh' ich nun und schaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieser Augenblick, 10
Und wieviel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zusammen leben.

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz.

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz,
Doch blieben meine Arme leer;
Der Stimme Zauber, der du sonst
Nie widerstandest, galt nicht mehr.

Was jetzt dein Leben füllen wird, 5
Wohin du gehst, wohin du irrst,
Ich weiß es nicht; ich weiß allein,
Daß du mir nie mehr lächeln wirst.

Doch kommt erst jene stille Zeit,
Wo uns das Leben läßt allein, 10
Dann wird, wie in der Jugend einst,
Nur meine Liebe bei dir sein.

Dann wird, was jetzt geschehen mag,
Wie Schatten dir vorübergehn,
Und nur die Zeit, die nun dahin, 15
Die uns gehörte, wird bestehn.

Und wenn dein letztes Kissen einst
Beglänzt ein Abendsonnenstrahl,
Es ist die Sonne jenes Tags,
Da ich dich küßte zum erstenmal. 20

Du schläfst.

Du schläfst — so will ich leise flehen:
O schlafe sanft! und leise will ich gehen,
Daß dich nicht störe meiner Tritte Gang,
Daß du nicht hörest meiner Stimme Klang.

---

5 Ein Grab schon weiset manche Stelle,
Und manches liegt in Traum und Duft;
Nun sprudle, frische Lebensquelle,
Und rausche über Grab und Kluft!

Weiße Rosen[1].

1.

Du bissest die zarten Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.

5 Entfärben ließ'st du dein blondes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du hast es gewollt, weil meine Hand
Liebkosend darauf gelegen.

Du stehst am Herd in Flammen und Rauch,
10 Daß die feinen Hände dir sprangen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge daran gehangen.

2.

Du gehst an meiner Seite hin
Und achtest meiner nicht;
15 Nun schmerzt mich deine weiße Hand,
Dein süßes Angesicht.

O sprich wie sonst ein liebes Wort,
Ein einzig Wort mir zu!
Die Wunden bluten heimlich fort,
20 Auch du hast keine Ruh'.

---

[1] An Dorothea Jensen.

Der Mund, der jetzt zu meiner Qual
Sich stumm vor mir verschließt,
Ich hab' ihn ja so tausendmal,
Viel tausendmal geküßt.

Was einst so überselig war, 25
Bricht nun das Herz entzwei;
Das Aug', das meine Seele trank,
Sieht fremd an mir vorbei.

3.

So dunkel sind die Straßen,
So herbstlich geht der Wind; 30
Leb' wohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!

So schweigend steht der Garten,
Ich wandre weit hinaus;
Er wird dir nicht verraten, 35
Daß ich nimmer kehr' nach Haus.

Der Weg ist gar so einsam,
Es reist ja niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt. 40

Ich bin so müd zum Sterben;
Drum blieb' ich gern zu Haus,
Und schliefe gern das Leben
Und Lust und Leiden aus.

O bleibe treu den Toten.

O bleibe treu den Toten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toten,
Die lebend dich geliebt!

Sie starben; doch sie blieben 5
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
10 In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst!

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlst es nicht;
15 Sie schaun dich an so trübe,
Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
20 Das nie hinüberdrang.

In ihrem Schattenleben
Quält eins sie gar zu sehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

25 O bleibe treu den Toten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Toten,
Die lebend dich geliebt!

Mondlicht.

Wie liegt im Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfangen hält!

5 Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säuseln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluten
10 Zur Blüte nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in die Nacht.

Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt!
Sei du in meinem Leben 15
Der liebevolle Mond!

Nach Reisegesprächen.

Vorwärts lieber laß uns schreiten
Durch die deutschen Nebelschichten,
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römischen Berichten!
Denn mir ist, als säh' ich endlich 5
Unter uns ein Bild entfalten;
Dunkel erst, doch bald verständlich
Sich erheben die Gestalten;
Hauf' an Haufen im Getümmel,
Nun zerrissen, nun zusammen; 10
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tausend Flammen.
Hört ihr, wie die Büchsen knallen?
Wutgeschrei durchfegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen, 15
Und die Brüder stehn und fallen —
Hoher Tag und tiefe Grüfte!

Elisabeth.

Meine Mutter hat's gewollt,
Den andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt. 5

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgetan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang' ich an? 10

Für all mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
15 Über die braune Heid'!

Im Walde.

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

5 Sie sitzt in Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
10 Sie schaut so klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
15 Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß alles vergehn!
5 Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Eine Fremde.

Sie saß in unserm Mädchenkreise,
Ein Stern am Frauenfirmament;
Sie sprach in unsres Volkes Weise,
Nur leis mit klagendem Akzent.
Du hörtest niemals heimverlangen 5
Den stolzen Mund der schönen Frau;
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau'
Lag noch Granadas Mondenschimmer,
Den sie vertauscht um unsern Strand; 10
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimatland.

Waldweg.

Fragment.

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schlehn im tiefen Grase standen;
Dann durch die Hecke über schmalen Steg
Auf eine Wiese, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laubs umzog; 5
Buscheichen unter wilden Rosenbüschen,
Um die sich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Wal'es seinen dunklen Teppich. 10
Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
Sonst war es kirchenstill in alle Weite, 15
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang schnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. — 20

Heiß war die Luft, und alle Winde schliefen;
Und vor mir lag ein sonnig offner Raum,
Wo quer hindurch schutzlos die Steige liefen.
Wohl hatt' ich's sauer und ertrug es kaum;
25 Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen;
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich rot die Blätter hingen.
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
30 Stand beutesüchtig ein gewalt'ger Weih,
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
35 Und dort im Walle schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.
Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
Ans Laubgewölb' die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
40 Umschauerte die Schattenkühle mich.

Gode Nacht.

Över de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God' Nacht! Din Hart will slapen,
Und morgen is ok en Dag.

5 Din Kind liggt in de Weegen,
Un ik bün ok bi di;
Din Sorgen un din Leven
Is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns spräken:
10 Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient ob de Däken,
Uns' Herrgott hölt de Wacht.

Gräber an der Küste.

Herbst 1850.

Mit Kränzen haben wir das Grab geschmückt,
Die stille Wiege unsrer jungen Toten;
Den grünsten Efeu haben wir gepflückt,
Die spätsten Astern, die das Jahr geboten.

Hier ruhn sie waffenlos in ihrer Gruft, 5
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampfe;
Vom Strand herüber weht der Meeresduft,
Die Schläfer kühlend nach dem heißen Kampfe.

Es steigt die Flut; vom Ring des Deiches her
Im Abendschein entbrennt der Wasserspiegel; 10
Ihr schlafet schön! Das heimatliche Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.

Und rissen sie die Farben auch herab,
Für die so jung ihr ginget zu den Bleichen,
O, schlafet ruhig! Denn von Grab zu Grab 15
Wehn um euch her der Feinde Wappenzeichen.

Nicht euch zum Ruhme sind sie aufgesteckt;
Doch künden sie, daß eure Kugeln trafen,
Daß, als ihr euch zur ew'gen Ruh' gestreckt,
Den Feind ihr zwanget, neben euch zu schlafen. 20

Ihr aber, denen ohne Trommelschlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Rasen,
Hört dieses Lied! und harret auf den Tag,
Daß unsre Reiter hier Reveille blasen! —

Doch sollte dieser heiße Lebensstreit 25
Verlorengehn, wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet! 30
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Nun ruht ihr, wie im Mutterschoß das Kind,
Und schlafet aus auf heimatlichem Kissen;
35 Wir andern aber, die wir übrig sind,
Wo werden wir im Elend sterben müssen!

Schon hatten wir zu festlichem Empfang[1]
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen;
Wir standen harrend ganze Nächte lang,
40 Doch nur die Toten zogen durch die Gassen. —

So nehmet denn, ihr Schläfer dieser Gruft,
Die spätsten Blumen, die das Jahr geboten!
Schon fällt das Laub im letzten Sonnenduft —
Auch dieses Sommers Kranz gehört den Toten.

Im Herbste 1850[2].

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

5 Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hülfelos verderben,
10 Wo keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätsten Erben
Ein treu besiegelt Testament;

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
15 Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

---

[1] Der Sturm der schleswig-holsteinischen Armee auf das Husum benachbarte Friedrichsstadt endete mit einem vollständigen Mißerfolg am 4. Oktober 1850. — [2] Nach der siegreichen Schlacht bei Idstedt hatten die Dänen Schleswig besetzt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand:
Daß in dem eignen Heimatlande
Der Feind die Bundeshelfer fand; 20

Daß uns von unsern eignen Brüdern
Der bittre Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde 25
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Nicht viele sind's und leicht zu kennen —
O, haltet ein! Ihr dürft sie nicht 30
In Mitleid noch in Zorne nennen,
Nicht in Geschichte noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermutstropfen 35
In den bekränzten deutschen Wein!

Zur Taufe[1].

Ein Gutachten.

Bedenk' es wohl. eh' du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam' den Menschen macht, 5
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weshalb mir oft, mein Freund,
Bescheidene Zweifel kamen;
Eins aber weiß ich ganz gewiß,
Bedeutsam sind die Namen! 10

[1] Von Tycho Mommsens Tochter. Hamen ist ein Fangnetz oder Haken, Ambra ein feines Riechmittel.

So schickt für Mädchen Lisbeth sich,
Elisabeth für Damen;
Auch fing sich oft ein Freier schon,
Dem Fischlein gleich am Hamen,
15 An einem ambraduftigen,
Klanghaften Mädchennamen.

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
5 Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Regine.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und stünd' sie noch in Waldesschatten
Inmitten jener Sommernacht;
5 Und fänd' ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld,
Sie schritte doch vom Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

Ein Epilog.

1850.

Ich hab' es mir zum Trost ersonnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot:

5 Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verlorengehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht, 10
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht[1]!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden 15
Und hoher, heller, goldner Tag.

Heil allen Menschen, die es hören!
Und Heil dem Dichter, der dann lebt
Und aus dem offnen Schacht des Lebens
Den Edelstein der Dichtung hebt! 20

---

1. Januar 1851*.

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank! 5

Die Kinder[2].

1.

Abends.

Auf meinem Schoße sitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich schauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

---

* An diesem Tage wurde von den Dänen auf dem Kirchhof zu Husum ein Monument errichtet, mit der Inschrift: „Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichsstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern, geweiht von Husums Einwohnern.“ Dieser Inschrift und des Belagerungszustandes ungeachtet war nur ein einziger Husumer Bürger in dem Festzuge.

---

[1] Gemeint ist die gescheiterte Unabhängigkeitsbewegung Schleswig-Holsteins. — [2] Das erste Gedicht an Sohn Hans, das zweite an Ernst.

5 Er spielt nicht mehr, er ist bei mir,
Will nirgend anders sein;
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

2.

Mein Häwelmann[1], mein Bursche klein,
10 Du bist des Hauses Sonnenschein,
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen.

Letzte Einkehr.

Noch wandert er; doch hinter ihm
Schon liegen längst die blauen Berge;
Kurz ist der Weg, der noch zu gehn,
Und tief am Ufer harrt der Ferge.

5 Doch blinket schon das Abendrot
Und glühet durch das Laub der Buchen;
So muß er denn auch heute noch
Wie sonst am Wege Herberg' suchen.

Die liegt in grünen Ranken ganz
10 Und ganz von Abendschein umglommen;
Am Tore steht ein blondes Kind
Und lacht ihn an und sagt Willkommen.

Seitab am Ofen ist der Platz;
Schon kommt der Wirt mit blankem Kruge.
15 Das ist ein Wein! — So trank er ihn
Vor Jahren einst in vollem Zuge.

Und endlich schaut der Mond herein
Von draußen durch die dunkeln Zweige;
Es wird so still; der alte Mann
20 Schlürft träumerisch die letzte Neige.

[1] Kosewort in der Ammensprache.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauschend Ohr geneigt,
Ob jemand klopf' und nach ihm frage.

In der Frühe.

Goldstrahlen schießen übers Dach,
Die Hähne krähn den Morgen wach;
Nun einer hier, nun einer dort,
So kräht es nun von Ort zu Ort;
Und in der Ferne stirbt der Klang — 5
Ich höre nichts, ich horche lang.
Ihr wackern Hähne, krähet doch!
Sie schlafen immer, immer noch[1].

Hinter den Tannen.

Sonnenschein auf grünem Rasen,
Krokus drinnen blau und blaß;
Und zwei Mädchenhände tauchen
Blumen pflückend in das Gras.

Und ein Junge kniet daneben, 5
Gar ein übermütig Blut,
Und sie schaun sich an und lachen —
O wie kenn' ich sie so gut!

Hinter jenen Tannen war es,
Jene Wiese schließt es ein — 10
Schöne Zeit der Blumensträuße.
Stiller Sommersonnenschein!

Kritik.

Hör' mir nicht auf solch Geschwätze,
Liebes Herz, daß wir Poeten
Schon genug der Liebeslieder,
Ja, zuviel gedichtet hätten.

---

[1] Gemeint sind die Befreier Schleswig-Holsteins.

5 Ach, es sind so kläglich wenig,
Denn ich zählte sie im stillen,
Kaum genug, dein Nadelbüchlein
Schicklich damit anzufüllen.

Lieder, die von Liebe reimen,
10 Kommen Tag für Tage wieder;
Doch wir zwei Verliebte sprechen:
„Das sind keine Liebeslieder."

In Bulemanns Haus.

Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine.
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterseelenallein
5 Durch die Gassen im Mondenscheine.

Sie geht in ein alt, verfallenes Haus;
Im Flur ist die Tafel gedecket,
Da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
Da setzt sich das Kind mit den Mäusen zu Schmaus,
10 Die Tellerlein werden geleckt.

Und leer sind die Schüsseln; die Mäuslein im Nu
Verraschelnⁱ in Mauer und Holze;
Nun läßt es dem Mägdlein auch länger nicht Ruh',
Sie schüttelt ihr Kleidchen, sie schnürt sich die Schuh',
15 Dann tritt sie einher mit Stolze.

Es leuchtet ein Spiegel aus goldnem Gestell,
Da schaut sie hinein mit Lachen;
Gleich schaut auch heraus ein Mägdelein hell,
Das ist ihr einziger Spielgesell;
20 Nun woll'n sie sich lustig machen.

Sie nickt voll Huld, ihr gehört ja das Reich;
Da neigt sich das Spiegelkindlein,

---

[1] Laufen raschelnd auseinander.

Da neigt sich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
Da neigen sich beide gar anmutreich,
Da lächeln die rosigen Mündlein. 25

Und wie sie lächeln, so hebt sich der Fuß,
Es rauschen die seidenen Röcklein,
Die Händchen werfen sich Kuß um Kuß,
Das Kind mit dem Kinde nun tanzen muß,
Es tanzen im Nacken die Löcklein. 30

Der Mond scheint voller und voller herein,
Auf dem Estrich gaukeln die Flimmer:
Im Takte schweben die Mägdelein,
Bald tauchen sie tief in die Schatten hinein,
Bald stehn sie in bläulichem Schimmer. 35

Nun sinken die Glieder, nun halten sie an
Und atmen aus Herzens Grunde;
Sie nahen sich schüchtern, und beugen sich dann
Und knien voreinander, und rühren sich an
Mit dem zarten, unschuldigen Munde. 40

Doch müde werden die beiden allein
Von all der heimlichen Wonne;
Sehnsüchtig flüstert das Mägdelein:
„Ich mag nicht mehr tanzen im Mondenschein,
Ach, käme doch endlich die Sonne!“ 45

Sie klettert hinunter ein Trepplein schief
Und schleicht hinab in den Garten.
Die Sonne schlief, und die Grille schlief:
„Hier will ich sitzen im Grase tief,
Und der Sonne will ich warten.“ 50

Doch als nun morgens um Busch und Gestein
Verhuschet das Dämmergemunkel,
Da werden dem Kinde die Äugelein klein;
Sie tanzte zu lange beim Mondenschein,
Nun schläft sie bei Sonnengefunkel. 55

Nun liegt sie bei den Blumen dicht
Auf grünem, blitzendem Rasen:

Und es schauen ihr in das süße Gesicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
60 Und die kleinen, neugierigen Hasen.

Luzie[1].

Ich seh' sie noch, ihr Büchlein in der Hand,
Nach jener Bank dort an der Gartenwand
Vom Spiel der andern Kinder sich entfernen;
Sie wußte wohl, es mühte sie das Lernen.

5 Nicht war sie klug, nicht schön; mir aber war
Ihr blaß Gesichtchen und ihr blondes Haar,
Mir war es lieb; aus der Erinn'rung Düster
Schaut es mich an; wir waren recht Geschwister.

Ihr schmales Bettchen teilte sie mit mir,
10 Und nächtens Wang' an Wange schliefen wir;
Das war so schön! Noch weht ein Kinderfrieden
Mich an aus jenen Zeiten, die geschieden.

Ein Ende kam; — ein Tag, sie wurde krank
Und lag im Fieber viele Wochen lang;
15 Ein Morgen dann, wo sanft die Winde gingen,
Da ging sie heim; es blühten die Syringen.

Die Sonne schien; ich lief ins Feld hinaus
Und weinte laut; dann kam ich still nach Haus.
Wohl zwanzig Jahr und drüber sind vergangen —
20 An wieviel andrem hat mein Herz gehangen!

Was hab' ich heute denn nach dir gebangt?
Bist du mir nah und hast nach mir verlangt?
Willst du, wie einst nach unsren Kinderspielen,
Mein Knabenhaupt an deinem Herzen fühlen?

---

[1] Storms jüngere Schwester, die als sechsjähriges Kind 1829 starb.

Im Zeichen des Todes.

Noch war die Jugend mein, die schöne, ganze
Ein Morgen nur, ein Gestern gab es nicht;
Da sah der Tod im hellsten Sonnenglanze,
Mein Haar berührend, mir ins Angesicht.

Die Welt erlosch, der Himmel brannte trübe; 5
Ich sprang empor entsetzt und ungestüm.
Doch er verschwand; die Ewigkeit der Liebe
Lag vor mir noch und trennte mich von ihm.

Und heute nun — im sonnigen Gemache
Zur Rechten und zur Linken schlief mein Kind; 10
Des zarten Atems lauschend hielt ich Wache,
Und an den Fenstern ging der Sommerwind.

Da sanken Nebelschleier dicht und dichter
Auf mich herab; kaum schienen noch hervor
Der Kinder schlummerselige Gesichter, 15
Und nicht mehr drang ihr Atem an mein Ohr.

Ich wollte rufen; doch die Stimme keuchte,
Bis hell die Angst aus meinem Herzen schrie.
Vergebens doch; kein Schrei der Angst erreichte,
Kein Laut der Liebe mehr erreichte sie. 20

In grauer Finsternis stand ich verlassen,
Bewegungslos und schauernden Gebeins;
Ich fühlte kalt mein schlagend Herz erfassen,
Und ein entsetzlich Auge sank in meins.

Ich floh nicht mehr; ich fesselte das Grauen 25
Und faßte mühsam meines Auges Kraft;
Dann überkam vorahnend mich Vertrauen
Zu dem, der meine Sinne hielt in Haft.

Und als ich fest den Blick zurückgegeben,
Lag plötzlich tief zu Füßen mir die Welt; 30
Ich sah mich hoch und frei ob allem Leben
An deiner Hand, furchtbarer Fürst, gestellt.

Den Dampf der Erde sah empor ich streben
Und ballen sich zu Mensch- und Tiergestalt;
35 Sah es sich schütteln, tasten, sah es leben,
Und taumeln dann und schwinden alsobald.

Im fahlen Schein im Abgrund sah ich's liegen,
Und sah sich's regen in der Städte Rauch;
Ich sah es wimmeln, hasten, sich bekriegen,
40 Und sah mich selbst bei den Gestalten auch.

Und niederschauend von des Todes Warte,
Kam mir der Drang, das Leben zu bestehn,
Die Lust, dem Feind, der unten meiner harrte,
Mit vollem Aug' ins Angesicht zu sehn.

45 Und kühlen Hauches durch die Adern rinnen
Fühlt' ich die Kraft, entgegen Lust und Schmerz,
Vom Leben fest mich selber zu gewinnen,
Wenn andres nicht, so doch ein ganzes Herz. —

Da fühlt' ich mich im Sonnenlicht erwachen;
50 Es dämmerte, verschwebte und zerrann;
In meine Ohren klang der Kinder Lachen,
Und frische, blaue Augen sahn mich an.

O schöne Welt! So sei in ernstem Zeichen
Begonnen denn der neue Lebenstag;
55 Es wird die Stirn nicht allzusehr erbleichen,
Auf der, o Tod, dein dunkles Auge lag.

Ich fühle tief, du gönnetest nicht allen
Dein Angesicht; sie schauen dich ja nur,
Wenn sie dir taumelnd in die Arme fallen,
60 Ihr Los erfüllend gleich der Kreatur.

Mich aber laß unirren Aug's erblicken,
Wie sie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beschicken,
Unkundig deiner stillen Majestät.

Auf dem Segeberg[1].

Hier stand auch einer Frauen Wiege,
Die Wiege einer deutschen Frau;
Die schaut mich an mit Augen blau,
Und auf dem Felsen, drauf ich liege,
Schließt sie mich plötzlich an die Brust. 5
Da werd' ich mir des Glücks bewußt;
Ich seh' die Welt so unvergänglich,
Voll Schönheit mir zu Füßen ruhn;
Und alle Sorgen, die so bänglich
Mein Herz bedrängten, schweigen nun. 10
Musik! Musik! Die Lerchen singen,
Aus Wies' und Wäldern steigt Gesang,
Die Mücken in den Lüften schwingen
Den süßen Sommerharfenklang.
Und unten auf besonnter Flur 15
Seh' ich des Kornes Wellen treiben,
In blauen Wölkchen drüber stäuben
Ein keusch Geheimnis der Natur. —
Da tauchen an des Berges Seite
Zwei Köpfchen auf aus dem Gestein, 20
Zwei Knaben steigen durchs Gekräute;
Und sie sind unser, mein und dein.
Sie jauchzen auf, die Felsen klingen;
Mein Bursche schlank, mein Bursche klein!
Schau, wie sie purzeln, wie sie springen, 25
Und jeder will der erste sein.
In Kinderlust die Wangen glühen;
Die Welt, die Welt, o wie sie lacht!
Nun hängen sie an deinen Knieen,
Nun an den meinen unbedacht; 30
Der große hier, und hier der kleine,
Sie halten mich so eng umfaßt,
Daß in den Thymian der Steine
Mich hinzieht die geliebte Last.
Die Schatten, die mein Auge trübten, 35

[1] Der Kalkberg bei Konstanzes Heimatstadt Segeberg in Holstein.

Die letzten, scheucht der Kindermund;
Ich seh' der Heimat, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.

Im Herbste[1].

Es rauscht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel steht ein falber Schein;
Du schauerst leis und drückst dich fester
In deines Mannes Arm hinein.

5 Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt gestreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
10 Die warme Nacht auf Wiesen spann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legst die Hand an meine Stirne
Und schaust mir prüfend ins Gesicht;
15 Aus deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholisch Licht.

Erlosch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Rätsel, das dich einst bewegt,
Daß du in meine Hand gefangen
20 Die freie Mädchenhand gelegt?

O schaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der schönste Sonnenschein verrann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

In böser Stunde.

Ein schwaches Stäbchen ist die Liebe,
Das deiner Jugend Rebe trägt,
Das wachsend bald der Baum des Lebens
Mit seinen Ästen selbst zerschlägt.

---

[1] An Konstanze.

Und drängtest du mit ganzer Seele 5
Zu allerinnigstem Verein,
Du wirst am Ende doch, am Ende
Nur auf dir selbst gelassen sein.

Und war es auch ein großer Schmerz.

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du tät'st es noch einmal, mein Herz.

Zwischenreich.

Meine ausgelaßne Kleine,
Ach, ich kenne sie nicht mehr;
Nur mit Tanten und Pastoren
Hat das liebe Herz Verkehr.

Jene süße Himmelsdemut, 5
Die der Sünder Hoffart schilt,
Hat das ganze Schelmenantlitz
Wie mit grauem Flor verhüllt.

Ja, die brennend roten Lippen
Predigen Entsagung euch; 10
Diese gar zu schwarzen Augen
Schmachten nach dem Himmelreich.

Auf die Tiziansche Venus
Ist ein Heil'genbild gemalt;
Ach, ich kenne sie nicht wieder, 15
Die so schön mit uns gedahlt[1].

Nirgends mehr für blaue Märchen
Ist ein einzig Plätzchen leer;
Nur Traktätlein und Aszeten
Liegen haufenweis' umher. 20

---

[1] Verliebt, närrisch sein; schwätzen.

Wahrlich, zum Verzweifeln wär' es —
Aber, Schatz, wir wissen schon,
Deinen ganzen Götzenplunder
Wirft ein einz'ger Mann vom Thron.

Die Stadt[1].

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
5 Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
10 Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
15 Du graue Stadt am Meer.

Stoßseufzer.

Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack' und Schurzfell, und roch nach Bier
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Kapital;
5 Ein Kerl vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Festtag im ganzen Jahr.

Weihnachtsabend.

1852[2].

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.

[1] Storms Heimatstadt Husum. — [2] Als Storm in Berlin war, um in der Fremde sich ein Unterkommen zu suchen.

Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült, 5
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kauft, lieber Herr!“ Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht; 10
Wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört' ich, mühsam, wie es schien:
„Kauft, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Unterlaß; 15
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verliehn.

Und ich? — War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind. 20

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angst im Herzen so,
Als säß' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

Geschwisterblut.

1.

Sie saßen sich genüber bang
Und sahen sich an in Schmerzen;
O lägen sie in tiefster Gruft,
Und lägen Herz an Herzen! —

Sie sprach: „Daß wir beisammen sind, 5
Mein Bruder, will nicht taugen!“
Er sah ihr in die Augen tief:
„O süße Schwesteraugen!“

Sie faßte flehend seine Hand
10 Und rief: „O denk' der Sünde!"
Er sprach: „O süßes Schwesterblut,
Was läufst du so geschwinde!"

Er zog die schmalen Fingerlein
An seinen Mund zur Stelle;
15 Sie rief: „O hilf mir, Herre Christ,
Er zieht mich nach der Hölle!"

Der Bruder hielt ihr zu den Mund;
Er rief nach seinen Knappen.
Nun rüsteten sie Reisezeug,
20 Nun zäumten sie die Rappen.

Er sprach: „Daß ich dein Bruder sei,
Nicht länger will ich's tragen;
Nicht länger will ich drum im Grab
Vater und Mutter verklagen.

25 Zu lösen vermag der Papst Urban,
Er mag uns lösen und binden!
Und säß' er an Sankt Peters Hand,
Den Brautring muß ich finden."

Er ritt dahin; die Träne rann
30 Von ihrem Angesichte;
Der Stuhl, wo er gesessen, stand
Im Abendsonnenlichte.

Sie stieg hinab durch Hof und Hall'
Zu der Kapelle Stufen:
35 „Weh mir, ich hör' im Grabe tief
Vater und Mutter rufen!"

Sie stieg hinauf ins Kämmerlein;
Das stand in Dämmernissen.
Ach, nächtens schlug die Nachtigall;
40 Da saß sie wach im Kissen.

Da fuhr ihr Herz dem Liebsten nach
Allüberall auf Erden;
Sie streckte weit die Arme aus:
„Unselig muß ich werden!"

2.

Schon war mit seinem Rosenkranz 45
Der Sommer fortgezogen;
Es hatte sich die Nachtigall
In weiter Welt verflogen.

Im Erker saß ein blasses Weib
Und schaute auf die Fliesen; 50
So stille war's: kein Tritt erscholl,
Kein Hornruf über die Wiesen.

Der Abendschein alleine ging
Vergoldend durch die Halle;
Da öffneten die Tore sich 55
Geräuschlos, ohne Schalle.

Da stand an seiner Schwelle Rand
Ein Mann in Harm gebrochen;
Der sah sie toten Auges an,
Kein Wort hat er gesprochen. 60

Es lag auf ihren Lidern schwer,
Sie schlug sie auf mit Mühen;
Sie sprang empor, sie schrie so laut,
Wie noch kein Herz geschrieen.

Doch als er sprach: „Es reicht kein Ring 65
Um Schwester- und Bruderhände!“
Um stürzte sie den Marmortisch
Und schritt an Saales Ende.

Sie warf in seine Arme sich;
Doch war sie bleich zum Sterben. 70
Er sprach: „So ist die Stunde da,
Daß beide wir verderben.“

Die Schwester von dem Nacken sein
Löste die zarten Hände:
„Wir wollen zu Vater und Mutter gehn; 75
Da hat das Leid ein Ende.“

April.

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Erde steigen.
5 Das Leben fließet wie ein Traum —
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Im Volkston.

Einen Brief soll ich schreiben
Meinem Schatz in der Fern';
Sie hat mich gebeten,
Sie hätt's gar zu gern.

5 Da lauf' ich zum Krämer,
Kauf' Tint' und Papier
Und schneid' mir ein' Feder,
Und sitz' nun dahier.

Als wir noch mitsammen
10 Uns lustig gemacht,
Da haben wir nimmer
Ans Schreiben gedacht.

Was hilft mir nun Feder
Und Tint' und Papier!
15 Du weißt, die Gedanken
Sind allzeit bei dir.

Aus der Marsch.

Der Ochse frißt das feine Gras
Und läßt die groben Halme stehen;
Der Bauer schreitet hinterdrein
Und fängt bedächtig an zu mähen.

5 Und auf dem Stall zur Winterszeit,
Wie wacker steht der Ochs zu kauen!
Was er als grünes Gras verschmäht,
Das muß er nun als Heu verdauen.

Trost[1].

So komme, was da kommen mag,
Solang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' dein liebes Angesicht, 5
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Abschied[2].

1853.

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer — 5
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn: 10
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen schlagen 15
Und zage nicht! Es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Mövenschrei;
Das ist die Flut! Das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei. 20

---

[1] An seine Gattin Konstanze. — [2] Von Husum.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

25 Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
30 Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
35 Hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
40 Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Vor Tag.

1.

Wir harren nicht mehr ahnungsvoll
Wie sonst auf blaue Märchenwunder;
Wie sich das Buch entwickeln soll,
Wir wissen's ganz genau jetzunder.

5 Wir blätterten schon hin und her,
— Denn ruchlos wurden unsre Hände —
Und auf der letzten Seite sahn
Wir schon das schlimme Wörtlein Ende.

2.

Und geht es noch so rüstig
10 Hin über Stein und Steg,

Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg.

3.

Schlug erst die Stunde, wo auf Erden
Dein holdes Bildnis sich verlor,
Dann wirst du niemals wieder werden, 15
So wie du niemals warst zuvor.

4.

Da diese Augen nun in Staub vergehen,
So weiß ich nicht, wo wir uns wiedersehen.

Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes 5
Ist die Rücksicht: doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer, heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen; 10
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich 15
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karriere-Machen. 20

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Meeresstrand.

Ans Haff nun fliegt die Möve,
Und Dämm'rung bricht herein;
Über die feuchten Watten[1]
Spiegelt der Abendschein.

5 Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
10 Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
15 Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Sommermittag.

Nun ist es still um Hof und Scheuer,
Und in der Mühle ruht der Stein;
Der Birnenbaum mit blanken Blättern
Steht regungslos im Sonnenschein.

5 Die Bienen summen so verschlafen;
Und in der offnen Bodenluk',
Benebelt von dem Duft des Heues,
Im grauen Röcklein nickt der Puk.

[1] „Watten" nennt man das schlammige Vorland, das von der Flut bedeckt und von der Ebbe bloßgelegt wird.

Der Müller schnarcht und das Gesinde,
Und nur die Tochter wacht im Haus; 10
Die lachet still und zieht sich heimlich,
Fürsichtig die Pantoffeln aus.

Sie geht und weckt den Müllerburschen,
Der kaum den schweren Augen traut:
„Nun küsse mich, verliebter Junge; 15
Doch sauber, sauber! nicht zu laut.“

Am Aktentisch.

Da hab' ich den ganzen Tag dekretiert;
Und es hätte mich fast wie so manchen verführt:
Ich spürte das kleine, dumme Vergnügen
Was abzumachen, was fertigzukriegen.

„Ein grünes Blatt.“

Verlassen trauert nun der Garten,
Der uns so oft vereinigt hat;
Da weht der Wind zu euern Füßen
Vielleicht sein letztes grünes Blatt.

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen. 5

Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut,
Und weiß nicht, was beginnen. 10

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;

Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
15 Die Rosen aufgesprungen.

Immensee.

Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf unsren Heiden stand,
Jahraus und -ein, von welchem keiner wußte,
Und das ich später nirgends wiederfand.

Gedenkst du noch[1]?

1857.

Gedenkst du noch, wenn in der Frühlingsnacht
Aus unserm Kammerfenster wir hernieder
Zum Garten schauten, wo geheimnisvoll
Im Dunkel dufteten Jasmin und Flieder?
5 Der Sternenhimmel über uns so weit,
Und du so jung; unmerklich geht die Zeit.

Wie still die Luft! Des Regenpfeifers Schrei
Scholl klar herüber von dem Meeresstrande;
Und über unsrer Bäume Wipfel sahn
10 Wir schweigend in die dämmerigen Lande.
Nun wird es wieder Frühling um uns her,
Nur eine Heimat haben wir nicht mehr.

Nun horch' ich oft schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
15 Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt:
Doch eines blieb, — wir gehen Hand in Hand.

Schlaflos.

Aus Träumen in Ängsten bin ich erwacht;
Was singt doch die Lerche so tief in der Nacht!

[1] An seine Gattin Konstanze.

Der Tag ist gegangen, der Morgen ist fern,
Aufs Kissen hernieder scheinen die Stern'.

Und immer hör' ich den Lerchengesang; 5
O Stimme des Tages, mein Herz ist bang.

Am Geburtstage.

Es heißt wohl: Vierzig Jahr ein Mann!
Doch Vierzig fängt die Fünfzig an.

Es liegt die frische Morgenzeit
Im Dunkel unter mir so weit,

Daß ich erschrecke, wenn ein Strahl 5
In diese Tiefe fällt einmal.

Schon weht ein Lüftlein von der Gruft,
Das bringt den Herbst-Resedaduft.

Gartenspuk.

Daheim noch war es; spät am Nachmittag,
Im Steinhof unterm Laub des Eschenbaums
Ging schon der Zank der Sperlinge zur Ruh';
Ich an der Hoftür stand und lauschte noch,
Wie Laut um Laut sich mühte und entschlief. 5
Der Tag war aus; schon vom Levkoienbeet
Im Garten drüben kam der Abendduft;
Die Schatten fielen; bläulich im Gebüsch
Wie Nebel schwamm es. Träumend blieb ich stehn,
Gedankenlos, und sah den Steig hinab; 10
Und wieder sah ich — und ich irrte nicht —
Tief unten, wo im Grund der Birnbaum steht,
Langsam ein Kind im hohen Grase gehn;
Ein Knabe schien's, im grauen Kittelchen.
Ich kannt' es wohl; denn schon zum öftern Mal 15
Sah dort im Dämmer ich so holdes Bild;
Die Abendstille schien es herzubringen,
Doch nähertretend fand man es nicht mehr.

Nun ging es wieder, stand und ging umher,
20 Als freu' es sich der Garteneinsamkeit. —
Ich aber, diesmal zu beschleichen es,
Ging leise durch den Hof und seitwärts dann
Im Schatten des Holunderzauns entlang,
Sorgsam die Schritte messend; einmal nur
25 Nach einer Erdbeerranke bückt' ich mich,
Die durch den Weg hinausgelaufen war.
Schon schlüpft' ich bei der Geißblattlaube durch;
Ein Schritt noch ums Gebüsch, so war ich dort,
Und mit den Händen mußt' ich's greifen können.
30 Umsonst! — Als ich den letzten Schritt getan,
Da war es wieder wie hinweggetäuscht.
Still stand das Gras, und durch den grünen Raum
Flog surrend nur ein Abendschmetterling;
Auch an den Linden, an den Fliederbüschen,
35 Die ringsum standen, regte sich kein Blatt.
Nachsinnend schritt ich auf dem Rasen hin
Und suchte töricht nach der Füßchen Spur
Und nach den Halmen, die ihr Tritt geknickt;
Dann endlich trat ich aus der Gartentür,
40 Um draußen auf dem Deich den schwülen Tag
Mit einem Gang im Abendwind zu schließen.
Doch als ich schon die Pforte zugedrückt,
Den Schlüssel abzog, fiel ein Sonnenriß,
Der in der Planke war, ins Auge mir;
45 Und fast unachtsam lugte ich hindurch.
Dort lag der Rasen, tief im Schatten schon;
Und sieh! Da war es wieder unweit ging s,
Grasrispen hatt' es in die Hand gepflückt;
Ich sah es deutlich . . . In sein blaß Gesichtchen
50 Fiel schlicht das Haar; die Augen sah man nicht,
Sie blickten erdwärts, gern, so schien's, betrachtend,
Was dort geschah; doch lächelte der Mund.
Und nun an einem Eichlein kniet' es hin,
Das spannenhoch kaum aus dem Grase sah,
55 — Vom Walde hatt' ich jüngst es heimgebracht —
Und legte sacht ein welkes Blatt beiseit

Und strich liebkosend mit der Hand daran.
Darauf — kaum nur vermocht' ich's zu erkennen;
Denn Abend ward es, doch ich sah's genau —
Ein Käfer klomm den zarten Stamm hinauf, 60
Bis endlich er das höchste Blatt erreicht;
Er hatte wohl den heißen Tag verschlafen
Und rüstete sich nun zum Abendflug.
Rückwärts die Händchen ineinanderlegend,
Behutsam sah das Kind auf ihn herab. 65
Schon putzte er die Fühler, spannte schon
Die Flügeldecken aus, ein Weilchen, und
Nun flog er fort. Da nickt es still ihm nach.

Ich aber dachte: „Rühre nicht daran!"
Hob leis die Stirn und ging den Weg hinab, 70
Den Garten lassend in so holder Hut.
Nicht merkt' ich, daß einsam die Wege wurden,
Daß feucht vom Meere strich die Abendluft;
Erfüllet ganz von süßem Heimgefühl,
Ging weit ich in die Dunkelheit hinaus. 75

Da fiel ein Stern; und plötzlich mahnt' es mich
Des Augenblicks, da ich das Haus verließ,
Die Hand entreißend einer zarteren,
Die drin im Flur mich festzuhalten strebte;
Denn schon selbander hausete ich dort. — 80
Nun ging ich raschen Schritts den Weg zurück;
Und als ich spät, da schon der Wächter rief,
Heimkehrend wieder durch den Garten schritt,
Hing stumm die Finsternis in Halm und Zweigen,
Die Kronen kaum der Bäume rauschten leis. 85
Vom Hause her nur, wo im Winkel dort
Der Nußbaum vor dem Kammerfenster steht,
Verstohlen durch die Zweige schien ein Licht.
Ein Weilchen noch, und sieh! ein Schatten fiel,
Ein Fenster klang, und in die Nacht hinaus 90
Rief eine Stimme: „Bist du's?" — „Ja, ich bin's!"

Die Zeit vergeht; längst bin ich in der Fremde,
Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht.
Doch bin ich einmal wieder dort gewesen;
95 Mir nicht zur Freude und den andern nicht.
Einmal auch in der Abenddämmerung
Geriet ich in den alten Gartenweg.
Da stand die Planke; wie vor Jahren schon,
Hing noch der Linden schön Gezweig herab;
100 Von drüben kam Resedaduft geweht,
Und Dämm'rungsfalter flogen durch die Luft.
Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? —
Fest und verschlossen stand die Gartentür;
Dahinter stumm lag die vergangne Zeit.
105 Ausstreckt' ich meine Arme; denn mir war,
Als sei im Rasen dort mein Herz versenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie eh'mals, ließ die Durchsicht frei.
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt getan;
110 Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich sonst so festen Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel; Grimm und Heimweh stritten
Sich um mein Herz; und endlich, leidbezwungen,
115 Ging ich vorüber. Ich vermocht' es nicht.

Du warst es doch[1].

In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.
Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich dein gedacht. —
5 Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt;
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein.

---

[1] An seine Gattin Konstanze.

Ein Ständchen.

In lindem Schlaf schon lag ich hingestreckt,
Da hat mich jäh dein Geigenspiel erweckt.
Doch, wo das Menschenherz mir so begegnet,
Nacht oder Tag, die Stunde sei gesegnet!

Sprüche.

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Vom Unglück erst 5
Zieh ab die Schuld;
Was übrig ist,
Trag in Geduld.

Notgedrungener Prolog

zu einer Aufführung des „Peter Squenz“ von Gryphius[1].

Der Pickelhäring tritt auf.

Hier mach' ich euch mein Kompliment!
Der Pickelhäring bin ich genennt.
War einst bei deutscher Nation
Eine wohlansehnliche Person;
Hatt' mich in Schlössern und auf Gassen 5
Nicht Schimpf[2] noch Sprung verdrießen lassen,
Und mit manch ungefügem Stoß
Mein sauren Ruhm gezogen groß.
Doch, Undank ist der Welt ihr Lohn!
Seit war ich lang' vergessen schon; 10
Verschlief nun in der Rumpelkammer
All' Lebensnot und Erdenjammer;

---

[1] Andreas Gryphius, der bedeutendste deutsche Bühnendichter des 17. Jahrhunderts, schrieb seinen Handwerkerschwank „Peter Squenz“ in mittelbarem Anschluß an das Zwischenspiel in Shakespeares „Sommernachtstraum“. — [2] Scherz.

Da haben sie mich über Nacht
Plötzlich wieder ans Licht gebracht.
15 Wollen ein alt. brav Stück tragieren.
Drin meine Kunst noch tut florieren,
Ein Stück, darinnen sich von zwei
Nationen zeiget die Poesei!
Ein Engländer, Shakespeare, hat es ersonnen,
20 — Hab' sonst just nichts von ihm vernommen —
Dann aber hat es Herr Gryphius,
Der gelahrte Poete und Syndikus[1],
In rechten Schick und Schlag gebracht
Und den deutschen Witz hineingemacht.
25 Da hört ihr, wie ein ernster Mann
Auch einmal feste spaßen kann.

Doch, Lieber, sag' mir, wenn's gefällt,
— Ich war so lang' schon außen der Welt —
Herr Professor Gottsched[2] ist doch nicht zugegen? —
30 Ich gehe demselben gern aus den Wegen;
Es ist ein gar gewaltsamer Mann
Und hat mir übel Leids getan;
Meinen guten Vetter Hans Wursten hat er
Zu Leipzig gejaget vom Theater,
35 Weil er zu kräftiglich tät spaßen.
Hätte ja mit sich handeln lassen!
Wir — haben unsre Kurzweil auch;
Doch, Lieber, alles nach Fug und Brauch!
Denn sonders vor dem Frauenzimmer
40 Muß man subtile reden immer;
Sie zeuchen das Sacktuch sonst vors Gesicht
Und da schauen sie ja die Komödia nicht.
Dies aber wär' schad' überaus;
Denn es ist ein ganzer Blumenstrauß!
45 Tulipanen[3] und Rosmarin,
Auch Kaiserkronen sind darin;

---

[1] Gryphius war Syndikus in Glogau. — [2] Gottsched wandte sich in seinen Schriften zur Dichtlehre mit Nachdruck gegen die Gestalt des Hans Wurst im deutschen Lustspiel. — [3] Tulpe.

Die Vergißmeinnichte, so es zieren,
Werden euch sanft das Herze rühren;
Mitunter ist dann auch etwan
Ein deutscher Kohl dazu getan; 50
Und sollt' eine Saudistel drinnen sein,
Das wollt ihr mildiglich verzeihn!

Und nun, Lieber, hab' guten Mut,
Und merke, was sich zutragen tut!
Denke: Ein Maul ist kein Rachen, 55
Eine Kröt' ist kein Drachen,
Ein Fingerlein ist kein Maß, —
Aber ein Spaß ist alleweil ein Spaß!

Mai.

Die Kinder haben die Veilchen gepflückt,
All', all', die da blühten am Mühlengraben.
Der Lenz ist da; sie wollen ihn fest
In ihren kleinen Fäusten haben.

Juli.

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur — 5
Junge Frau, was sinnst du nur?

Im Volkston.

Als ich dich kaum gesehn,
Mußt' es mein Herz gestehn,
Ich könnt' dir nimmermehr
Vorübergehn.

Fällt nun der Sternenschein 5
Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg' ich und schlafe nicht
Und denke dein.

Ist doch die Seele mein
10 So ganz geworden dein,
Zittert in deiner Hand,
Tu ihr kein Leid!

Knecht Ruprecht.

Von drauß vom Walde komm' ich her;
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Allüberall auf den Tannenspitzen
Sah ich goldene Lichtlein sitzen;
5 Und droben aus dem Himmelstor
Sah mit großen Augen das Christkind hervor,
Und wie ich so strolcht' durch den finstern Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
„Knecht Ruprecht", rief es, „alter Gesell,
10 Hebe die Beine und spute dich schnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelstor ist aufgetan,
Alt' und Junge sollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;
15 Und morgen flieg' ich hinab zur Erden,
Denn es soll wieder Weihnachten werden!"
Ich sprach: „O lieber Herre Christ,
Meine Reise fast zu Ende ist;
Ich soll nur noch in diese Stadt,
20 Wo's eitel[1] gute Kinder hat." —
„Hast denn das Säcklein auch bei dir?"
Ich sprach: „Das Säcklein, das ist hier:
Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Fressen fromme Kinder gern." —
25 „Hast denn die Rute auch bei dir?"
Ich sprach: „Die Rute, die ist hier:
Doch für die Kinder nur, die schlechten,
Die trifft sie auf den Teil, den rechten."
Christkindlein sprach: „So ist es recht;
30 So geh mit Gott, mein treuer Knecht!"

---

[1] Nichts als gute.

Von drauß vom Walde komm' ich her;
Ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr!
Nun sprecht, wie ich's hierinnen find'!
Sind's gute Kind, sind's böse Kind?

Der Zweifel.

Der Glaube ist zum Ruhen gut,
Doch bringt er nicht von der Stelle;
Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust,
Der sprengt die Pforten der Hölle.

Einer Braut am Polterabend.

Mit einem Album und dem Brautkranz.

Ich bringe dir ein leeres, weißes Buch,
Die Blätter drin noch ohne Bild und Spruch.

Sie sollen einst, wenn sie beschrieben sind,
Dir bringen ein Erinnern hold und lind;

An liebe Worte, die man zu dir sprach, 5
An treue Augen, die dir blickten nach. —

Drauf leg' ich dir von dunklem Myrtenreis
Den grünen Kranz, der aller Kränze Preis.

Nimm ihn getrost! Denn muß ich auch gestehn,
Er wird wie alles Laub dereinst vergehn, 10

So weiß ich doch, wenn Tag um Tag verschwand,
Hältst du den Zweig mit Früchten in der Hand.

Blumen.

Dem Augenarzt von seinen Kranken.

Sie kommen aus dem Schoß der Nacht;
Doch wären unten sie geblieben,
Wenn nicht das Licht mit seiner Macht
Hinauf ins Leben sie getrieben.

5 Holdselig aus der Erde bricht's
Und blüht nun über alle Schranken;
Du bist der Freund des holden Lichts;
Laß dir des Lichtes Kinder danken!

Das Edelfräulein seufzt.

Es ist wohl wahr,
Die Menschen stammen von einem Paar!
Der doppelte Adam, so süß er wäre,
Ich halte ihn dennoch für eine Schimäre!

Der Lump.

Und bin ich auch ein rechter Lump,
So bin ich dessen unverlegen;
Ein frech Gemüt, ein fromm Gesicht,
Herzbruder, sind ein wahrer Segen!

5 Links nehm' von Christi Mantel ich
Ein Zipfelchen, daß es mir diene,
Und rechts — du glaubst nicht, wie das deckt —
Rechts von des Königs Hermeline.

Ein Sterbender.

Am Fenster sitzt er, alt, gebrochnen Leibes,
Und trommelt müßig an die feuchten Scheiben;
Grau ist der Wintertag und grau sein Haar.
Mitunter auch besieht er aufmerksam
5 Der Adern Hüpfen auf der welken Hand.
Es geht zu Ende; ratlos irrt sein Aug'
Von Tisch zu Tisch, drauf Schriftwerk aller Art,
Sein harrend, hoch und höher sich getürmt.
Vergebens! Was er täglich sonst bezwang,
10 Es ward ein Berg; er kommt nicht mehr hinüber.
Und dennoch, wenn auch trübe, lächelt er
Und sucht wie sonst noch mit sich selbst zu scherzen;

Ein Aktenstoß in tücht'gen Stein gehauen,
Es dünket ihn kein übel Epitaph.
Doch streng aufs neue schließet sich sein Mund; 15
Er kehrt sich ab, und wieder mit den grellen
Pupillen starrt er in die öde Luft
Und trommelt weiter an die Fensterscheiben.

Da wird es plötzlich hell; ein bleicher Strahl
Der Wintersonne leuchtet ins Gemach 20
Und auf ein Bild genüber an der Wand.
Und aus dem Rahmen tritt ein Mädchenkopf,
Darauf wie Frühtau noch die Jugend liegt;
Aus großen, hold erstaunten Augen sprüht
Verheißung aller Erdenseligkeit. 25
Er kennt das Wort auf diesen roten Lippen,
Er nur allein. Erinn'rung faßt ihn an;
Fata Morgana[1] steigen auf betörend;
Lau wird die Luft, — wie hold die Düfte wehen!
Mit Rosen ist der Garten überschüttet, 30
Auf allen Büschen liegt der Sonnenschein.
Die Bienen summen; und ein Mädchenlachen
Fliegt süß und silbern durch den Sommertag.
Sein Ohr ist trunken. „O nur einmal noch!"
Er lauscht umsonst, und seufzend sinkt sein Haupt. 35
„Du starbst. — Wo bist du? — Gibt es eine Stelle
Noch irgendwo im Weltraum, wo du bist? —
Denn daß du mein gewesen, daß das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott, —
Ach, dieser unergründlich süße Trunk, 40
Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
Denn alle Bitternis und Not des Lebens
Vergilt er tausendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!" 45
In leere Luft ausstreckt er seine Arme:
„Hier diese Räume, wo du einst gelebt,
Erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch;

[1] Die Schlösser der Fee Morgane, die eine holde Täuschung sind.

Nur mir erkennbar; wenn auch meine Augen
50 Geschlossen sind, von keinem dann gesehn."

Vor ihm mit dunklem Weine steht ein Glas,
Und zitternd langet seine Hand danach;
Er schlürft ihn langsam, aber auch der Wein
Erfreut nicht mehr sein Herz. Er stützt das Haupt.
55 „Einschlafen, fühl' ich, will das Ding, die Seele,
Und näher kommt die rätselhafte Nacht!" — —
Ihm unbewußt entfliehen die Gedanken
Und jagen sich im unermeßnen Raum. —
Da steigt Gesang, als wollt's ihn aufwärts tragen;
60 Von drüben aus der Kirche schwillt der Chor.
Und mit dem innern Auge sieht er sie.
So Mann als Weib, am Stamm des Kreuzes liegen,
Sie blicken in die bodenlose Nacht;
Doch ihre Augen leuchten feucht verklärt,
65 Als sähen sie im Urquell dort des Lichts
Das Leben jung und rosig auferstehn.
„Sie träumen", spricht er — leise spricht er es —
„Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiß es, daß die Todesangst
70 Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet."
Abwehrend streckt er seine Hände aus:
„Was ich gefehlt, des einen bin ich frei;
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht;
75 Was übrig ist, — ich harre in Geduld."
Mit klaren Augen schaut der Greis umher;
Und während tiefer schon die Schatten fallen,
Erhebt er sich und schleicht von Stuhl zu Stuhl,
Und setzt sich noch einmal dort an den Tisch,
80 Wo ihm so manche Nacht die Lampe schien.
Noch einmal schreibt er; doch die Feder sträubt sich;
Sie, die bisher dem Leben nur gedient,
Sie will nicht gehen in den Dienst des Todes;
Er aber zwingt sie, denn sein Wille soll
85 So weit noch reichen, als er es vermag.

Die Wanduhr mißt mit hartem Pendelschlag,
Als dränge sie, die fliehenden Sekunden;
Sein Auge dunkelt; ungesehen naht,
Was ihm die Feder aus den Fingern nimmt,
Doch schreibt er mühsam noch in großen Zügen, 90
Und Dämm'rung fällt wie Asche auf die Schrift:
„Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen, 95
Indes ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens."

Gräber in Schleswig.

1863.

Nicht Kranz, noch Kreuz; das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idstedt[1] einst entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Toten.

Und dreizehn Jahre litten jung und alt, 5
Was leben blieb, des kleinen Feindes Tücken,
Und konnten nichts, als, stumm die Faust geballt,
Den Schrei des Zorns in ihrer Brust ersticken.

Die Schmach ist aus; der ehrne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten, 10
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt[2];
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her,
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen,
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer, 15
Um endlich alle Schande zu verschlingen! — —

Törichter Traum! — Es klingt kein deutsches Lied,
Kein Vorwärts schallt von deutschen Bataillonen;

---

[1] Die unglückliche Schlacht bei Idstedt 1850. — [2] Am 15. November 1863 war Friedrich VII., der letzte erbberechtigte Herzog von Schleswig-Holstein aus dem dänischen Königshause, gestorben.

Wohl dröhnt der Grund, wohl naht es Glied an Glied;
20 Doch sind's die Reiter dänischer Schwadronen.

Sie kommen nicht. Das Londoner Papier[1],
Es wiegt zu schwer, sie wagen's nicht zu heben.
Die Stunde drängt. So helft, ihr Toten hier!
Ich rufe euch und hoffe nichts vom Leben.

25 Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
30 Noch einmal gilt's, das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf' umsonst! ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
35 Ich aber schrei' es in die Welt hinaus:
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde.

Es gibt eine Sorte[2].

Es gibt eine Sorte im deutschen Volk,
Die wollen zum Volk nicht gehören;
Sie sind auch nur die Tropfen Gift,
Die uns im Blute gären.

5 Und weil der lebenskräftige Leib
Sie auszuscheiden trachtet,
So hassen sie nach Vermögen ihn
Und hätten ihn gern verachtet.

Und was für Zeichen am Himmel stehn,
10 Licht oder Wetterwolke,
Sie gehen mit dem Pöbel zwar,
Doch nimmer mit dem Volke.

---

[1] Das von den Großmächten unterschriebene Londoner Protokoll, das der weiblichen Linie des dänischen Königshauses die Erbfolge in Schleswig-Holstein zusicherte und dadurch die deutschen Lande den Dänen auslieferte. —
[2] Gemeint ist die deutsche Feudalpartei, die Konservativen.

1864.

Ein Raunen erst und dann ein Reden;
Von allen Seiten kam's herbei,
Des Volkes Mund ward laut und lauter,
Die Luft schlug Wellen von Geschrei.

Und die sich stets entgegenstemmen 5
Dem Geist, der größer ist als sie,
Sie waren in den Kampf gerissen,
Und wußten selber kaum noch wie.

Sie standen an den deutschen Marken
Dem Feind entgegen unverwandt, 10
Und waren, eh' sie es bedachten,
Das Schwert in ihres Volkes Hand.

Antwort.

Nun ist geworden, was du wolltest;
Warum denn schweigest du jetzund?
— Berichten mag es die Geschichte: 15
Doch keines Dichters froher Mund.

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand. 5

Beginn des Endes.

Ein Punkt nur ist es, kaum ein Schmerz,
Nur ein Gefühl, empfunden eben;
Und dennoch spricht es stets darein,
Und dennoch stört es dich, zu leben.

Wenn du es andern klagen willst, 5
So kannst du's nicht in Worte fassen.
Du sagst dir selber: „Es ist nichts!“
Und dennoch will es dich nicht lassen.

So seltsam fremd wird dir die Welt,
10 Und leis verläßt dich alles Hoffen,
Bis du es endlich, endlich weißt,
Daß dich des Todes Pfeil getroffen.

Waisenkind.

Ich bin eine Rose, pflück' mich geschwind!
Bloß liegen die Würzlein dem Regen und Wind.

Nein, geh nur vorüber und laß du mich los!
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros'. —

5 Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein vater- und mutterlos Kind.

Tiefe Schatten[1].

So komme, was da kommen mag!
Solang' du lebest, ist es Tag;
Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.
Ich seh' dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

1.

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

5 Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrtenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
10 Im Walde die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten:
Maililien und Buchengrün.

---

[1] Beim Tode seiner Gattin Konstanze.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Tote 15
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zur Ruhe ging,
Summt noch um die weißen Blüten
Ein dunkler Schmetterling. 20

2.

Mitunter weicht von meiner Brust,
Was sie bedrückt seit deinem Sterben;
Es drängt mich, wie in Jugendlust,
Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag' ich dann: „Was ist das Glück?" 25
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämst zurück,
Um so wie einst mit mir zu leben.

Dann seh' ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen; 30
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

3.

Gleich jenem Luftgespenst der Wüste[1]
Gaukelt vor mir
Der Unsterblichkeitsgedanke; 35
Und in dem bleichen Nebel der Ferne
Täuscht er dein Bild.

Markverzehrender Hauch der Sehnsucht,
Betäubende Hoffnung befällt mich;
Aber ich raffe mich auf, 40
Dir nach, dir nach;
Jeder Tag, jeder Schritt ist zu dir.

---

[1] Vgl. die Anmerkung zu „Morgane", oben, S. 41.

Doch, unerbittliches Licht dringt ein;
Und vor mir dehnt es sich,
45 Öde, voll Entsetzen der Einsamkeit;
Dort in der Ferne ahn' ich den Abgrund,
Darin das Nichts. —

Aber weiter und weiter
Schlepp' ich mich fort;
50 Von Tag zu Tag,
Von Mond zu Mond,
Von Jahr zu Jahr;
Bis daß ich endlich,
Erschöpft an Leben und Hoffnung,
55 Werd' hinstürzen am Weg,
Und die alte, ewige Nacht
Mich begräbt barmherzig,
Samt allen Träumen der Sehnsucht.

4.

Weil ich ein Sänger bin, so frag' ich nicht
60 Warum die Welt so still nun meinem Ohr;
Die eine, die geliebte Stimme fehlt,
Für die nur alles andre war der Chor.

5.

Und am Ende der Qual alles Strebens
Ruhig erwart' ich, was sie beschert,
65 Jene dunkelste Stunde des Lebens;
Denn die Vernichtung ist auch was wert.

6.

Der Geier Schmerz flog nun davon,
Die Stätte, wo er saß, ist leer;
Nur unten tief in meiner Brust
70 Regt sich noch etwas, dumpf und schwer.

Das ist die Sehnsucht, die mit Qual
Um deine holde Nähe wirbt,
Doch, eh' sie noch das Herz erreicht,
Mutlos die Flügel senkt und stirbt.

Begrabe nur dein Liebstes[1]!

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
— So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend Wort zu lauter Rede schwoll; 5
Und nicht der Stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im kristallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Tosen hört' ich
— Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen — 10
Aus weiter Ferne hört' ich eine Stille;
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd, doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so, und weißt doch, daß ich schlafe!"

Kruzifixus.

Am Kreuz hing sein gequält Gebeine,
Mit Blut besudelt und geschmäht;
Dann hat die stets jungfräulich reine
Natur das Schreckensbild verweht.

Doch die sich seine Jünger nannten, 5
Die formten es in Erz und Stein
Und stellten's in des Tempels Düster
Und in die lichte Flur hinein.

So, jedem reinen Aug' ein Schauder,
Ragt es herein in unsre Zeit; 10
Verewigend den alten Frevel,
Ein Bild der Unversöhnlichkeit.

Der Beamte.

Er reibt sich die Hände: „Wir kriegen's jetzt!
Auch der frechste Bursche spüret
Schon bis hinab in die Fingerspitz',
Daß von oben er wird regieret.

[1] An Konstanze.

5 Bei jeder Geburt ist künftig sofort
Der Antrag zu formulieren,
Daß die hohe Behörde dem lieben Kind
Gestatte zu existieren!“

Im Garten.

Hüte, hüte den Fuß und die Hände,
Eh' sie berühren das ärmste Ding!
Denn du zertrittst eine häßliche Raupe,
Und tötest den schönsten Schmetterling.

Die neuen Fiedellieder.

1.

Lang und breit war ich gesessen
Überm schwarzen Kontrapunkt;
Auf ein Haar dem Stadttrompeter
Gaben sie mich zum Adjunkt.

5 Hei, da bin ich ausgerissen;
Schöne Welt, so nimm mich nun!
Durch die Städte will ich schweifen,
An den Quellen will ich ruhn.

Nur die Fiedel auf dem Rücken;
10 Vorwärts über Berg und Strom!
Schon durchschreit' ich deine Hallen,
Hoher, kühler Waldesdom.

Und ich streich' die alte Geige,
Daß es hell im Wandern klingt;
15 Schaut der Fink vom Baum hernieder:
„Ei, Herr Vetter, wie das singt!“

Doch am Horizonte steiget
Eines Städtchens Turm empor!—
Welchen kleinen Lilienohren
20 Geig' ich dort mein Stücklein vor?

2.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zersprang,
Neue werden aufgezogen,
Und sie geben frischen Klang.

Auf dem Schützenplatz am Tore 25
Strich ich leis mein Spielwerk an;
Wie sie gleich die Köpfe wandten,
Da ich eben nur begann!

Und es tönt und schwillt und rauschet,
Wie im Sturz der Waldesbach; 30
Meine Seele singt die Weise,
Meine Geige klingt sie nach.

Trotzig hadern noch die Burschen;
Bald doch wird es still im Kreis;
Erst ein Raunen, dann ein Schweigen, 35
Selbst die Bäume säuseln leis.

Zauber hat sie all' befangen;
Und ich weiß, wie das geschah!
Dort im Kranz der blonden Frauen
Stehst du selbst, Frau Musika! 40

3.

Glaubt' ich doch, sie wär' es selber,
— Was nur das Gedanken sind! —
Die Frau Musika vom Himmel;
Und nun ist's ein Erdenkind!

Gestern, da sie stand am Brunnen, 45
Zog ich flink den Hut zum Gruß;
Und sie nickt' und sprach in Züchten:
„Grüß dich Gott, Herr Musikus!"

Zwar ich wußt', Marannle heißt sie;
Und sie wohnt am Tore nah; 50
Doch ich hätt's nicht können lassen,
Sprach: „Grüß Gott, Frau Musika!"

Was sie da für Augen machte!
Und was da mit mir geschah!
55 Stets nun klingt's mir vor den Ohren
Musikus und Musika!

4.

In den Garten eingestiegen
Wär' ich nun mit gutem Glück —
Wie die Fledermäuse fliegen!
60 Langsam weicht die Nacht zurück.

Doch indes am Feldessaume
Drüben kaum Aurora glimmt,
Hab' ich unterm Lindenbaume
Hier die Fiedel schon gestimmt.

65 Sieh, dein Kammerfenster blinket
In dem ersten Morgenstrahl;
Heller wird's, die Nacht versinket;
Horch! Da schlug die Nachtigall!

Schlaf' nicht mehr! Die Morgenlüfte
70 Rütteln schon an deiner Tür;
Rings erwacht sind Klang und Düfte,
Und mein Herz verlangt nach dir.

Zu des Gartens Schattendüster
Komm herab, geliebtes Kind!
75 Nur im Laub ein leis Geflüster, —
Und verschwiegen ist der Wind.

5.

Sind wir nun so jung beisammen
In der holden Morgenfruh,
Süßes, rosenrotes Mündchen,
80 Plaudre, plaudre immerzu!

Organiste sollt' ich werden
An dem neuen Kirchlein hier? —
Kind! wer geigte dann den Finken
Feiertags im Waldrevier?

Doch du meinest, Amt und Würden, 85
Eigner Herd sei goldeswert! —
Machst du mich doch schier beklommen;
So was hab' ich nie begehrt.

Was? Und auch der Stadttrompeter
Starb vergangne Woche nur? 90
Und du meinst, zu solchem Posten
Hätt' ich just die Positur? —

Hei! Wie kräht der Hahn so grimmig!
Schatz, ade! Gedenk' an mich;
Mach' den Hahn zum Stadttrompeter! 95
Der kann's besser noch als ich!

6.

Musikanten wollen wandern;
Ei, die hielte mich wohl fest!
Noch 'nen Trunk, Herr Wirt, vom Roten;
Dann ade, du trautes Nest! 100

Hoch das Glas! zu neuen Liedern
Geb' es Kraft und Herzenswonne!
Ha, wie lieblich in den Adern
Strömt der Geist der Heimatsonne! —

Wie dort hoch die Wolken ziehen! 105
Durch die Saiten fährt der Wind;
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein; 110
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

7.

Weiter geht's und immer weiter!
Sieh, da kommt auf müdem Fuß
Noch ein Wandrer mir entgegen. 115
„Bring dem Städtchen meinen Gruß!

„Und am Tore, wenn des Zöllners
Blonde Tochter schaut herfür,
Bring ihr diese wilde Rose,
120 Grüß sie einmal noch von mir!“ —

Weiter geht's und immer weiter —
Ach, noch immer denk' ich dein!
Vor mir stehn im Duft die Wälder,
Rückwärts brennt der Abendschein.

125 Einsam werden Weg und Stege,
Ganz alleine wandr' ich bald;
Einen Falken seh' ich kreisen —
Über mir schon rauscht der Wald.

8.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
130 Nun ist der Tag herum;
Da schweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Heidelerch' noch oben singt
Ein Stück zu allerbest;
135 Die Amsel schlägt den letzten Ton
Und fliegt zu Nest, zu Nest.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das ist ein klingend Nachtgebet
140 Und steigt zum Himmel ein.

9.

Morgen wird's! Am Waldesrande
Sitz' ich hier und spintisier':
Ach, jedweder meiner Schritte
Trug mich weiter fort von dir!

145 Vielen ging ich schon vorüber;
Nimmer wünscht' ich mich zurück;
Warum flüstern heut die Lüfte:
Diesmal aber war's das Glück!

Von den Bäumen Tauestropfen
Fallen auf mein heiß Gesicht — 150
Sankt Cäcilia! Solch Paar Augen
Sah ich all mein Lebtag nicht!

Stadttrompeter, Organiste!
Wär's denn wirklich gar so dumm? —
Holla hoch, ihr jungen Beine, 155
Macht euch auf! Wir kehren um.

Ruf nur, Kuckuck, dort im Walde!
Siehst so bald mich nun nicht mehr.
Denn in Puder und Manschetten
Schreit' ich ehrenfest einher. 160

Golden spielt der Staub der Straßen —
Herz, Geduld! bald bist du da.
Hei! wie lieblich soll es klingen:
Musikus und Musika!

10.

Am Markte bei der Kirchen 165
Da steht ein klingend Haus;
Trompet' und Geige tönen
Da mannigfalt heraus.

Der Lindbaum vor der Türe
Ist lust'ger Aufenthalt; 170
Vom Wald die Finken kommen
Und singen, daß es schallt.

Und auf der Bank darunter,
Die mit dem Kindlein da,
Das ist in alle Wege 175
Die blond Frau Musika.

Der jung', frisch' Stadttrompeter
Bläst eben grad' vom Turm;
Er bläst, daß nun vergangen
All' Not und Wintersturm. 180

Die Schwalb' ist heimgekommen,
Lind weht des Lenzen Hauch!
Das bläst er heut vom Turme
Nach altehrwürd'gem Brauch.

185 Herr Gott, die Saaten segne
Mit deiner reichen Hand,
Und gib uns Frieden, Frieden
Im lieben deutschen Land!

An Kl. Groth.

Wenn't Abend ward
Un still de Welt und still dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
5 Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't Schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
10 Mit golden Schiin to't Finster rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal allens levt un lacht, —
Dat is so wat vör't Minschenhart,
Wenn't Abend ward.

Es ist ein Flüstern.

Es ist ein Flüstern in der Nacht,
Es hat mich ganz um den Schlaf gebracht;
Ich fühl's, es will sich was verkünden
Und kann den Weg nicht zu mir finden.

5 Sind's Liebesworte, vertrauet dem Wind,
Die unterwegs verwehet sind?
Oder ist's Unheil aus künftigen Tagen,
Das emsig drängt sich anzusagen?

Engelehe.

Wie Flederwisch und Bürste sie regiert!
Glas und Gerät, es blitzt nur alles so
Und lacht und lebt! Nur, ach, sie selber nicht.
Ihr schmuck Gesicht, dem Manne ihrer Wahl,
Wenn ihre wirtschaftliche Bahn er kreuzt, 5
Gleich einer Maske hält sie's ihm entgegen;
Und fragt er gar, so wirft sie ihm das Wort
Als wie dem Hunde einen Knochen zu.
Denn er ist schuld an allem, was sie plagt,
Am Trotz der Mägde, an den großen Wäschen, 10
Am Tagesmühsal und der Nächte Wachen,
Schuld an dem schmutz'gen Pudel und den Kindern. —
Und er? — Er weiß, wenn kaum der grimme Tod
Sein unverkennbar Mal ihm aufgeprägt,
Dann wird, der doch in jedem Weibe schläft, 15
Der Engel auch in seinem Weib erwachen;
Ihr eigen Weh bezwingend, wird sie dann,
Was aus der Jugend Süßes ihr verblieb,
Heraufbeschwören; leuchten wird es ihm
Aus ihren Augen, lind wie Sommeratem 20
Wird dann ihr Wort zu seinem Herzen gehn. —
Doch wähnet nicht, daß dies ihn tröste! Nein,
Den künft'gen Engel, greulich haßt er ihn;
Er magert ab, er schlottert im Gebein,
Er wird daran ersticken jedenfalls. 25
Doch eh' ihm ganz die Kehle zugeschnürt,
Muß er sein Weib in Himmelsglorie sehn;
Die Rede, die er brütend ausstudiert,
Womit vor seinem letzten Atemzug,
Jedwedes Wort ein Schwert, auf einen Schlag 30
Er alles Ungemach ihr hat vergelten wollen,
Er wird sie nimmer halten; Segenstammeln
Wird noch von seinen toten Lippen fliehn.
Das alles weiß er, und es macht ihn toll;
Er geht umher und fluchet innerlich. 35
Ja, manches Mal im hellsten Sonnenschein

Durchfährt es ihn, als stürz' er in das Grab.
Es war sein Weib, sie sprach ein sanftes Wort;
Und zitternd blickt er auf: „O, Gott sei Dank,
40 Noch nicht, noch nicht das Engelsangesicht!"

Verloren[1].

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch, was es war, ist mir vergessen.
5 Vielleicht — am fernen Waldesrand,
Wo ich am lichten Junimorgen
— Die Kinder klein und klein die Sorgen —
Mit dir gesessen Hand in Hand,
Indes vom Fels die Quelle tropfte,
10 Die Amsel schallend schlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd schwieg dein Mund;
In grünen Schatten lag der Ort —
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
15 Wenn ich nur dort hinüber könnte,
Wer weiß! — vielleicht noch fänd ich's dort.

Spruch des Alters.

1.

Vergessen und vergessen werden! —
Wer lange lebt auf Erden,
Der hat wohl diese beiden
Zu lernen und zu leiden.

2.

5 Dein jung Genoß in Pflichten
Nach dir den Schritt tät richten.

Da kam ein andrer junger Schritt,
Nahm deinen jung Genossen mit.

[1] Erinnerung an die erste Zeit der Ehe mit Konstanze.

Sie wandern nach dem Glücke,
Sie schaun nicht mehr zurücke. 10

Frauen-Ritornelle.

Blühende Myrte —
Ich hoffte süße Frucht von dir zu pflücken;
Die Blüte fiel; nun seh' ich, daß ich irrte.

Schnell welkende Winden —
Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht' ich 5
An eurem Zaun, doch konnt' ich sie nicht finden.

Muskathyazinthen —
Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
Das war ein Platz, weltfern, weit, weit dahinten!

Dunkle Zypressen — 10
Die Welt ist gar zu lustig;
Es wird doch alles vergessen.

Über die Heide.

Über die Heide hallet mein Schritt;
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geisten umher; 5
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär' ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe, — wie flog es vorbei!

Mein jüngstes Kind.

Ich wanderte schon lange,
Da kamest du daher;
Nun gingen wir zusammen,
Ich sah dich nie vorher.

5 Noch eine kurze Strecke,
— Das Herz wird mir so schwer —
Du hast noch weit zu gehen,
Ich kann nicht weiter mehr.

Verirrt.

Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;
Weh, meine wunden Füße!
Das Vöglein singt so süße,
5 Ich wandre immerfort.

Wo ist nun hin das Singen?
Schon sank das Abendrot;
Die Nacht hat es versteckt,
Hat alles zugedeckt —
10 Wem klag' ich meine Not?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
15 Die blühn im Dunkeln fort.

An Agnes Pr.[1]

Als ich abends einen Rosenstrauß auf meinem Zimmer fand.

Die Tage sind gezählt, vorüber bald
Ist alles, was das Leben einst versüßt;
Was will ich mehr, als daß vorm Schlafengehn
Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt!

Geh nicht hinein[2].

Im Flügel oben hinterm Korridor,
Wo es so jählings einsam worden ist,
— Nicht in dem ersten Zimmer, wo man sonst

[1] Die Tochter einer Jugendfreundin; Großnichte des Odyssee-Malers Preller. — [2] Auf den Tod des jungen Grafen Reventlow.

Ihn finden mochte, in die blasse Hand
Das junge Haupt gestützt, die Augen träumend 5
Entlang den Wänden streifend, wo im Laub
Von Tropenpflanzen ausgebälgt Getier
Die Flügel spreizte und die Tatzen reckte,
Halb Wunder noch, halb Wissensrätsel ihm,
— Nicht dort; der Stuhl ist leer, die Pflanzen lassen 10
Verdürstend ihre schönen Blätter hängen;
Staub sinkt herab; — nein, nebenan die Tür,
In jenem hohen, dämmrigen Gemach,
— Beklommne Schwüle ist drin eingeschlossen —
Dort hinterm Wandschirm auf dem Bette liegt 15
Etwas — geh nicht hinein! Es schaut dich fremd
Und furchtbar an.
Vor wenig Stunden noch
Auf jenen Kissen lag sein blondes Haupt;
Zwar bleich von Qualen, denn des Lebens Fäden
Zerrissen jäh; doch seine Augen sprachen 20
Noch zärtlich, und mitunter lächelt er,
Als säh' er noch in goldne Erdenferne.
Da plötzlich losch es aus; er wußt' es plötzlich,
— Und ein Entsetzen schrie aus seiner Brust,
Daß ratlos Mitleid, die am Lager saßen, 25
In Stein verwandelte — er lag am Abgrund;
Bodenlos, ganz ohne Boden. — „Hilf!
Ach Vater, lieber Vater!" Taumelnd schlug
Er um sich mit den Armen; ziellos griffen
In leere Luft die Hände; noch ein Schrei — 30
Und dann verschwand er.
Dort, wo er gelegen,
Dort hinterm Wandschirm, stumm und einsam liegt
Jetzt etwas; — bleib, geh nicht hinein! Es schaut
Dich fremd und furchtbar an; für viele Tage
Kannst du nicht leben, wenn du es erblickt. 35

„Und weiter — du, der du ihn liebtest — hast
Nichts weiter du zu sagen?"
Weiter nichts.

Mit einer Handlaterne.

Laterne, Laterne!
Sonne, Mond und Sterne,
Die doch sonst am Himmel stehn,
Lassen heut sich nimmer sehn;
5 Zwischen Wasserreih' und Schloß
Ist die Finsternis so groß,
Gegen Löwen* rennt man an,
Die man nicht erkennen kann!
Kleine, freundliche Latern',
10 Sei du Sonne nun und Stern':
Sei noch oft der Lichtgenoß
Zwischen Wasserreih' und Schloß,
Oder — dies ist einerlei —
Zwischen Schloß und Wasserreih'[1]!

Komm, laß uns spielen[2].

Wie bald des Sommers holdes Fest verging!
Rauh weht der Herbst; wird's denn auch Frühling wieder?
Da fällt ein bleicher Sonnenstrahl hernieder —
Komm, laß uns spielen, weißer Schmetterling!
5 Ach, keine Nelke, keine Rose mehr;
Am Himmel fährt ein kalt Gewölk daher!
Weh, wie so bald des Sommers Lust verging —
O komm! Wo bist du, weißer Schmetterling?

Lyrische Form.

Poeta laureatu[3]:
Es sei die Form ein Goldgefäß,
In das man goldnen Inhalt gießt!
Ein anderer:
5 Die Form ist nichts als der Kontur,
Der den lebend'gen Leib beschließt.

* Steinerne am Schloßportal.

[1] Im Schloß wohnte Graf Reventlow, Storms Freund; in der Wasserreihe stand des Dichters Haus. — [2] An Frau Do. — [3] Ein mit dem Lorbeer geschmückter Dichter; gemeint ist Geibel, die Antwort gibt Storm selbst.

Nachlese zu den Gedichten.

Wichtelmännchen.

Soll gar nicht recht geheuer sein
Dort drüben im alten Schloß,
Soll'n ziehn viel kleine Menscherlein
Umher in lärmenden Troß.

Ziehst du mit der jungen Frau erst ein 5
Dort drüben ins alte Schloß,
Da kommen ja noch mehr Kleine hinein —
Das wird ein gewaltiger Troß.

Der Bau der Marienkirche zu Lübeck.

(Eine Sage.)

Im alten, heiligen Lübeck
Ward eine Kirche gebaut
Zu Ehren der Jungfrau Maria,
Der hohen Himmelsbraut.

Doch als man den Bau begonnen, 5
Da hat es der Teufel gesehn;
Der glaubte, an selbiger Stelle
Ein Weinhaus würde erstehn.

Draus hat er manch arme Seele
Sich abzuholen gedacht, 10
Und drum das Werk gefördert
Ohn' Rasten Tag und Nacht.

Die Maurer und der Teufel,
Die haben zusammen gebaut;
15 Doch hat ihn bei der Arbeit
Kein menschlich Aug' geschaut.

Drum wie sich die Kellen rührten,
Es mochte keiner verstehn,
Daß in so kurzen Tagen,
20 So großes Werk geschehn.

Und als sich die Fenster wölbten,
Der Teufel grinset und lacht,
Daß man in einer Schenke
So tausende Scheiben macht.

25 Doch als sich die Bogen wölben,
Da hat es der Teufel durchschaut,
Daß man zu Gottes Ehren
Eine Kirche hier erbaut.

Da riß er in seinem Grimme
30 Einen Fels von Bergeswand
Und schwingt sich hoch in den Lüften,
Von männiglich erkannt.

Schon holte er aus zum Wurfe
Aufs heil'ge Prachtgebäu; —
35 Da tritt ein Maurergeselle
Hervor getrost und frei:

„Herr Teufel, wollt nichts Dummes
Begehen in der Hast!
Man hat ja sonst vernommen
40 Daß Ihr Euch handeln laßt!" —

„So bauet", schrie der Teufel,
„Ein Weinhaus nebenan,
Daß ich mein Werken und Mühen
Nicht schier umsonst getan!" —

45 Und als sie's ihm gelobet,
So schleudert er den Stein,

Auf daß sie dran gedächten,
Hart in den Grund hinein.

Drauf als der Teufel entfahren,
Ward manches liebe Jahr 50
Gebaut noch, bis die Kirche
Der Jungfrau fertig war.

Dann ist dem Teufel zu Willen
Der Ratsweinkeller erbaut,
Wie man ihn noch heutzutage 55
Dicht neben der Kirche schaut.

So stehen Kirch' und Keller
Im traulichen Verein;
Die frommen Herrn zu Lübeck,
Die gehen aus und ein. 60

Sie beten wohl da droben,
Da drunten trinken sie,
Und für des Himmels Gaben
Da droben danken sie.

Und trinken sie da drunten, 65
Sie denken wohl dabei:
„Dem selbst der Teufel dienet,
Wer fröhlich, fromm und frei!"

Nur eine Locke.

Nur eine Locke von deinem Haar
Gib mir, mein Lieb, für die kalte Ferne!
Still wie das ew'ge Licht der Sterne
Will ich sie bergen immerdar.

Dahin!

Wie in stille Kammer
Heller Sonnenschein,
Schaut in stille Herzen
Mild die Lieb' herein.

5 Kurz nur weilet die Sonne,
Schatten brechen herein.
Ach, wie so schnell entschwinden
Liebe und Sonnenschein!

Das Kind im Bette.

„Hu, wie mich friert! Die Kälte
Preßt mir die Lippen zu;
Kann noch nicht zu dir beten,
Du guter Vater, du!“

5 Und als es warm geworden,
Da schlief das Kindlein ein;
Und für die schlummernde Kleine
Still beten die Engelein.

Kranzwinden.

Zusammen Bub und Mädchen,
Die wanden Kränzelein
Und flochten unversehens
Die Herzen mit hinein.

5 Die Blumen alle welkten,
Die Bänder lösten sich;
Die Herzen aber hielten
Zusammen ewiglich.

Frühlingsankunft.

„Was rauscht und brauset vor der Tür?
Was singt so süße Melodein?
Herein, wer draußen ist! Herein!“
„Ich bin's! Der Frühling ist dafür!
5 Ich warte nur auf Sonnenschein,
Da komm' ich gleich zu dir herein.“ —

Und sieh, die Sonne taucht empor;
Und wie sie freundlich scheint und lacht,
Da schmilzt das letzte Eis der Nacht.

Und hastig auf mit Tür und Tor! 10
„Herein in meine Arme schnell,
Willkomm' du blühender Gesell!"

Da muß die Lerch' im hellen Schein
Den ersten Gruß entbieten,
Da stürmt der Frühling hinterdrein 15
Mit hunderttausend Blüten.

Auf Wiedersehen!

(Das Mädchen spricht.)

Auf Wiedersehn! Das ist ein trüglich Wort.
O reiß dich nicht von meinem warmen Herzen —
Auf Wiedersehn! Das spricht von Seligkeit
Und bringt mir doch so tausend bittre Schmerzen.

Auf Wiedersehn! Das Wort ist für den Tod! 5
Weißt du, wie über uns die Sterne stehen?
Noch schlägt mein Herz und meine Lippe glüht,
Mein süßer Freund, ich will dich immer sehen.

Du schwurst mir ja, mein Aug' bezaubre dich,
Schaut' ich dich an, so könnt'st du nimmer gehen. 10
Mein bist du ja! — Erst wenn mein Auge bricht,
Dann küss' mich sanft und sprich: Auf Wiedersehen!

Im Golde, im Herzen.

Ein Mädchen liebt' ich so holde,
Ein Ringlein hatt' ich von Golde;
Da nahm ich ein Eisen gar spitz und fein
Und grub in den Ring ihren Namen ein.

Doch schnell mehr Mädchen und Namen 5
Aufs goldene Ringlein kamen,
Daß bald ihrer neune gar wunderhold
Wie Perlen prangten im roten Gold.

Und als ich zum zehnten geliebet,
10 Da hat mich das Ringlein betrübet;
Denn ringsum, wie ich ihn besah,
Kein Plätzchen war zum Schreiben da.

Was nun, was nun beginnen?
Schwer mußt' ich denken und sinnen,
15 Da schrieb ich den Namen der Liebsten mein
Ins eigne warme Herz hinein. —

Und, Perlen aus goldenen Banden,
Neun Namen vom Ringe verschwanden,
Doch wie auch die Perle vom Golde läßt,
20 Im Herzen die Schrift steht treu und fest.

Die Möwe und mein Herz.

Hin gen Norden zieht die Möwe,
Hin gen Norden zieht mein Herz;
Fliegen beide aus mitsammen,
Fliegen beide heimatwärts.

5 Ruhig Herz! Du bist zur Stelle;
Flogst gar rasch die weite Bahn —
Und die Möwe schwebt noch rudernd
Überm weiten Ozean.

Goldriepel[1].

„Was scheust du, mein Gaul! Trag mich hinauf
Zum Schloß, das am gähen Abgrund liegt;
Zur Königsmaid, die der schauerliche Zwerg
In zaubertrüglichen Schlummer wiegt."

5 Doch wieder scheut er und flieget der Gaul;
Da knattern die Fichten, es berstet der Berg;
Zwei blitzende Hämmer in rußiger Faust,
Aus der Spalte wirbelt der scheußliche Zwerg.

[1] Riepel, Rüpel = ungeschlachtener Mensch.

„Reiß' aus, reiß' aus, der Fels ist mein,
Und der Wald und das Schloß und die Dirne sind mein! 10
Reiß' aus, reiß' aus und stör' mich nicht auf,
Weil ich unten haue das Funkelgestein!

„Das Funkelgestein und das klingende Gold,
Das schmeiß' ich hinauf in den Schoß der Braut.
Drum liebt mich die Dirn', du eitler Gesell! 15
Goldriepel heiß' ich! Jetzt wahr' deine Haut!"

Da schwingt er die Hämmer, die blenden und sprühn,
Und der Ritter reißet das Schwert zur Hand:
„Mich schützet die Lieb', die ist teurer als Gold
Und härter und hell als der hellste Demant." 20

Langarmige Fichten schlagen darein —
„Rasch an, mein Tier!" Da bäumt sich das Pferd
Hoch auf vor den Hämmern; die blenden und sprühn;
In die leeren Lüfte sauset das Schwert.

„Hei, Ritter, mein' Hämmer, die spalten Demant!" 25
Hell kreischet der Helm. — „Hei, treffen sie gut?"
Und der Ritter verwundet taumelt und wankt:
„O heilige Jungfrau, beschütze mein Blut!"

Da springen die Tore hoch oben im Schloß;
Draus quillt es und strömt es wie himmlischer Schein; 30
Und drinnen im zaubertrüglichen Schlaf
Ruht die Maid wie lebendiger Marmelstein.

„Mich schützet der Himmel, mich schützet die Lieb'!"
Und die Sehnen füllt's ihm mit neuer Gewalt;
Nicht schaut er die Hämmer, die blenden und sprühn, 35
Hin donnert sein Schwert auf des Zwerges Gestalt.

Und er reißt ihn zum Abgrund und stürzt ihn hinab,
Wo die faule Sterze[1] das Scheusal begräbt. —
In des Ritters Armen erwachet die Maid;
Sie küßt ihm die Wunde, sie lächelt und lebt. 40

---

[1] Wohl der Name eines Flusses.

Morgenwanderung.

Im ersten Frühschein leuchtet schon die Gasse;
Noch ruht die Stadt, da ich das Haus verlasse.
Drei Stunden muß gewandert sein,
Mein Lieb, dann kehr' ich bei dir ein!

5 Noch schläfst du wohl; im kleinen Heiligtume
Bescheint die Sonne ihre schönste Blume.
Der Frühschein streift dein süß Gesicht;
Du lächelst, doch erwachst du nicht.

Und hoch durchs Blau der Sonne Strahlen dringen;
10 Hoch schlägt mein Herz, und helle Lerchen singen.
Jetzt scheint auch dich die Sonne wach,
Und träumend schaust du in den Tag.

Was konnt' die Nacht so Süßes dir bereiten? —
Wie durch die Hand die dunkeln Flechten gleiten,
15 So sprichst du sinnend Wort um Wort,
Und halbe Träume spinnst du fort.

Die liebe Sonn', was hat sie dir genommen?
Hast du geträumt, du sähst den Liebsten kommen? —
Wach auf mein Lieb! Schleuß auf die Tür!
20 Der Traum ist aus, der Liebste hier.

Hüben, drüben.

1.

In seinem Garten wandelt er allein,
In alle Bäume gräbt er immer wieder
Gedankenschwer den einz'gen Namen ein,
Und in dem Namen klagen seine Lieder.

5 Sanft blaut der Himmel; milde Rosen webt
Die Sommerzeit durch nächt'ge Blättermassen —
Er schaut sie nicht; die Zeit, in der er lebt,
Ist alt, verblüht, von allen längst verlassen.

2.

In frischer Laube ruht ein blühend Weib —
10 Es glänzt das Laub, die vollen Zweige brechen —

Ein schöner Knabe schmiegt an ihren Leib;
Sie lacht und küßt und lehrt ihn Namen sprechen.

Und auch ein Name, wie sie leis ihn ruft,
Daß ihn der Knabe stammelnd nacherzähle,
Wehmütig zieht, wie abends Lilienduft, 15
Ein Jugendbild im Flug durch ihre Seele.

Erinn'rung führt empor aus stummer Nacht
Ihr Duftgespann, sie sanft hinabzutragen —
Umsonst, umsonst! Hier scheitert deine Macht,
Zurück mit deinem nachtbeschwingten Wagen! 20

Hier waltet Gegenwart so freundlich lind,
Laß ruhn die Zeit in ihrem alten Grabe! — —
„Was fehlt dir, Mutter?" koset sie das Kind.
Sie hebt das Haupt: „Nichts, nichts! mein süßer Knabe."

Repos d'amour[1].

(Étude p. Henselt.)

Laß ruhn die Hände! Gib dich mir!
Schon Dämmer webet durchs Gemach;
Nur deiner Augen glänzend Licht
Ist über meinem Haupte wach.

O laß mich ruhn in deinem Arm! 5
Fernhin verstummt der wilde Tag —
Ich hör' allein dein flüsternd Wort
Und deines Herzens lautern Schlag.

Laß schauernd deiner Blicke Graus
Durch meine tiefste Seele ziehn, 10
O gib dich mir, gib mir im Kuß,
Dein ganzes Leben gib mir hin!

Und alle bange, sel'ge Lust,
Was in dir lacht und weint und glüht,
Gib mir der Träne süßen Schmerz, 15
Die brennend durch die Wimper sprüht.

---

[1] Wahrscheinlich an Berta von Buchau. „Repos d'amour" ist eins der zahlreichen Klavierstücke Adolf Henselts, des hervorragenden Klavierspielers.

So bist du mein — ob auch der Tod
Zu früh dein blaues Auge bricht,
Du lebst in meiner tiefsten Brust
20 Ein ewig liebliches Gedicht.

Das Hohelied.

Der Markt ist leer, die Bude steht verlassen,
Im Winde weht der bunte Trödelkram;
Und drinnen sitzt im Wirbelstaub der Gassen
Das schlanke Kind des Juden Abraham.
5 Sie stützt das Haupt in ihre weiße Hand,
Im Sturm des Busens bebt die leichte Hülle;
Man sieht's, an dieser Augen Sonnenbrand
Gedieh der Mund zu seiner Purpurfülle.
Die Lippe schweigt; die schwarzen Locken ranken
10 Sich um die Stirn wie schmachtende Gedanken. —
Sie liest vertieft in einem alten Buch
Von einem König, der die Harfe schlug,
Und liebefordernd in den goldenen Klang
Manch zärtlich Lied an Zions Mädchen sang.

Sonntagabend.

Historie dozieret er morgen,
War noch nicht präpariert;
Es haben die alten Kumpane
Den jungen Doktor verführt.

5 Und morgen, da wunderte er sich sehr
Wie er sprach von der Salamisschlacht,
Er meinte, er sollte erzählen
Die Geschichte der tollen Nacht.

Die Jungen.

Sieh, wie vor den alten Kanzlern und Räten
Die Leute sich bücken, gehorsamst betreten!

Pfui, wie sie den grämlichen Alten hofieren!
Will uns denn niemand respektieren? —
Das Haupt entblößt! Respekt ihr Leut'! — 5
Wir sind die Kanzler der werdenden Zeit.

Du bist so jung — sie nennen dich ein Kind —
Ob du mich liebst, du weißt es selber kaum.
Vergessen wirst du mich und diese Stunden,
Und wenn du aufschaust, und ich bin verschwunden,
Es wird dir sein wie über Nacht ein Traum. —
Sei dir die Welt, sei dir das Leben mild,
Mög' nie dein Aug' gewes'nes Glück bekunden!
Doch wenn dereinst mein halberloschnes Bild
Lieb' oder Haß mit frischen Farben zeichnen,
Dann darfst du mich vor Menschen nicht verleugnen[1]. 10

Hörst du[1]?

Schlafe du! Wie wär' ich gerne,
Wo dein träumend Antlitz glüht!
Schlafe du! Aus weiter Ferne
Lull' dich ein mein Schlummerlied!

Schlafe du und schließ' die müden, 5
Schließ' die blauen Augen zu!
In des Herzens Kinderfrieden
Schlafe du, schlafe du!

Leb' ich auch in weiter Ferne,
Durch die Träume geht das Lied — 10
Schlafe du! wie wär' ich gerne,
Wo dein träumend Antlitz glüht!

Zum Weihnachten[1].

(Mit Märchen.)

Mädchen, in die Kinderschuhe
Tritt noch einmal mir behend;

[1] An Berta von Buchau.

Folg' mir durch des Abends Ruhe,
Wo der dunkle Taxus brennt!

5 Engel knieen an der Schwelle,
Hütend bei dem frommen Schein;
Von den Lippen klingt es helle:
Nur die Kindlein gehen ein!

Doch du schaust mich an verwundert,
10 Sprichst: „Vertreten sind die Schuh',
Unter alt vergeßnem Plunder
Liegt die Puppe in der Truh'."

Horch nur auf! Die alten Märchen
Ziehn dich in die alte Pracht.
15 Wie im Zauberwald das Pärchen
Schwatzen wir die ganze Nacht[1];

Von Schneewittchen bei den Zwergen,
Wo sie lebte unerkannt,
Und war hinter ihren Bergen
20 Doch die Schönst' im ganzen Land;

Von Hans Bärlein, der im Streite
Einen Riesenritter schlug,
Der die Königstochter freite,
Endlich gar die Krone trug;

25 Von dem Dichter auch daheime,
Der ein Mädchen groß und schlank
Durch die Zauberkraft der Reime
Rückwärts in die Kindheit sang.

Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben[2] —
Wie die verlaßne Heimat schaut sie aus —
Wohin im Heimweh die Gedanken streben,
Du kennst sie wohl; auch du warst dort zu Haus.
5 O folge mir und laß dich heimatwärts
Durch mein Gedicht zu lieben Stunden bringen,

---

[1] Storm denkt wohl an Hänsel und Gretel. — [2] Wie die folgenden an Berta von Buchau.

Die alte Zeit mit neu erregten Schwingen
Noch einmal schlagen an dein friedlich Herz!

Lebwohl du süße, kleine Fee!
Ach, eh' ich dich nun wiederseh',
Wieviel Paar Handschuh' sind verbraucht,
Und wieviel Eau de Cologne verraucht!

Und wenn ich von dir, du süße Gestalt,
In ewiger Ferne bliebe,
Du bliebest mir nah, wie im Busen das Herz,
Wie im Herzen die klopfende Liebe!

Jetzt stehst du und spielst mit dem Herzchen am Hals,
Rücksinnend vergangene Tage;
Aufleuchtend über dein Antlitz geht
Eine heimlich lächelnde Frage.

Entsündige mich, ich bin voll Schuld,
Doch du bist rein, wie Engel sind;
Zu deinen Füßen sink' ich hin,
Du lieblich jungfräuliches Kind!

Wer die Liebste sein verloren
Und die Liebe nicht zugleich,
Sucht umsonst an allen Toren
Sein verschwundnes Himmelreich.

Wolken am hohen Himmel,
Im Herzen ein tiefer Gram!
Die Sonne ist gegangen,
Noch eh' der Abend kam.

Und wie du meine Lieder
In diesem Buch[1] sollst finden?
Folg' nur dem roten Faden,
Der wird sie dir verkünden!

---

[1] Das Buch ist das „Liederbuch dreier Freunde".

Lebwohl[1]!

Lebwohl, lebwohl! Ich ruf' es in die Leere;
Nicht zögernd sprech' ich's aus in deinem Arm,
Kein pochend Herz, kein Auge tränenwarm,
Kein bittend Wort, daß ich dir wiederkehre.

5 Lebwohl, lebwohl! Dem Sturme ruf' ich's zu,
Daß er den Gruß verwehe und verschlinge.
Es fände doch das arme Wort nicht Ruh' —
Mir fehlt das Herz, das liebend es empfinge.

Als noch dein Lächeln ging durch meine Stunden,
10 Da kam's mir oft: „Wach auf, es ist ein Traum!"
Nicht fassen konnt' ich's — jetzo fass' ich's kaum,
Daß ich erwacht, und daß ein Traum verschwunden.

Lebwohl, lebwohl! es ist ein letztes Wort,
Kein teurer Mund wird mir ein andres geben.
15 Verweht ist alles, alle Lust ist fort —
„Die kurze Lieb', ach, war das ganze Leben!"

Mög' deinen Weg ein milder Gott geleiten!
Fernab von mir, ist nah vielleicht dem Glück.
Ins volle Leben du — ich bleib' zurück
20 Und lebe still in den verlaßnen Zeiten.

Doch schlägt mein Herz so laut, so laut für dich,
Und Sehnsucht mißt die Räume der Sekunden —
Lebwohl, lebwohl! An mir erfüllen sich
Die schlimmen Lieder längst vergeßner Stunden.

Junges Leid.

Und blieb dein Aug' denn immer ohne Tränen?
Ergriff dich denn im kerzenhellen Saal
Hinschleichend in des Tanzes Zaubertönen
Niemals ein dunkler Schauer meiner Qual?

---

[1] Wie das folgende an Berta von Buchau nach der vergeblichen Werbung.

O fühltest du's! Nicht länger kann ich's tragen. 5
Du weißt, das ganze Leben bist du mir,
Die Seligkeit von allen künft'gen Tagen
Und meiner Jugend Zauber ruht auf dir.

In meiner Liebe bist du auferzogen;
Du bist mein Kind — ich habe dich geliebt, 10
Als fessellos noch deine Locken flogen,
Als deine Schönheit noch kein Aug' getrübt.

Ob du dich nimmer nach dem Freunde sehntest,
Der abends dir die schönen Lieder sang,
Indes du stumm an seine Schulter lehntest, 15
Andächtig lauschtest in den vollen Klang?

O fühl' es nimmer, wie Vergangnes quäle!
Doch wirst du's fühlen, weiß ich's doch gewiß
An jedem Funken deiner, meiner Seele:
Gott gab dich mir, als er dich werden hieß. 20

O kehr' zurück und wandle, was vergangen,
In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
Noch ist mein Herz wie deines, stark und jung.

Durch die Lind' ins Kammerfenster
Steigt der fromme Mondenschein,
Will die rotgeweinten Äuglein
Bleichen wieder klar und rein.

Wieder blühn des Mägdleins Wangen; 5
Äuglein schlummern klar und still;
Und das Mündlein weiß nicht, ob es
Lächeln, ob es küssen will.

Was ist ein Kuß?

Was ist ein Kuß? — Was ist ein Becher Wein?
Und wie sich's reimt? Merk' auf, und ich erzähle!
Der Becher ist die Form, der Wein ist seine Seele,
Und dieser Wein kann sehr verschieden sein. —

5 So kannst du deinen Freund und Bruder küssen,
Die Base auch und sonst, wer weiß, noch mehr;
Solch einen Kuß studiert' ich just nicht sehr,
Und was drin liegt, das mag ein andrer wissen.

Doch schließt er eines Mädchens Liebe ein,
10 Solch einem Kuß sind andre zu vergleichen,
Wie Gläser Wasser einem Becher Wein
Aus des Tokaiers sonnenheißen Reichen.

Ritter und Dame.

1.

Zu den Füßen seiner Dame
Liebestrunken sitzt der Ritter;
Sprechend blitzen seine Augen,
Schweigend ruhen seine Lippen.

5 Am Balkone sitzt die Dame,
Eine goldne Schärpe wirkt sie;
Auf den Ritter blickt sie lächelnd
Und mit hellem Klange spricht sie:

„Denket Ihr auf Tod und Schlachten
10 Oder sinnt Ihr Minnelieder?
Wahrlich Eure stumme Weise
Bleibt mir unerklärlich, Ritter!

„Schwört Ihr erst in tausend Briefen,
Tausend unerhörte Dinge
15 Hättet Ihr für meine Ohren,
Und das Herz sei voll zum Springen.

„Fleht Ihr erst in tausend Briefen
Um ein heimlich einsam Stündchen!
Wohl, die Stunde ist gekommen —
20 Redet jetzt von tausend Dingen.“

Und der Ritter bricht das Schweigen:
„Zürnt mir nicht, o Wonnemilde;
Wisset, daß geheimer Zauber
Bleiern mir die Zunge bindet!

„Nur ein Wink aus Euren Augen, 25
Nur ein Wort von Euren Lippen;
Nur Ihr selbst, o meine Herrin,
Könnt den argen Bann bezwingen.“

2.

Und zum andern sitzt der Ritter
Seiner Herrin an der Seite; 30
Von der Schulter glänzt die Schärpe
Als ein freundlich Minnezeichen.

Sieghaft schlingt er seine Arme
Um den Leib des stolzen Weibes;
Unaufhaltsam süße Worte 35
Schwatzt er und die Dame schweiget.

Will zu einem halben Wörtchen
Öffnen sie der Lippen Zeile,
Schließt er ihr den Mund mit Küssen,
Und die Dame lauscht und schweiget: 40

„Süße Herrin, unerklärlich
Bleibt mir Eure stumme Weise —
Wollen Eure roten Lippen
Gleiches zahlen mir mit Gleichem?

„Oder lernten diese Lippen 45
Lieblicher die Zeit vertreiben? —
Gar behäglich ist das Schwatzen,
Doch ein andres ist gescheiter.“

Draußen auf den Mandelblüten
Ruht die Nacht im Mondenscheine. 50
Unaufhaltsam schwatzt der Ritter,
Und die Dame lauscht und schweiget.

Gab sie hin des Blickes Zauber?
Sprach sie aus die Zauberweise?
Doch nicht fürder klagt die Dame 55
Über ihres Ritters Schweigen.

Traumliebchen.

Nachts auf des Traumes Wogen
Kommt in mein Kämmerlein
Traumliebchen eingezogen
Luftig wie Mondenschein.
5 Sie ruht auf meinen Kissen,
Sie stört mich auf mit Küssen
Und lullt mich wieder ein.

Glühend um meine Glieder
Flutet ihr dunkles Haar,
10 Auf meine Augenlider
Neigt sie der Lippe Paar.
„So küss' mich, du blöder Schäfer!
Dein bin ich, du süßer Schläfer,
Dein heut und immerdar!"

15 „Fort, fort aus meinem Stübchen,
Gaukelndes Nachtgesicht!
Ich hab' ein eigen Liebchen,
Ein andres küss' ich nicht!"
Umsonst, ich blieb gefangen,
20 Bis auf des Morgens Wangen
Brannte das rosige Licht.

Da ist sie fortgezogen,
Schwindend wie Mondesschein,
Singend auf Traumeswogen
25 Schelmische Melodein:
„Traum, Traum ist alles Lieben!
Wann bist du treu geblieben?
Wie lang wohl wirst du's sein?"

„Gesteh's[1]."

Gesteh's, es lebt schon einer,
Der dich heimlich geküßt einmal,

[1] An Berta von Buchau.

Der deinem Kindermunde
Der Lippen Zauber stahl.

Und gäbst du mir alle Liebe, 5
Und liebt' ich dich noch so sehr,
Ich könnte dich nimmer umfangen
Und herzen dich nimmermehr.

Es zieht mich zu dir hinüber
So gewaltig und liebewarm — 10
Was bist du so unwiderstehlich schön
Und doch so bettelarm!

Herbstnachmittag.

Halbschläfrig sitz' ich im Lehnstuhl;
Vor der Tür auf dem Treppenstein
Schwatzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein.

Die Braunen, das sind meine Schwestern, 5
Die Blond' ist die Liebste mein,
Sie nähen und stricken und sticken,
Als sollte schon Hochzeit sein. —

Von fern das Kichern und Plaudern
Und um mich her die Ruh', 10
In den Lüften ein Schwirren und Summen —
Mir fallen die Augen zu.

Und als ich wieder erwache,
Ist alles still und tot,
Und durch die Fensterscheiben 15
Schimmert das Abendrot.

Die Mädchen sitzen wieder
Am Tisch im stummen Verein;
Und legen zur Seite die Nadeln
Vor dem blendenden Abendschein. 20

Zum 9. September.

Fragt mich einer: was ist das für 'n Mann?
Sechs Ellen Beine, keinen Bauch daran!
„Ach was, ach was!
Mein Onkel ist das!
5 Mein Onkel!“

Fragt mich ein andrer: was ist das für 'n Gauch?
Hasseldünne Beine und sechs Ellen Bauch:
„Ach was, ach was!
Mein Onkel ist das!
10 Mein Onkel!“

Rief ich selbst: „Das will ich euch schwör'n!
Reden, reden müßt ihr ihn hör'n!
Das ist erst was!
Mein Onkel ist das!
15 Mein Onkel!“

Und das sag' ich, so lang er tut leben und leiben
Und viel länger noch soll er mein Onkel bleiben!
Das ist kein Spaß!
Das ist erst was!
20 Mein Onkel!

An F. Röse[1].

Du neuer Abu Seid[2], so hast du endlich
Dein eignes Wesen frei ans Licht gestellt,
Und wandelst jedermann erkenntlich
Ein deutscher Pilger durch die Welt.

---

[1] Über Röse vgl. „Storms Leben und Werke“, oben, S. 13*. Unter den Freunden hatte er den Beinamen Anton Wanst, und in dem von ihm seit 1844 herausgegebenen süddeutschen Volkskalender „Der deutsche Pilger durch die Welt“ schrieb er unter diesem Namen. Er hat sich als Erzähler und als Liederdichter versucht, gab „Lübeckische Sagen und Geschichten“ heraus und erwarb sich als Entdecker der „Individualitätsphilosophie“ unter Fachleuten einen gewissen Ruf. — [2] Abu Seid heißt der Held in der Makamensammlung des arabischen Dichters Hariri, die Friedrich Rückert 1837 in deutscher Übertragung herausgab. Wie Röse war auch Abu Seid ein unruhiger Wanderer, der auf immer neue Weise seine Weisheit an den Mann brachte, damit aber mehr Geld verdiente als der unglückliche Freund Storms.

Du Philosoph, Chroniste und Poete 5
Und was noch sonst — wohin du immer kannst,
Ich grüß' in dir das Liebe, Alte, Stete,
Ich grüße dich, Magister Anton Wanst.

Die Julisonne schien auf ihre Locken,
Da sprang sie fort ins Dunkel der Syringen,
Daß rauschend um sie her die Blütenflocken
Sich wie zum Kranz um ihre Schläfe hingen.

Blumenduft vom Nachbarfenster
Weht der Wind zu mir herein,
Und es scheint ein Gruß der Liebe
Aus der Ferne mir zu sein.

„Nachts[1]."

Wie sanft die Nacht dich zwingt zur Ruh'!
Stiller werden des Herzens Schläge;
Die lieben Augen fallen dir zu,
Heimlich nur ist die Sehnsucht rege,
Halbe Worte von süßem Bedeuten 5
Träumerisch über die Lippen gleiten.

Aus dem Festspiel zur Silberhochzeit der Schwiegereltern Esmarch[2].

Er: Musik ist alles, alles um mich her!
Tautropfen schlüpfen leis von Blatt zu Blatt,
Und durch die Gräser streift ein zarter Laut
Wie Harfensäuseln träumerisch und weich.
Durch jeden Strauch, durch alle Wipfeln rieseln 5
Ungreifbar leise, halberwachte Stimmen,
Und schwinden hin und tauchen wieder auf.
In tiefem Zauber sind wir rings befangen,
In Liebesträumen schauert die Natur,
Die Zeit steht still — 10

---

[1] An Konstanze Esmarch. — [2] Vgl. S. 136 ff.

Sie: O wie du träumst mein Freund!
Ich fühl' den Nachtwind meine Locken streifen,
Und Rosendüfte schwimmen rasch vorüber;
Die Nachtigall verstummt, die Sterne wandeln,
15 Der Morgen dämmert — —

Er: O wie schön du bist!
Der Nachttau hängt in deinen braunen Locken,
Dein Auge leuchtet gleich dem Stern der Nacht!
Wie schön du bist! Kaum wag' ich zu erkennen,
20 Ist es dein Antlitz, das so lieblich schaut,
Ist es die Seele — beide sind so gleich,
Daß eines nur das Spiegelbild des andern.
So bist du ewig!

Sie: Ewig bin ich dein!

Sprich! Bist du stark, wenn schon mein Leben brach,
Und nur nicht scheiden kann von deinen Blicken,
Das Auge, das von deiner Liebe sprach,
Auf Nimmerwiedersehen zuzudrücken?

5 Und bist du stark, was sonst das Herz verführt,
Wenn es sich schmeichelnd, zwingend dargeboten,
Dir stets zu weigern fest und unberührt
Und jungfräulich zu hangen an dem Toten?

Und bist du stark, daß durch den trüben Flor,
10 Daß durch die Einsamkeit mühsel'ger Jahre,
Wenn dein Gedächtnis schon mein Bild verlor,
Doch unsre Liebe noch dein Herz bewahre[1]?

Gasel.

Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein durch deine Milde lebt,
Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein in deinem Bilde lebt;
Denn wie die Schönheit nimmer schön, die nicht der Seele Atem kennt,

[1] Wie das folgende an Konstanze Esmarch.

Wie durch des Lichtes Kraft allein der Zauber der Gefilde lebt,
So ist das Leben nicht belebt, als durch der Liebe Sakrament; 5
Das fühlet, wer die Liebe fühlt, wer unter ihrem Schilde lebt.
Ich aber, der die liebste Frau sein unverlierbar Eigen nennt,
Ich fühle, wie die ganze Welt allein in ihrem Bilde lebt.

Februar.

O wär' im Februar doch auch,
Wie's andrer Orten ist der Brauch,
Bei uns die Narrheit zünftig!
Denn wer so lang das Jahr sich mißt,
Nicht einmal herzlich närrisch ist, 5
Wie wäre der zu andrer Frist
Wohl jemals ganz vernünftig!

Die Kränze, die du dir als Kind gebunden,
Sie sind verwelkt und längst zu Staub verschwunden;
Doch blühn wie damals noch Jasmin und Flieder,
Und Kinder binden deine Kränze wieder[1].

Duett.

Tenor und Alt.

Mehr in der Töne Schwellen
Neigt sich die Seele dir;
Höher schlagen die Wellen,
Fluten die Pulse mir.

Fliehen und Wiederfinden, 5
Wechselnde Melodie!
Laß du die Seele schwinden,
Sterben in Harmonie.

---

[1] Vielleicht auf die November 1847 gestorbene Schwester Helene.

Hörst du den Ruf erklingen,
10 Rühren dein träumend Ohr?
Weiße, blendende Schwingen
Tragen dich wehend empor.

Selig im Lichte zu schweben
Über den Wolken hoch!
15 Ließt du das süße Leben,
Kennst du die Erde noch?

Aber zum stillen Grunde
Zieht es hernieder schon.
Heimlich von Mund zu Munde
20 Wechselt ein leiser Ton.

Fernhin rauschen die Wogen,
Schütze mein pochend Herz!
Schon kommt die Nacht gezogen.
Fühlst du den süßen Schmerz[1]?

Widmung des Bandes „Drei Novellen".

Meinem Vetter und Freunde Fritz Stuhr zugeeignet[2].

Als der wackre Schulmeister zu Stapel[3] einst
Kritisiert meine erste Prosa,
Da fiel auf dich, den Unschuldigen, auch
Ein Rutenhieb sub rosa[4].

5 Doch wir reiten nicht mehr auf den Jahrmarkt jetzt,
Wie wir in der Jugend taten.
Und ich werde nicht mehr ein idyllisches Glück
Im „Dithmarschen Boten[5]" verraten.

Es ist vielleicht eine letzte Frucht,
10 Doch nimmer die erste Blüte,
Was ich aus altem Herzensdrang
In den wenigen Blättern dir biete.

---

[1] An Konstanze Esmarch. — [2] Der Sohn Magdalena Woldsens, Storms Mutterschwester, die den Kaufmann Stuhr in Friedrichsstadt heiratete. — [3] Stapel heißen zwei Dörfer südlich Husum. — [4] Ein versteckter. — [5] Eine solche Zeitung hat es gegeben. Storm meint aber wahrscheinlich seine Veröffentlichungen im schleswig-holsteinischen „Volksbuche".

Auch findet es schwerlich seinen Weg
In des Dorfschulmeisters Klause.
Man kennt mich hier außen besser jetzt, 15
Als, leider Gottes, zu Hause.

Konstanze.

1.

Längst in das sichere Land der Vergangenheit warst du geschieden;
Nun, wie so viele zuvor, dämmerte wieder ein Tag.
Laut schon sangen die Schwalben; da neben mir krachte das Bettchen,
Und aus dem rosigen Schlaf hob sich ein Köpfchen empor.
„Ebbe!" so rief ich. „klein Ebbe!" — Da kniete sie schon in den Kissen; 5
Aber geheimnisvoll blickten die Augen mich an.
„Ebbe?" frug sie zurück, und leis aus innerstem Herzen
Klang's wie ein Lachen herauf: „Elschen hieß ich ja sonst!
Wer doch nannte mich Elschen?" Da plötzlich fiel es wie Schatten
Über das Kindergesicht; trüb sich umflorte das Aug'. 10
„Ja, wer nannte dich so?" — Und zögernd kamen die Worte:
„Meine Mutter." Und still senkte das Köpfchen sich nun.
Lange kniete sie so. Den sterblichen Augen unfaßbar
War sie dem Kinde genaht, die mich so lange beglückt?

2.

Nicht dem Geliebten allein, wie vielen warst du entrissen! 15
Glaubten die Freunde doch kaum, ohne dich blühe die Welt. —
Deine geliebten Rosen, ach dreimal blühten sie wieder,
Und deinen Namen, wie lang hab' ich von keinem gehört.
Rastlos wandert die Zeit, in den Augen der Kinder verdämmert

20 Mählich dein Bild, und bald — wer noch wüßte von dir!
Denn so schwindet der Menschen Gedächtnis: Siehe, noch einmal,
Höher als je zuvor, hebt es die spiegelnde Flut;
Scheidender Abendstrahl der Sonne verklärt es noch einmal;
Doch — wie die Welle verrauscht, nimmt und begräbt es die Nacht.

Zu Mutters Geburtstag.

Mit einem Rosenstrauß.

Du und dein Sohn,
Wir sind beide schon alt;
Doch blühen die Rosen,
Und das Herz ist nicht kalt.

An Frau Do.

1.

Der Weg wie weit! Doch labend
Daheim die Ruh'!
Und zwischen Nacht und Abend
Geliebte du!

2.

Du fragst: „Warum? — Was uns zusammenhält,
Was soll damit, was kümmert das die Welt?"
„Ich denke: Nichts; und doch, die Lust fühlt' ich entbrennen,
Den lieben Namen laut vor ihr zu nennen."

An Erich Schmidt[1].

Du gehst im Sonnen-, ich im Abendlicht —
Laß mich dies Buch in deine Hände legen;
Und konnt' ich jemals dir das Herz bewegen,
Vergiß es nicht.

---

[1] Der bedeutende Literaturforscher und junge Freund Storms.

Inschrift

zu meinem Buch „Vor Zeiten[1]".

Das war zu Odysseus' Tagen,
Da tat es ein Hammel gut;
Sollen itzt sie[2] dir Rede schenken,
Du mußt sie wahrhaftig tränken
Mit deinem eigenen Blut. 5

In schwerer Krankheit.

Nun schließ' auch du die Augen zu,
Geh Phantasie und Herz zur Ruh'!
Ein Licht lischt nach dem andern aus.
Hier stand vordem ein Schauspielhaus.

Es kommt das Leid,
Es geht die Freud';
Es kommt die Freud',
Da geht das Leid —
Die Tage sind nimmer dieselben. 5

Im Volkston.

Ein schwarzbraunes Mädel,
So flink wie 'ne Katz',
Das hätt' gern ein jeder,
Doch keiner noch hat's.

Ei, lauf nur! Die Zeit 5
Folgt dir doch auf den Fuß,
Wo du denkst, daß ein jedes
Gehabt werden muß.

---

[1] Der Band, der 1886 mit den fünf vorzeitlichen Novellen herauskam. —
[2] Die Götter.

Immensee

Erzählung (1850)



Einleitung des Herausgebers.

„Immensee“ ist der erste Versuch Storms in der größeren Erzählung, der über das bloße Stimmungsbild hinausgehen sollte. Wie die ganze Erzählungskunst des Dichters wächst auch er aus der Liederdichtung hervor. Stimmungen, die in Gedichten be-
5 reits ihren Niederschlag gefunden hatten, werden in Darstellungen ungebundener Rede aufgelöst und in den Dienst einer Geschichte gestellt. Die Erzählung entstand 1849, wahrscheinlich in den ersten Monaten, durch eine äußere Anregung. In einer Gesellschaft hörte der Dichter von einer Dame, die auf Wunsch
10 der Mutter einen reichen, nüchternen Geschäftsmann heiraten sollte, und am nächsten Tage, dem 18. Februar 1849, schrieb er das Lied „Elisabeth“. Es waren die Monate, in denen die hoffnungslose Leidenschaft zu Dorothea Jensen, die die junge Ehe zu erschüttern drohte, ruhigeren Gefühlen zu weichen be-
15 gann. Sie gab der Erzählung die Grundstimmung, aber Storm griff für die Ausführung auch auf ähnliche Erlebnisse mit seiner Jugendliebe Berta von Buchau zurück und gab in Reinhards Leben fast ein Abbild seiner eigenen Knaben- und Studentenjahre.

In Biernatzkis „Volksbuch für das Jahr 1850“ wurde das
20 Werkchen zuerst veröffentlicht in anderer Form, als es uns jetzt vorliegt. Nur hier stehen die breit und sehr derb ausgemalten Darstellungen aus dem Studentenleben, nur hier eine der beliebten empfindsamen Schilderungen des Weihnachtsabends, nur hier die Erinnerung an Mommsens Italienfahrt vor dem Vor-
25 lesen der Volkslieder, nur hier ein nüchterner Schluß, der von Reinhards Verheiratung und dem mangelnden Glück einer gleichgültigen Ehe zu berichten weiß. Schon in den „Sommergeschichten und Liedern“ und in der Einzelausgabe 1852 sind diese Züge gestrichen, die Erlebnisse im Walde erhalten erst dort ihren dich-
30 terischen Zauber und das Wiedersehen mit dem Harfenmädchen

den rechten Zusammenhang mit der ganzen Erzählung; das Lied „Heute, nur heute“ wird hinzugedichtet und die einzelnen Bilder durch Überschriften deutlich voneinander getrennt.

Storm hatte recht, wenn er, durch die scharfe Beurteilung Tycho Mommsens veranlaßt, diese Änderungen vornahm, die der Erzählung zwar viel an Wirklichkeitstreue nehmen, aber um so mehr an Stimmungszauber geben. Und auf die Stimmung kommt es an. Eine Erinnerungsgeschichte soll das Werkchen sein. Der alte Mann sieht die Bilder seiner Jugend an seinem inneren Auge vorüberziehen, die derben Züge verwischen sich, in der Erinnerung bleibt nur der Eindruck, die Stimmung ganz bestimmter Erlebnisse. An die Einkleidung muß immer gedacht werden, wenn man der Erzählung gerecht werden will; freilich Storm selbst vermag sie mit den Mitteln seiner unreifen Kunst noch nicht vollkommen zu beherrschen.

Bedeutende Einflüsse erfuhr er durch die Behandlung eines ähnlichen Stoffes in Wilhelm Hauffs „Bettlerin vom Pont des Arts“. Zwar spielt die Mutter in dieser glücklich endenden Erzählung eine ganz andere Rolle, aber die Anknüpfung an ein Bild, den weichen, willenlosen Charakter der Frau und das von wehmutsvoller Entsagung durchzitterte Wiedersehen der Liebenden konnte Storm schon hier vorfinden. Zeigt er in der Abkehr von der arg romanhaften Schreibweise seines Vorgängers und einer weisen Verteilung von Licht und Schatten eine sehr erfreuliche Kunstbeherrschung, so kann ihm doch der von neueren Beurteilern erhobene Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er in der Durchführung des Stoffes stark übertreibt und Zug um Zug aus der Kunstübung mittelmäßiger Durchschnittserzähler übernimmt.

Ist diese unselbständige Beherrschung des dichterischen Handwerkszeuges als eine Schwäche des Anfängers zu bezeichnen, so erkennt man in der Bedeutung, die dem Sinnbild zugewiesen wird, ein sehr bewußtes, wohl zu bewußtes, fast etwas gekünsteltes Verfahren. Die Schilderungen der Jugendzeit sind beherrscht von vordeutenden Hinweisen auf das unglückliche Geschick des Liebespaares. Elisabeth macht die Fahrt nach Indien mit Reinhard von der Zustimmung der Mutter abhängig, das träumende Paar findet als einziges keine Erdbeeren. Statt ausgeführter Darstellungen gibt der Dichter sinnbildliche Züge, vor allem da, wo

der Leser eine Aussprache erwartet. Wenn Reinhard bei seinem Ferienbesuche statt seines Hänflings in Elisabeths Zimmer einen Kanarienvogel, ein Geschenk von Erich, vorfindet, so wissen wir, welche Wandlung sich in dem Verhältnis der drei Menschen vor-
5 bereitet; wenn Reinhard die Geliebte an das Jugendglück erinnern will, dann fragt er sie: „wollen wir Erdbeeren pflücken?“, und die Erika wird beiden zum Sinnbild für die vergangene Liebe. Eine Doppelrolle hat das vergebliche Schwimmen nach der Wasserlilie. Es deutet auf die Unmöglichkeit einer Verbindung der beiden
10 Liebenden, zugleich aber durch die Schilderung der heftigen Bemühungen des Schwimmers auf die Kämpfe, die die beiden Liebenden durchmachen, bis sie sich zur Entsagung durchgerungen haben. Dem Leser bleibt es überlassen, die ausgeführte Schilderung für das Sinnbild zu setzen. Der Dichter beschreibt eingehend
15 den frischen Morgen, in den Reinhard hinauswandert, und wir sollen daraus entnehmen, daß Reinhard nicht kraftlos unterliegt. Wer es versteht, sich so in das kleine Werkchen hineinzulesen, der wird den Vorwurf, daß die Menschen weichliche Schwächlinge seien, nicht in der gewohnten Schärfe erheben. Abzuweisen aber
20 ist er nicht; denn Reinhards Scheu vor dem Briefschreiben bleibt unverständlich, auch wenn man sich ganz in die Anschauungsweise dieser Gestalten zu versetzen sucht.

Bei der Menschenschilderung hat sich Storm ganz mit andeutenden Zügen begnügt. Der Leser muß versuchen, die Wild-
25 heit des Knaben und die Weichheit des Mannes Reinhard in Einklang zu bringen, Erichs behäbige Nüchternheit, Elisabeths willenlose Schwäche und das so verschiedene Wesen der beiden Mütter aus den paar Bemerkungen zu erkennen.

Auf Handlung, Menschenschilderung kommt es aber auch bei
30 „Immensee“ gar nicht an; was immer wieder ergreift, das sind die reizenden Darstellungen des Kinderlebens und die weiche Stimmung einer sanften, wehmutsvollen Erinnerung, der sich der Leser ohne Grübeln hingeben muß. Ihre Herbeiführung hat der Dichter mit allen Mitteln erstrebt und auch wirklich in hervor-
35 ragender Weise erreicht. Wer sich ihr überläßt, der wird von ihr trotz aller Mängel erfaßt werden, in ähnlichem Maße wie es der Lesewelt der fünfziger Jahre erging. Wie beim „Werther“, mit dem das Werkchen im Stoff und vor allem in der weichen

Gefühlsseligkeit bedeutende Verwandtschaft hat, kommt es auch hier für die Beurteilung schließlich darauf an, wieweit der Leser fähig ist, diesen weichen, tatenlosen Menschen zu folgen.

Ein hervorragendes Mittel, um die Stimmung herbeizuführen, ist die Naturschilderung. Aber so meisterhaft schon einzelne Bilder 5 gelungen sind, es fehlt in den Zügen doch die Einheitlichkeit. Führt der Waldspaziergang und die Ruderfahrt sicher in Husums weitere Umgegend, so finden sich daneben Angaben, die auf eine Mittelgebirgslandschaft schließen lassen. Die Beseitigung der gröbsten Verstöße in der endgültigen Fassung zeigt, wie der Dich- 10 ter nach und nach die alte romantische Kulissenlandschaft durch die mit eigenen Augen geschaute heimatliche Natur verdrängt hat.

Storm, der das Werk noch nach zehn Jahren für eine Perle der deutschen Dichtung hielt, sagte, es sei ganz von dem Dufte der Liebe erfüllt und müsse von ihr aus beurteilt werden. Der 15 Erfolg war sehr groß. Um ihn zu verstehen, muß man daran denken, daß die Leser sich seit der gescheiterten Erhebung von 1848 an der Freiheitsdichtung den Magen verdorben hatten und Verlangen nach weicher Versenkung in die süßen Geheimnisse des Herzens trugen. Die Beurteiler äußerten sich zum Teil vor- 20 sichtiger als die Lesewelt. Fontane war zwar begeistert, aber Heyse und Mörike wiesen den Dichter doch offen auf die schwache Seite dieser Kunst hin, und Fernerstehende waren noch viel zurückhaltender. Der Erfolg hat darunter nicht gelitten. „Immensee“ ist Storms beliebteste Dichtung geblieben. Die zahlreichen 25 Neuauflagen, mannigfache Übersetzungen und die rege Anteilnahme der Zeichner und Maler an dem Werklein zeigen das deutlich. Aber für die späteren, doch ungleich reiferen Werke Storms ist dieser Erfolg ebenso verhängnisvoll geworden wie der Erfolg der „Ahnfrau“ für Grillparzer. 30

Der Alte.

An einem Spätherbstnachmittage ging ein alter, wohlgekleideter Mann langsam die Straße hinab. Er schien von einem Spaziergange nach Hause zurückzukehren; denn seine Schnallenschuhe, die einer vorübergegangenen Mode angehörten, waren bestäubt. Den langen Rohrstock mit goldenem Knopf trug er unter dem Arm; mit seinen dunklen Augen, in welche sich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben schien, und welche eigentümlich von den schneeweißen Haaren abstachen, sah er ruhig umher oder in die Stadt hinab, welche im Abendsonnendufte vor ihm lag. — Er schien fast ein Fremder; denn von den Vorübergehenden grüßten ihn nur wenige, obgleich mancher unwillkürlich in diese ernsten Augen zu sehen gezwungen wurde. Endlich stand er vor einem hohen Giebelhause still, sah noch einmal in die Stadt hinaus und trat dann in die Hausdiele. Bei dem Schall der Türglocke wurde drinnen in der Stube von einem Guckfenster, welches nach der Diele hinausging, der grüne Vorhang weggeschoben und das Gesicht einer alten Frau dahinter sichtbar. Der Mann winkte ihr mit seinem Rohrstock. „Noch kein Licht!" sagte er in einem etwas südlichen Akzent; und die Haushälterin ließ den Vorhang wieder fallen. Der Alte ging nun über die weite Hausdiele, dann durch einen Pesel[1], wo große Eichschränke mit Porzellanvasen an den Wänden standen; durch die gegenüberstehende Tür trat er in einen kleinen Flur, von wo aus eine enge Treppe zu den oberen Zimmern des Hinterhauses führte. Er stieg sie langsam hinauf, schloß oben eine Tür auf,

[1] Saalartiges Zimmer, gewöhnlich das hinterste, das die ganze Breite des Hauses einnimmt, ohne Ofen mit steinernem Fußboden, wo Hochzeiten stattfinden und die Toten aufgebahrt werden.

und trat dann in ein mäßig großes Zimmer. Hier war es heimlich und still; die eine Wand war fast mit Repositorien und Bücherschränken bedeckt; an der andern hingen Bilder von Menschen und Gegenden; vor einem Tische mit grüner Decke, auf dem einzelne aufgeschlagene Bücher umherlagen, stand ein schwerfälliger Lehnstuhl mit rotem Sammetkissen. — Nachdem der Alte Hut und Stock in die Ecke gestellt hatte, setzte er sich in den Lehnstuhl und schien mit gefalteten Händen von seinem Spaziergange auszuruhen. — Wie er so saß, wurde es allmählich dunkler; endlich fiel ein Mondstrahl durch die Fensterscheiben auf die Gemälde an der Wand, und wie der helle Streif langsam weiter rückte, folgten die Augen des Mannes unwillkürlich. Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem, schwarzen Rahmen. „Elisabeth!“ sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt; — er war in seiner Jugend.

Die Kinder.

Bald trat die anmutige Gestalt eines kleinen Mädchens zu ihm. Sie hieß Elisabeth und mochte fünf Jahre zählen; er selbst war doppelt so alt. Um den Hals trug sie ein rotseidenes Tüchelchen; das ließ ihr hübsch zu den braunen Augen.

„Reinhard!“ rief sie, „wir haben frei, frei! den ganzen Tag keine Schule, und morgen auch nicht.“

Reinhard stellte die Rechentafel, die er schon unterm Arm hatte, flink hinter die Haustür, und dann liefen beide Kinder durchs Haus in den Garten und durch die Gartenpforte hinaus auf die Wiese. Die unverhofften Ferien kamen ihnen herrlich zustatten. Reinhard hatte hier mit Elisabeths Hülfe ein Haus aus Rasenstücken aufgeführt; darin wollten sie die Sommerabende wohnen; aber es fehlte noch die Bank. Nun ging er gleich an die Arbeit; Nägel, Hammer und die nötigen Bretter lagen schon bereit. Währenddessen ging Elisabeth an dem Wall entlang

und sammelte den ringförmigen Samen der wilden Malve in ihre Schürze; davon wollte sie sich Ketten und Halsbänder machen; und als Reinhard endlich trotz manches krumm geschlagenen Nagels seine Bank dennoch zustande
5 gebracht hatte und nun wieder in die Sonne hinaustrat, ging sie schon weit davon am andern Ende der Wiese.

„Elisabeth!“ rief er, „Elisabeth!“ und da kam sie, und ihre Locken flogen. „Komm“, sagte er, „nun ist unser Haus fertig. Du bist ja ganz heiß geworden; komm herein,
10 wir wollen uns auf die neue Bank setzen. Ich erzähl' dir etwas.“

Dann gingen sie beide hinein und setzten sich auf die neue Bank. Elisabeth nahm ihre Ringelchen aus der Schürze und zog sie auf lange Bindfäden; Reinhard fing
15 an zu erzählen: „Es waren einmal drei Spinnfrauen — —“

„Ach“, sagte Elisabeth, „das weiß ich ja auswendig; du mußt auch nicht immer dasselbe erzählen.“

Da mußte Reinhard die Geschichte von den drei Spinnfrauen stecken lassen, und statt dessen erzählte er die Ge-
20 schichte von dem armen Mann, der in die Löwengrube geworfen war.

„Nun war es Nacht“, sagte er, „weißt du? ganz finstere, und die Löwen schliefen. Mitunter aber gähnten sie im Schlaf und reckten die roten Zungen aus; dann
25 schauderte der Mann und meinte, daß der Morgen komme. Da warf es um ihn her auf einmal einen hellen Schein, und als er aufsah, stand ein Engel vor ihm. Der winkte ihm mit der Hand und ging dann gerade in die Felsen hinein.“

30 Elisabeth hatte aufmerksam zugehört. „Ein Engel?“ sagte sie. „Hatte er denn Flügel?“

„Es ist nur so eine Geschichte“, antwortete Reinhard; „es gibt ja gar keine Engel“.

„O pfui, Reinhard!“ sagte sie und sah ihm starr ins
35 Gesicht. Als er sie aber finster anblickte, fragte sie ihn zweifelnd: „Warum sagen sie es denn immer? Mutter und Tante und auch in der Schule?“

„Das weiß ich nicht“, antwortete er.

„Aber du“, sagte Elisabeth, „gibt es denn auch keine Löwen?“

„Löwen? Ob es Löwen gibt! In Indien; da spannen die Götzenpriester sie vor den Wagen und fahren mit ihnen durch die Wüste. Wenn ich groß bin, will ich einmal selber hin. Da ist es vieltausendmal schöner als hier bei uns; da gibt es gar keinen Winter. Du mußt auch mit mir. Willst du?“

„Ja“, sagte Elisabeth; „aber Mutter muß dann auch mit und deine Mutter auch.“

„Nein“, sagte Reinhard, „die sind dann zu alt, die können nicht mit.“

„Ich darf aber nicht allein.“

„Du sollst schon dürfen; du wirst dann wirklich meine Frau, und dann haben die andern dir nichts zu befehlen.“

„Aber meine Mutter wird weinen.“

„Wir kommen ja wieder“, sagte Reinhard heftig; „sag' es nur geradeheraus, willst du mit mir reisen? Sonst geh' ich allein; und dann komme ich nimmer wieder.“

Der Kleinen kam das Weinen nahe. „Mach' nur nicht so böse Augen“, sagte sie; „ich will ja mit nach Indien.“

Reinhard faßte sie mit ausgelassener Freude bei beiden Händen und zog sie hinaus auf die Wiese. „Nach Indien, nach Indien“, sang er und schwenkte sich mit ihr im Kreise, daß ihr das rote Tüchelchen vom Halse flog. Dann aber ließ er sie plötzlich los und sagte ernst: „Es wird doch nichts daraus werden; du hast keine Courage.“

— — „Elisabeth! Reinhard!“ rief es jetzt von der Gartenpforte. „Hier! Hier!“ antworteten die Kinder und sprangen Hand in Hand nach Hause.

Im Walde.

So lebten die Kinder zusammen; sie war ihm oft zu still, er war ihr oft zu heftig, aber sie ließen deshalb nicht voneinander; fast alle Freistunden teilten sie, winters in den beschränkten Zimmern ihrer Mütter, sommers in Busch

und Feld. — Als Elisabeth einmal in Reinhards Gegenwart von dem Schullehrer gescholten wurde, stieß er seine Tafel zornig auf den Tisch, um den Eifer des Mannes auf sich zu lenken. Es wurde nicht bemerkt. Aber Reinhard verlor alle Aufmerksamkeit an den geographischen Vorträgen; statt dessen verfaßte er ein langes Gedicht; darin verglich er sich selbst mit einem jungen Adler, den Schulmeister mit einer grauen Krähe, Elisabeth war die weiße Taube; der Adler gelobte an der grauen Krähe Rache zu nehmen, sobald ihm die Flügel gewachsen sein würden. Dem jungen Dichter standen die Tränen in den Augen; er kam sich sehr erhaben vor. Als er nach Hause gekommen war, wußte er sich einen kleinen Pergamentband mit vielen weißen Blättern zu verschaffen; auf die ersten Seiten schrieb er mit sorgsamer Hand sein erstes Gedicht. — Bald darauf kam er in eine andere Schule; hier schloß er manche neue Kameradschaft mit Knaben seines Alters; aber sein Verkehr mit Elisabeth wurde dadurch nicht gestört. Von den Märchen, welche er ihr sonst erzählt und wieder erzählt hatte, fing er jetzt an, die, welche ihr am besten gefallen hatten, aufzuschreiben; dabei wandelte ihn oft die Lust an, etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten; aber er wußte nicht weshalb, er konnte immer nicht dazu gelangen. So schrieb er sie genau auf, wie er sie selber gehört hatte. Dann gab er die Blätter an Elisabeth, die sie in einem Schubfach ihrer Schatulle sorgfältig aufbewahrte; und es gewährte ihm eine anmutige Befriedigung, wenn er sie mitunter abends diese Geschichten in seiner Gegenwart aus den von ihm geschriebenen Heften ihrer Mutter vorlesen hörte.

Sieben Jahre waren vorüber. Reinhard sollte zu seiner weiteren Ausbildung die Stadt verlassen. Elisabeth konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß es nun eine Zeit ganz ohne Reinhard geben werde. Es freute sie, als er eines Tages sagte, er werde, wie sonst, Märchen für sie aufschreiben; er wolle sie ihr mit den Briefen an seine Mutter schicken; sie müsse ihm dann wieder schreiben, wie sie ihr gefallen hätten. Die Abreise rückte heran; vorher

aber kam noch mancher Reim in den Pergamentband. Das allein war für Elisabeth ein Geheimnis, obgleich sie die Veranlassung zu dem ganzen Buche und zu den meisten Liedern war, welche nach und nach fast die Hälfte der weißen Blätter gefüllt hatten. 5

Es war im Juni; Reinhard sollte am andern Tage reisen. Nun wollte man noch einmal einen festlichen Tag zusammen begehen. Dazu wurde eine Landpartie nach einer der nahe belegenen Holzungen in größerer Gesellschaft veranstaltet. Der stundenlange Weg bis an den 10 Saum des Waldes wurde zu Wagen zurückgelegt; dann nahm man die Proviantkörbe herunter und marschierte weiter. Ein Tannengehölz mußte zuerst durchwandert werden; es war kühl und dämmerig und der Boden überall mit feinen Nadeln bestreut. Nach halbstündigem 15 Wandern kam man aus dem Tannendunkel in eine frische Buchenwaldung; hier war alles licht und grün, mitunter brach ein Sonnenstrahl durch die blätterreichen Zweige; ein Eichkätzchen sprang über ihren Köpfen von Ast zu Ast. — Auf einem Platze, über welchem uralte Buchen mit ihren 20 Kronen zu einem durchsichtigen Laubgewölbe zusammenwuchsen, machte die Gesellschaft Halt. Elisabeths Mutter öffnete einen der Körbe; ein alter Herr warf sich zum Proviantmeister auf. „Alle um mich herum, ihr jungen Vögel!" rief er, „und merket genau, was ich euch zu sagen 25 habe. Zum Frühstück erhält jetzt ein jeder von euch zwei trockene Wecken; die Butter ist zu Hause geblieben, die Zukost müßt ihr euch selber suchen. Es stehen genug Erdbeeren im Walde, das heißt, für den, der sie zu finden weiß. Wer ungeschickt ist, muß sein Brot trocken essen; 30 so geht es überall im Leben. Habt ihr meine Rede begriffen?"

„Jawohl!" riefen die Jungen.

„Ja seht", sagte der Alte, „sie ist aber noch nicht zu Ende. Wir Alten haben uns im Leben schon genug umher- 35 getrieben; darum bleiben wir jetzt zu Haus, das heißt, hier unter diesen breiten Bäumen, und schälen die Kartoffeln und machen Feuer und rüsten die Tafel, und wenn

die Uhr zwölf ist, sollen auch die Eier gekocht werden. Dafür seid ihr uns von euren Erdbeeren die Hälfte schuldig, damit wir auch einen Nachtisch servieren können. Und nun geht nach Ost und West und seid ehrlich!"

5 Die Jungen machten allerlei schelmische Gesichter. „Halt!" rief der alte Herr noch einmal. „Das brauche ich euch wohl nicht zu sagen, wer keine findet, braucht auch keine abzuliefern; aber das schreibt euch wohl hinter eure feinen Ohren, von uns Alten bekommt er auch nichts. 10 Und nun habt ihr für diesen Tag gute Lehren genug; wenn ihr nun noch Erdbeeren dazu habt, so werdet ihr für heute schon durchs Leben kommen."

Die Jungen waren derselben Meinung und begannen sich paarweise auf die Fahrt zu machen.

15 „Komm, Elisabeth", sagte Reinhard, „ich weiß einen Erdbeerenschlag; du sollst kein trockenes Brot essen."

Elisabeth knüpfte die grünen Bänder ihres Strohhutes zusammen und hing ihn über den Arm. „So komm", sagte sie, „der Korb ist fertig."

20 Dann gingen sie in den Wald hinein, tiefer und tiefer; durch feuchte, undurchdringliche Baumschatten, wo alles still war, nur unsichtbar über ihnen in den Lüften das Geschrei der Falken; dann wieder durch dichtes Gestrüpp, so dicht, daß Reinhard vorangehen mußte, um einen Pfad 25 zu machen, hier einen Zweig zu knicken, dort eine Ranke beiseite zu biegen. Bald aber hörte er hinter sich Elisabeth seinen Namen rufen. Er wandte sich um. „Reinhard!" rief sie, „warte doch, Reinhard!" Er konnte sie nicht gewahr werden; endlich sah er sie in einiger Ent-30 fernung mit den Sträuchern kämpfen; ihr feines Köpfchen schwamm nur kaum über den Spitzen der Farrenkräuter. Nun ging er noch einmal zurück und führte sie durch das Wirrnis der Kräuter und Stauden auf einen freien Platz hinaus, wo blaue Falter zwischen den einsamen Wald-35 blumen flatterten. Reinhard strich ihr die feuchten Haare aus dem erhitzten Gesichtchen; dann wollte er ihr den Strohhut aufsetzen und sie wollte es nicht leiden; dann aber bat er sie, und dann ließ sie es doch geschehen.

„Wo bleiben denn aber deine Erdbeeren?" fragte sie endlich, indem sie stehenblieb und einen tiefen Atemzug tat.

„Hier haben sie gestanden", sagte er; „aber die Kröten sind uns zuvorgekommen, oder die Marder, oder vielleicht die Elfen." 5

„Ja", sagte Elisabeth, „die Blätter stehen noch da; aber sprich hier nicht von Elfen. Komm nur, ich bin noch gar nicht müde; wir wollen weiter suchen."

Vor ihnen war ein kleiner Bach, jenseit wieder der Wald. Reinhard hob Elisabeth auf seine Arme und trug 10 sie hinüber. Nach einer Weile traten sie aus dem schattigen Laube wieder in eine weite Lichtung hinaus. „Hier müssen Erdbeeren sein", sagte das Mädchen, „es duftet so süß."

Sie gingen suchend durch den sonnigen Raum; aber sie fanden keine. „Nein", sagte Reinhard, „es ist nur der 15 Duft des Heidekrautes."

Himbeerbüsche und Hülsendorn standen überall durcheinander; ein starker Geruch von Heidekräutern, welche abwechselnd mit kurzem Grase die freien Stellen des Bodens bedeckten, erfüllte die Luft. „Hier ist es einsam", 20 sagte Elisabeth; „wo mögen die andern sein?"

An den Rückweg hatte Reinhard nicht gedacht. „Warte nur; woher kommt der Wind?" sagte er und hob seine Hand in die Höhe. Aber es kam kein Wind.

„Still", sagte Elisabeth, „mich dünkt, ich hörte sie spre- 25 chen. Rufe einmal dahinunter."

Reinhard rief durch die hohle Hand: „Kommt hieher!" — „Hieher!" rief es zurück.

„Sie antworten!" sagte Elisabeth und klatschte in die Hände. 30

„Nein, es war nichts, es war nur der Widerhall."

Elisabeth faßte Reinhards Hand. „Mir graut!" sagte sie.

„Nein", sagte Reinhard, „das muß es nicht. Hier ist es prächtig. Setz' dich dort in den Schatten zwischen die Kräuter. Laß uns eine Weile ausruhen; wir finden die 35 andern schon."

Elisabeth setzte sich unter eine überhängende Buche und lauschte aufmerksam nach allen Seiten; Reinhard saß

einige Schritte davon auf einem Baumstumpf und sah schweigend nach ihr hinüber. Die Sonne stand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine, goldglänzende, stahlblaue Fliegen standen flügelschwingend in
5 der Luft; rings um sie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreischen der andern Waldvögel.

„Horch“, sagte Elisabeth, „es läutet.“

10 „Wo?“ fragte Reinhard.

„Hinter uns. Hörst du? Es ist Mittag.“

„Dann liegt hinter uns die Stadt; und wenn wir in dieser Richtung gerade durchgehen, so müssen wir die andern treffen.“

15 So traten sie ihren Rückweg an; das Erdbeerensuchen hatten sie aufgegeben, denn Elisabeth war müde geworden. Endlich klang zwischen den Bäumen hindurch das Lachen der Gesellschaft; dann sahen sie auch ein weißes Tuch am Boden schimmern, das war die Tafel, und darauf standen
20 Erdbeeren in Hülle und Fülle. Der alte Herr hatte eine Serviette im Knopfloch und hielt den Jungen die Fortsetzung seiner moralischen Reden, während er eifrig an einem Braten herumtranchierte.

„Da sind die Nachzügler“, riefen die Jungen, als sie
25 Reinhard und Elisabeth durch die Bäume kommen sahen.

„Hieher!“ rief der alte Herr, „Tücher ausgeleert, Hüte umgekehrt! Nun zeigt her, was ihr gefunden habt.“

„Hunger und Durst!“ sagte Reinhard.

„Wenn das alles ist“, erwiderte der Alte und hob ihnen
30 die volle Schüssel entgegen, „so müßt ihr es auch behalten. Ihr kennt die Abrede; hier werden keine Müßiggänger gefüttert.“ Endlich ließ er sich aber doch erbitten, und nun wurde Tafel gehalten; dazu schlug die Drossel aus den Wacholderbüschen.

35 So ging der Tag hin. — Reinhard hatte aber doch etwas gefunden; waren es keine Erdbeeren, so war es doch auch im Walde gewachsen. Als er nach Hause gekommen war, schrieb er in seinen alten Pergamentband:

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt in Thymiane, 5
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so klug darein; 10
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen 15
Der Waldeskönigin.

So war sie nicht allein sein Schützling; sie war ihm auch der Ausdruck für alles Liebliche und Wunderbare seines aufgehenden Lebens.

Da stand das Kind am Wege. 20

Weinachtabend kam heran. — Es war noch nachmittags, als Reinhard mit andern Studenten im Ratskeller am alten Eichentisch zusammensaß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es schon; aber die Gäste waren sparsam versammelt, die 25 Kellner lehnten müßig an den Mauerpfeilern. In einem Winkel des Gewölbes saßen ein Geigenspieler und ein Zithermädchen mit feinen zigeunerhaften Zügen; sie hatten ihre Instrumente auf dem Schoße liegen und schienen teilnahmlos vor sich hinzusehen. 30

Am Studententische knallte ein Champagnerpfropfen. „Trinke, mein böhmisch Liebchen!“ rief ein junger Mann von junkerhaftem Äußern, indem er ein volles Glas zu dem Mädchen hinüberreichte.

„Ich mag nicht“, sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern. 35

„So singe!“ rief der Junker und warf ihr eine Silbermünze in den Schoß. Das Mädchen strich sich langsam mit den Fingern durch ihr schwarzes Haar, während der Geigenspieler ihr ins Ohr flüsterte; aber sie warf den Kopf zurück und stützte das Kinn auf ihre Zither. „Für den spiel' ich nicht“, sagte sie.

Reinhard sprang mit dem Glase in der Hand auf und stellte sich vor sie.

„Was willst du?“ fragte sie trotzig.

„Deine Augen sehen.“

„Was gehen dich meine Augen an?“

Reinhard sah funkelnd auf sie nieder. „Ich weiß wohl, sie sind falsch!“ — Sie legte ihre Wange in die flache Hand und sah ihn lauernd an. Reinhard hob sein Glas an den Mund. „Auf deine schönen, sündhaften Augen!“ sagte er und trank.

Sie lachte und warf den Kopf herum. „Gib!“ sagte sie, und indem sie ihre schwarzen Augen in die seinen heftete, trank sie langsam den Rest. Dann griff sie einen Dreiklang und sang mit tiefer, leidenschaftlicher Stimme:

> Heute, nur heute
> Bin ich so schön;
> Morgen, ach morgen
> Muß alles vergehn!
> Nur diese Stunde
> Bist du noch mein;
> Sterben, ach sterben
> Soll ich allein.

Während der Geigenspieler in raschem Tempo das Nachspiel einsetzte, gesellte sich ein neuer Ankömmling zu der Gruppe.

„Ich wollte dich abholen, Reinhard“, sagte er. „Du warst schon fort; aber das Christkind war bei dir eingekehrt.“

„Das Christkind?“ sagte Reinhard, „das kommt nicht mehr zu mir.“

„Ei was! Dein ganzes Zimmer roch nach Tannenbaum und braunen Kuchen.“

Reinhard setzte das Glas aus der Hand und griff nach seiner Mütze.

„Was willst du?“ fragte das Mädchen.

„Ich komme schon wieder.“

Sie runzelte die Stirn. „Bleib!“ rief sie leise und sah ihn vertraulich an. 5

Reinhard zögerte. „Ich kann nicht“, sagte er.

Sie stieß ihn lachend mit der Fußspitze. „Geh!“ sagte sie. „Du taugst nichts; ihr taugt alle miteinander nichts.“ Und während sie sich abwandte, stieg Reinhard langsam 10 die Kellertreppe hinauf.

Draußen auf der Straße war es tiefe Dämmerung; er fühlte die frische Winterluft an seiner heißen Stirn. Hie und da fiel der helle Schein eines brennenden Tannenbaums aus den Fenstern, dann und wann hörte man 15 von drinnen das Geräusch von kleinen Pfeifen und Blechtrompeten und dazwischen jubelnde Kinderstimmen. Scharen von Bettelkindern gingen von Haus zu Haus, oder stiegen auf die Treppengeländer und suchten durch die Fenster einen Blick in die versagte Herrlichkeit zu gewinnen. 20 Mitunter wurde auch eine Tür plötzlich aufgerissen, und scheltende Stimmen trieben einen ganzen Schwarm solcher kleinen Gäste aus dem hellen Hause auf die dunkle Gasse hinaus; anderswo wurde auf dem Hausflur ein altes Weihnachtslied gesungen; es waren klare Mädchen- 25 stimmen darunter. Reinhard hörte sie nicht, er ging rasch an allem vorüber, aus einer Straße in die andere. Als er an seine Wohnung gekommen, war es fast völlig dunkel geworden; er stolperte die Treppe hinauf und trat in seine Stube. Ein süßer Duft schlug ihm entgegen; das heimelte 30 ihn an, das roch wie zu Haus der Mutter Weihnachtsstube. Mit zitternder Hand zündete er sein Licht an; da lag ein mächtiges Packet auf dem Tisch, und als er es öffnete, fielen die wohlbekannten, braunen Festkuchen heraus; auf einigen waren die Anfangsbuchstaben seines 35 Namens in Zucker ausgestreut; das konnte niemand anders als Elisabeth getan haben. Dann kam ein Päckchen mit feiner, gestickter Wäsche zum Vorschein, Tücher und Man-

schetten, zuletzt Briefe von der Mutter und von Elisabeth. Reinhard öffnete zuerst den letzteren; Elisabeth schrieb:

„Die schönen Zuckerbuchstaben können dir wohl erzählen, wer bei den Kuchen mitgeholfen hat; dieselbe Person
5 hat die Manschetten für dich gestickt. Bei uns wird es nun Weihnachtabend sehr still werden; meine Mutter stellt immer schon um halb zehn ihr Spinnrad in die Ecke; es ist gar so einsam diesen Winter, wo du nicht hier bist. Nun ist auch vorigen Sonntag der Hänfling gestorben, den
10 du mir geschenkt hattest; ich habe sehr geweint, aber ich hab' ihn doch immer gut gewartet. Der sang sonst immer nachmittags, wenn die Sonne auf sein Bauer schien; du weißt, die Mutter hing oft ein Tuch über, um ihn zu geschweigen[1], wenn er so recht aus Kräften sang. Da ist es
15 nun noch stiller in der Kammer, nur daß dein alter Freund Erich uns jetzt mitunter besucht. Du sagtest einmal, er sähe seinem braunen Überrock ähnlich. Daran muß ich nun immer denken, wenn er zur Tür hereinkommt, und es ist gar zu komisch; sag' es aber nicht zur Mutter, sie
20 wird dann leicht verdrießlich. — Rat', was ich deiner Mutter zu Weihnachten schenke! Du rätst es nicht? Mich selber! Der Erich zeichnet mich in schwarzer Kreide; ich habe ihm schon dreimal sitzen müssen, jedesmal eine ganze Stunde. Es war mir recht zuwider, daß der fremde Mensch
25 mein Gesicht so auswendig lernte. Ich wollte auch nicht, aber die Mutter redete mir zu; sie sagte: es würde der guten Frau Werner eine gar große Freude machen.

Aber du hältst nicht Wort, Reinhard. Du hast keine Märchen geschickt. Ich habe dich oft bei deiner Mutter
30 verklagt; sie sagt dann immer, du habest jetzt mehr zu tun als solche Kindereien. Ich glaub' es aber nicht; es ist wohl anders."

Nun las Reinhard auch den Brief seiner Mutter, und als er beide Briefe gelesen und langsam wieder zusammen-
35 gefaltet und weggelegt hatte, überfiel ihn unerbittliches Heimweh. Er ging eine Zeitlang in seinem Zimmer auf

---

[1] Zum Schweigen zu bringen.

und nieder; er sprach leise und dann halbverständlich zu sich selbst:

> Er wäre fast verirret
> Und wußte nicht hinaus;
> Da stand das Kind am Wege 5
> Und winkte ihm nach Haus!

Dann trat er an sein Pult, nahm einiges Geld heraus und ging wieder auf die Straße hinab. — Hier war es mittlerweile stiller geworden; die Weihnachtsbäume waren ausgebrannt, die Umzüge der Kinder hatten aufgehört. 10 Der Wind fegte durch die einsamen Straßen; Alte und Junge saßen in ihren Häusern familienweise zusammen; der zweite Abschnitt des Weihnachtabends hatte begonnen. —

Als Reinhard in die Nähe des Ratskellers kam, hörte 15 er aus der Tiefe herauf Geigenstrich und den Gesang des Zithermädchens; nun klingelte unten die Kellertüre, und eine dunkle Gestalt schwankte die breite, matt erleuchtete Treppe herauf. Reinhard trat in den Häuserschatten und ging dann rasch vorüber. Nach einer Weile erreichte er 20 den erleuchteten Laden eines Juweliers; und, nachdem er hier ein kleines Kreuz von roten Korallen eingehandelt hatte, ging er auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder zurück.

Nicht weit von seiner Wohnung bemerkte er ein kleines, 25 in klägliche Lumpen gehülltes Mädchen an einer hohen Haustür stehen, in vergeblicher Bemühung, sie zu öffnen. „Soll ich dir helfen?" sagte er. Das Kind erwiderte nichts, ließ aber die schwere Türklinke fahren. Reinhard hatte schon die Tür geöffnet. „Nein", sagte er, „sie könnten dich 30 hinausjagen; komm mit mir! Ich will dir Weihnachtskuchen geben." Dann machte er die Tür wieder zu und faßte das kleine Mädchen an der Hand, das stillschweigend mit ihm in seine Wohnung ging.

Er hatte das Licht beim Weggehen brennen lassen. 35 „Hier hast du Kuchen", sagte er und gab ihr die Hälfte seines ganzen Schatzes in ihre Schürze, nur keine mit den Zuckerbuchstaben. „Nun geh' nach Hause und gib deiner

Mutter auch davon." Das Kind sah mit einem scheuen Blick zu ihm hinauf; es schien solcher Freundlichkeit ungewohnt und nichts darauf erwidern zu können. Reinhard machte die Tür auf und leuchtete ihr, und nun flog 5 die Kleine wie ein Vogel mit ihren Kuchen die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

Reinhard schürte das Feuer in seinem Ofen an und stellte das bestaubte Dintenfaß auf seinen Tisch; dann setzte er sich hin und schrieb, und schrieb die ganze Nacht Briefe 10 an seine Mutter, an Elisabeth. Der Rest der Weihnachtskuchen lag unberührt neben ihm; aber die Manschetten von Elisabeth hatte er angeknüpft, was sich gar wunderlich zu seinem weißen Flausrock ausnahm. So saß er noch, als die Wintersonne auf die gefrorenen Fensterscheiben fiel 15 und ihm gegenüber im Spiegel ein blasses, ernstes Antlitz zeigte.

Daheim.

Als es Ostern geworden war, reiste Reinhard in die Heimat. Am Morgen nach seiner Ankunft ging er zu Eli- 20 sabeth. „Wie groß du geworden bist", sagte er, als das schöne, schmächtige Mädchen ihm lächelnd entgegenkam. Sie errötete, aber sie erwiderte nichts; ihre Hand, die er beim Willkommen in die seine genommen, suchte sie ihm sanft zu entziehen. Er sah sie zweifelnd an; das hatte sie 25 früher nicht getan; nun war es, als trete etwas Fremdes zwischen sie. — Das blieb auch, als er schon länger dagewesen und als er Tag für Tag immer wiedergekommen war. Wenn sie allein zusammensaßen, entstanden Pausen, die ihm peinlich waren und denen er dann ängstlich zuvor- 30 zukommen suchte. Um während der Ferienzeit eine bestimmte Unterhaltung zu haben, fing er an, Elisabeth in der Botanik zu unterrichten, womit er sich in den ersten Monaten seines Universitätslebens angelegentlich beschäftigt hatte. Elisabeth, die ihm in allem zu folgen gewohnt 35 und überdies lehrhaft war, ging bereitwillig darauf ein. Nun wurden mehrere Male in der Woche Exkursionen

ins Feld oder in die Heiden gemacht; und hatten sie dann mittags die grüne Botanisierkapsel voll Kraut und Blumen nach Hause gebracht, so kam Reinhard einige Stunden später wieder, um mit Elisabeth den gemeinschaftlichen Fund zu ordnen und zu teilen. 5

In solcher Absicht trat er eines Nachmittags ins Zimmer, als Elisabeth am Fenster stand und ein vergoldetes Vogelbauer, das er sonst nicht dort gesehen, mit frischem Hühnerschwarm[1] besteckte. Im Bauer saß ein Kanarienvogel, der mit den Flügeln schlug und kreischend nach Elisabeths 10 Finger pickte. Sonst hatte Reinhards Vogel an dieser Stelle gehangen. „Hat mein armer Hänfling sich nach seinem Tode in einen Goldfinken verwandelt?“ fragte er heiter.

„Das pflegen die Hänflinge nicht“, sagte die Mutter, 15 welche spinnend im Lehnstuhle saß. „Ihr Freund Erich hat ihn heut mittag für Elisabeth von seinem Hofe hereingeschickt.“

„Von welchem Hofe?“

„Das wissen Sie nicht?“ 20

„Was denn?“

„Daß Erich seit einem Monat den zweiten Hof seines Vaters am Immensee angetreten hat?“

„Aber Sie haben mir kein Wort davon gesagt.“

„Ei“, sagte die Mutter, „Sie haben sich auch noch mit 25 keinem Worte nach Ihrem Freunde erkundigt. Er ist ein gar lieber, verständiger junger Mann.“

Die Mutter ging hinaus, um den Kaffee zu besorgen; Elisabeth hatte Reinhard den Rücken zugewandt und war noch mit dem Bau ihrer kleinen Laube beschäftigt. „Bitte, 30 nur ein kleines Weilchen“, sagte sie; „gleich bin ich fertig.“ — Da Reinhard wider seine Gewohnheit nicht antwortete, so wandte sie sich um. In seinen Augen lag ein plötzlicher Ausdruck von Kummer, den sie nie darin gewahrt hatte. „Was fehlt dir, Reinhard?“ fragte sie, indem sie 35 nahe zu ihm trat.

---

[1] Die auch Hühnerbiß genannte Pflanze.

„Mir?“ sagte er gedankenlos und ließ seine Augen träumerisch in den ihren ruhen.

„Du siehst so traurig aus.“

„Elisabeth“, sagte er, „ich kann den gelben Vogel nicht
5 leiden.“

Sie sah ihn staunend an; sie verstand ihn nicht. „Du bist so sonderbar“, sagte sie.

Er nahm ihre beiden Hände, die sie ruhig in den seinen ließ. Bald trat die Mutter wieder herein.

10 Nach dem Kaffee setzte diese sich an ihr Spinnrad; Reinhard und Elisabeth gingen ins Nebenzimmer, um ihre Pflanzen zu ordnen. Nun wurden Staubfäden gezählt, Blätter und Blüten sorgfältig ausgebreitet und von jeder Art zwei Exemplare zum Trocknen zwischen die
15 Blätter eines großen Folianten gelegt. Es war sonnige Nachmittagsstille; nur nebenan schnurrte der Mutter Spinnrad und von Zeit zu Zeit wurde Reinhards gedämpfte Stimme gehört, wenn er die Ordnungen und Klassen der Pflanzen nannte oder Elisabeths ungeschickte
20 Aussprache der lateinischen Namen korrigierte.

„Mir fehlt noch von neulich die Maiblume“, sagte sie jetzt, als der ganze Fund bestimmt und geordnet war.

Reinhard zog einen kleinen, weißen Pergamentband aus der Tasche. „Hier ist ein Maiblumenstengel für dich“,
25 sagte er, indem er die halbgetrocknete Pflanze herausnahm.

Als Elisabeth die beschriebenen Blätter sah, fragte sie: „Hast du wieder Märchen gedichtet?“

„Es sind keine Märchen“, antwortete er und reichte ihr das Buch.

30 Es waren lauter Verse, die meisten füllten höchstens eine Seite. Elisabeth wandte ein Blatt nach dem andern um; sie schien nur die Überschriften zu lesen. „Als sie vom Schulmeister gescholten war.“ „Als sie sich im Walde verirrt hatten.“ „Mit dem Ostermärchen.“ „Als sie mir
35 zum erstenmal geschrieben hatte“; in der Weise lauteten fast alle. Reinhard blickte forschend zu ihr hin, und indem sie immer weiter blätterte, sah er, wie zuletzt auf ihrem klaren Antlitz ein zartes Rot hervorbrach und es

allmählich ganz überzog. Er wollte ihre Augen sehen; aber Elisabeth sah nicht auf und legte das Buch am Ende schweigend vor ihm hin.

„Gib es mir nicht so zurück!“ sagte er.

Sie nahm ein braunes Reis aus der Blechkapsel. „Ich will dein Lieblingskraut hineinlegen“, sagte sie und gab ihm das Buch in seine Hände. — —

Endlich kam der letzte Tag der Ferienzeit und der Morgen der Abreise. Auf ihre Bitte erhielt Elisabeth von der Mutter die Erlaubnis, ihren Freund an den Postwagen zu begleiten, der einige Straßen von ihrer Wohnung seine Station hatte. Als sie vor die Haustür traten, gab Reinhard ihr den Arm; so ging er schweigend neben dem schlanken Mädchen her. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto mehr war es ihm, er habe ihr, ehe er auf so lange Abschied nehme, etwas Notwendiges mitzuteilen — etwas, wovon aller Wert und alle Lieblichkeit seines künftigen Lebens abhänge, und doch konnte er sich des erlösenden Wortes nicht bewußt werden. Das ängstigte ihn; er ging immer langsamer.

„Du kommst zu spät“, sagte sie, es hat schon zehn geschlagen auf Sankt Marien.“

Er ging aber darum nicht schneller. Endlich sagte er stammelnd: „Elisabeth, du wirst mich nun in zwei Jahren gar nicht sehen — — wirst du mich wohl noch ebenso lieb haben wie jetzt, wenn ich wieder da bin?“

Sie nickte und sah ihm freundlich ins Gesicht. – „Ich habe dich auch verteidigt“, sagte sie nach einer Pause.

„Mich? Gegen wen hattest du das nötig?“

„Gegen meine Mutter. Wir sprachen gestern abend, als du weggegangen warst, noch lange über dich. Sie meinte, du seiest nicht mehr so gut, wie du gewesen.“

Reinhard schwieg einen Augenblick; dann aber nahm er ihre Hand in die seine, und, indem er ihr ernst in ihre Kinderaugen blickte, sagte er: „Ich bin noch ebenso gut, wie ich gewesen bin; glaube du das nur fest! Glaubst du es, Elisabeth?“

„Ja“, sagte sie. Er ließ ihre Hand los und ging rasch

mit ihr durch die letzte Straße. Je näher ihm der Abschied kam, desto freudiger ward sein Gesicht; er ging ihr fast zu schnell.

„Was hast du, Reinhard?" fragte sie.

5 „Ich habe ein Geheimnis, ein schönes!" sagte er und sah sie mit leuchtenden Augen an. „Wenn ich nach zwei Jahren wieder da bin, dann sollst du es erfahren."

Mittlerweile hatten sie den Postwagen erreicht; es war noch eben Zeit genug. Noch einmal nahm Reinhard 10 ihre Hand. „Leb wohl!" sagte er, „leb wohl, Elisabeth. Vergiß es nicht."

Sie schüttelte mit dem Kopf. „Leb wohl!" sagte sie. Reinhard stieg hinein, und die Pferde zogen an.

Als der Wagen um die Straßenecke rollte, sah er noch 15 einmal ihre liebe Gestalt, wie sie langsam den Weg zurückging.

Ein Brief.

Fast zwei Jahre nachher saß Reinhard vor seiner Lampe zwischen Büchern und Papieren in Erwartung eines 20 Freundes, mit welchem er gemeinschaftliche Studien übte. Man kam die Treppe herauf. „Herein!" — Es war die Wirtin. „Ein Brief für Sie, Herr Werner!" Dann entfernte sie sich wieder.

Reinhard hatte seit seinem Besuch in der Heimat nicht 25 an Elisabeth geschrieben und von ihr keinen Brief mehr erhalten. Auch dieser war nicht von ihr; es war die Hand seiner Mutter. Reinhard brach und las, und bald las er folgendes:

„In deinem Alter, mein liebes Kind, hat noch fast 30 jedes Jahr sein eigenes Gesicht: denn die Jugend läßt sich nicht ärmer machen. Hier ist auch manches anders geworden, was dir wohl erstan[1] weh tun wird, wenn ich dich sonst recht verstanden habe. Erich hat sich gestern endlich das Jawort von Elisabeth geholt, nachdem er in 35 dem letzten Vierteljahr zweimal vergebens angefragt hatte.

[1] Soviel wie: zuerst.

Sie hat sich immer nicht dazu entschließen können; nun hat sie es endlich doch getan; sie ist auch noch gar so jung. Die Hochzeit soll bald sein, und die Mutter wird dann mit ihnen fortgehen."

Immensee. 5

Wiederum waren Jahre vorüber. — Auf einem abwärts führenden, schattigen Waldwege wanderte an einem warmen Frühlingsnachmittage ein junger Mann mit kräftigem, gebräuntem Antlitz. Mit seinen ernsten, grauen Augen sah er gespannt in die Ferne, als erwarte er end- 10 lich eine Veränderung des einförmigen Weges, die jedoch immer nicht eintreten wollte. Endlich kam ein Karrenfuhrwerk langsam von unten herauf. „Holla! guter Freund", rief der Wanderer dem nebengehenden Bauer zu, „geht's hier recht nach Immensee?" 15

„Immer grad' aus", antwortete der Mann und rückte an seinem Rundhute.

„Hat's denn noch weit bis dahin?"

„Der Herr ist dicht davor. Keine halbe Pfeif' Toback, so haben's den See; das Herrenhaus liegt hart daran." 20

Der Bauer fuhr vorüber; der andere ging eiliger unter den Bäumen entlang. Nach einer Viertelstunde hörte ihm zur Linken plötzlich der Schatten auf; der Weg führte an einem Abhang, aus dem die Gipfel hundertjähriger Eichen nur kaum hervorragten. Über sie hinweg 25 öffnete sich eine weite, sonnige Landschaft. Tief unten lag der See, ruhig, dunkelblau, fast ringsum von grünen, sonnbeschienenen Wäldern umgeben; nur an einer Stelle traten sie auseinander und gewährten eine tiefe Fernsicht, bis auch diese durch blaue Berge geschlossen wurde. 30 Quer gegenüber, mitten in dem grünen Laub der Wälder, lag es wie Schnee darüber her; das waren blühende Obstbäume, und daraus hervor auf dem hohen Ufer erhob sich das Herrenhaus, weiß mit roten Ziegeln. Ein Storch flog vom Schornstein auf und kreiste langsam über 35 dem Wasser. — „Immensee!" rief der Wanderer. Es war fast, als hätte er jetzt das Ziel seiner Reise erreicht;

denn er stand unbeweglich und sah über die Gipfel der Bäume zu seinen Füßen hinüber ans andere Ufer, wo das Spiegelbild des Herrenhauses leise schaukelnd auf dem Wasser schwamm. Dann setzte er plötzlich seinen Weg fort.

5 Es ging jetzt fast steil den Berg hinab, so daß die untenstehenden Bäume wieder Schatten gewährten, zugleich aber die Aussicht auf den See verdeckten, der nur zuweilen zwischen den Lücken der Zweige hindurchblitzte. Bald ging es wieder sanft empor, und nun verschwand rechts 10 und links die Holzung; statt dessen streckten sich dichtbelaubte Weinhügel am Wege entlang; zu beiden Seiten desselben standen blühende Obstbäume voll summender, wühlender Bienen. Ein stattlicher Mann in braunem Überrock kam dem Wanderer entgegen. Als er ihn fast 15 erreicht hatte, schwenkte er seine Mütze und rief mit heller Stimme: „Willkommen, willkommen, Bruder Reinhard! Willkommen auf Gut Immensee!“

„Gott grüß dich, Erich, und Dank für dein Willkommen!“ rief ihm der andere entgegen.

20 Dann waren sie zueinander gekommen und reichten sich die Hände. „Bist du es denn aber auch?“ sagte Erich, als er so nahe in das ernste Gesicht seines alten Schulkameraden sah.

„Freilich bin ich's, Erich, und du bist es auch; nur 25 siehst du noch fast heiterer aus, als du schon sonst immer getan hast.“

Ein frohes Lächeln machte Erichs einfache Züge bei diesen Worten noch um vieles heiterer. „Ja, Bruder Reinhard“, sagte er, diesem noch einmal seine Hand 30 reichend, „ich habe aber auch seitdem das große Los gezogen, du weißt es ja.“ Dann rieb er sich die Hände und rief vergnügt: „Das wird eine Überraschung! Den erwartet sie nicht, in alle Ewigkeit nicht!“

„Eine Überraschung?“ fragte Reinhard. „Für wen 35 denn?“

„Für Elisabeth!“

„Elisabeth! Du hast ihr nicht von meinem Besuch gesagt?“

„Kein Wort, Bruder Reinhard; sie denkt nicht an dich, die Mutter auch nicht. Ich hab' dich ganz im geheim verschrieben, damit die Freude desto größer sei. Du weißt, ich hatte immer so meine stillen Plänchen."

Reinhard wurde nachdenklich; der Atem schien ihm schwer zu werden, je näher sie dem Hofe kamen. An der linken Seite des Weges hörten nun auch die Weingärten auf und machten einem weitläuftigen Küchengarten Platz, der sich bis fast an das Ufer des Sees hinabzog. Der Storch hatte sich mittlerweile niedergelassen und spazierte gravitätisch zwischen den Gemüsebeeten umher. „Holla!" rief Erich, in die Hände klatschend, „stiehlt mir der hochbeinige Ägypter[1] schon wieder meine kurzen Erbsenstangen!" Der Vogel erhob sich langsam und flog auf das Dach eines neuen Gebäudes, das am Ende des Küchengartens lag und dessen Mauern mit aufgebundenen Pfirsich- und Aprikosenbäumen überzweigt waren. „Das ist die Spritfabrik", sagte Erich; „ich habe sie erst vor zwei Jahren angelegt. Die Wirtschaftsgebäude hat mein Vater selig neu aufsetzen lassen; das Wohnhaus ist schon von meinem Großvater gebaut worden. So kommt man immer ein bißchen weiter."

Sie waren bei diesen Worten auf einen geräumigen Platz gekommen, der an den Seiten durch die ländlichen Wirtschaftsgebäude, im Hintergrunde durch das Herrenhaus begrenzt wurde, an dessen beide Flügel sich eine hohe Gartenmauer anschloß; hinter dieser sah man die Züge dunkler Taxuswände, und hin und wieder ließen Syringenbäume ihre blühenden Zweige in den Hofraum hinunterhängen. Männer mit sonnen- und arbeitsheißen Gesichtern gingen über den Platz und grüßten die Freunde, während Erich dem einen und dem andern einen Auftrag oder eine Frage über ihr Tagewerk entgegenrief. — Dann hatten sie das Haus erreicht. Ein hoher, kühler Hausflur nahm sie auf, an dessen Ende sie links in einen etwas dunkleren Seitengang einbogen. Hier öffnete Erich eine

[1] Ägypter wegen seines Winteraufenthaltes im Nillande.

Tür, und sie traten in einen geräumigen Gartensaal, der durch das Laubgedränge, welches die gegenüberliegenden Fenster bedeckte, zu beiden Seiten mit grüner Dämmerung erfüllt war; zwischen diesen aber ließen zwei hohe, weit
5 geöffnete Flügeltüren den vollen Glanz der Frühlingssonne hereinfallen und gewährten die Aussicht in einen Garten mit gezirkelten Blumenbeeten und hohen, steilen Laubwänden, geteilt durch einen graden, breiten Gang, durch welchen man auf den See und weiter auf die gegen-
10 überliegenden Wälder hinaussah. Als die Freunde hineintraten, trug die Zugluft ihnen einen Strom von Duft entgegen.

Auf einer Terrasse vor der Gartentür saß eine weiße, mädchenhafte Frauengestalt. Sie stand auf und ging den
15 Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb sie wie angewurzelt stehen und starrte den Fremden unbeweglich an. Er streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. „Reinhard!“ rief sie, „Reinhard! Mein Gott, du bist es! — Wir haben uns lange nicht gesehen.“

20 „Lange nicht“, sagte er und konnte nichts weiter sagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen, körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, stand sie vor ihm, dieselbe leichte, zärtliche Gestalt, der er vor Jahren in seiner Vaterstadt Lebewohl gesagt
25 hatte.

Erich war mit freudestrahlendem Antlitz an der Tür zurückgeblieben. „Nun, Elisabeth“, sagte er, „gelt! den hättest du nicht erwartet, den in alle Ewigkeit nicht!“

Elisabeth sah ihn mit schwesterlichen Augen an. „Du
30 bist so gut, Erich!“ sagte sie.

Er nahm ihre schmale Hand liebkosend in die seinen. „Und nun wir ihn haben“, sagte er, „nun lassen wir ihn so bald nicht wieder los. Er ist so lange draußen gewesen; wir wollen ihn wieder heimisch machen. Schau nur, wie
35 fremd und vornehm er aussehen worden ist.“

Ein scheuer Blick Elisabeths streifte Reinhards Antlitz. „Es ist nur die Zeit, die wir nicht beisammen waren“, sagte er.

In diesem Augenblick kam die Mutter, mit einem Schlüsselkörbchen am Arm, zur Tür herein. „Herr Werner!“ sagte sie, als sie Reinhard erblickte; „ei, ein ebenso lieber als unerwarteter Gast.“ — Und nun ging die Unterhaltung in Fragen und Antworten ihren ebenen Tritt. 5
Die Frauen setzten sich zu ihrer Arbeit, und während Reinhard die für ihn bereiteten Erfrischungen genoß, hatte Erich seinen soliden Meerschaumkopf angebrannt und saß dampfend und diskurrierend an seiner Seite.

Am andern Tage mußte Reinhard mit ihm hinaus; 10
auf die Äcker, in die Weinberge, in den Hopfengarten, in die Spritfabrik. Es war alles wohl bestellt: die Leute, welche auf dem Felde und bei den Kesseln arbeiteten, hatten alle ein gesundes und zufriedenes Aussehen. Zu Mittag kam die Familie im Gartensaal zusammen, und 15
der Tag wurde dann, je nach der Muße der Wirte, mehr oder minder gemeinschaftlich verlebt. Nur die Stunden vor dem Abendessen, wie die ersten des Vormittags, blieb Reinhard arbeitend auf seinem Zimmer. Er hatte seit Jahren, wo er deren habhaft werden konnte, die im Volke leben- 20
den Reime und Lieder gesammelt und ging nun daran, seinen Schatz zu ordnen und womöglich mit neuen Aufzeichnungen aus der Umgegend zu vermehren. — Elisabeth war zu allen Zeiten sanft und freundlich; Erichs immer gleichbleibende Aufmerksamkeit nahm sie mit einer fast 25
demütigen Dankbarkeit auf, und Reinhard dachte mitunter, das heitere Kind von ehedem habe wohl eine weniger stille Frau versprochen.

Seit dem zweiten Tage seines Hierseins pflegte er abends einen Spaziergang an dem Ufer des Sees zu ma- 30
chen. Der Weg führte hart unter dem Garten vorbei. Am Ende desselben, auf einer vorspringenden Bastei, stand eine Bank unter hohen Birken; die Mutter hatte sie die Abendbank getauft, weil der Platz gegen Abend lag und des Sonnenuntergangs halber um diese Zeit am meisten 35
benutzt wurde. — Von einem Spaziergange auf diesem Wege kehrte Reinhard eines Abends zurück, als er vom Regen überrascht wurde. Er suchte Schutz unter einer am

Wasser stehenden Linde; aber die schweren Tropfen schlugen bald durch die Blätter. Durchnäßt, wie er war, ergab er sich darein und setzte langsam seinen Rückweg fort. Es war fast dunkel; der Regen fiel immer dichter. Als er sich der Abendbank näherte, glaubte er zwischen den schimmernden Birkenstämmen eine weiße Frauengestalt zu unterscheiden. Sie stand unbeweglich und, wie er beim Näherkommen zu erkennen meinte, zu ihm hingewandt, als wenn sie jemanden erwarte. Er glaubte, es sei Elisabeth. Als er aber rascher zuschritt, um sie zu erreichen und dann mit ihr zusammen durch den Garten ins Haus zurückzukehren, wandte sie sich langsam ab und verschwand in die dunkeln Seitengänge. Er konnte das nicht reimen; er war aber fast zornig auf Elisabeth, und dennoch zweifelte er, ob sie es gewesen sei; aber er scheute sich, sie danach zu fragen; ja, er ging bei seiner Rückkehr nicht in den Gartensaal, nur um Elisabeth nicht etwa durch die Gartentür hereintreten zu sehen.

Meine Mutter hat's gewollt.

Einige Tage nachher, es ging schon gegen Abend, saß die Familie, wie gewöhnlich um diese Zeit, im Gartensaal zusammen. Die Türen standen offen; die Sonne war schon hinter den Wäldern jenseit des Sees.

Reinhard wurde um die Mitteilung einiger Volkslieder gebeten, welche er am Nachmittage von einem auf dem Lande wohnenden Freunde geschickt bekommen hatte. Er ging auf sein Zimmer und kam gleich darauf mit einer Papierrolle zurück, welche aus einzelnen sauber geschriebenen Blättern zu bestehen schien.

Man setzte sich an den Tisch, Elisabeth an Reinhards Seite. „Wir lesen auf gut Glück", sagte er, „ich habe sie selber noch nicht durchgesehen."

Elisabeth rollte das Manuskript auf. „Hier sind Noten", sagte sie, „das mußt du singen, Reinhard."

Und dieser las nun zuerst einige Tiroler Schnaderhüpferl, indem er beim Lesen je zuweilen die lustige Melo-

die mit halber Stimme anklingen ließ. Eine allgemeine Heiterkeit bemächtigte sich der kleinen Gesellschaft. „Wer hat doch aber die schönen Lieder gemacht?“ fragte Elisabeth.

„Ei“, sagte Erich, „das hört man den Dingern schon an; Schneidergesellen und Friseure und derlei luftiges Gesindel.“ 5

Reinhard sagte: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun 10 und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.“

Er nahm ein anderes Blatt: „Ich stand auf hohen Bergen . . .“

„Das kenne ich!“ rief Elisabeth. „Stimme nur an, 15 Reinhard, ich will dir helfen.“ Und nun sangen sie jene Melodie, die so rätselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erdacht worden; Elisabeth mit ihrer etwas verdeckten Altstimme dem Tenor sekundierend.

Die Mutter saß inzwischen emsig an ihrer Näherei, 20 Erich hatte die Hände ineinandergelegt und hörte andächtig zu. Als das Lied zu Ende war, legte Reinhard das Blatt schweigend beiseite. — Vom Ufer des Sees herauf kam durch die Abendstille das Geläute der Herdenglocken; sie horchten unwillkürlich; da hörten sie eine klare 25 Knabenstimme singen:

Ich stand auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Tal . . .

Reinhard lächelte: „Hört ihr es wohl? So geht's von Mund zu Mund.“ 30

„Es wird oft in dieser Gegend gesungen“, sagte Elisabeth.

„Ja“, sagte Erich, „es ist der Hirtenkaspar; er treibt die Starken[1] heim.“

Sie horchten noch eine Weile, bis das Geläute oben 35 hinter den Wirtschaftsgebäuden verschwunden war. „Das

[1] Holsteinisches Wort für junge Kuh.

sind Urtöne", sagte Reinhard; „sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer sie gefunden hat."

Er zog ein neues Blatt heraus.

Es war schon dunkler geworden; ein roter Abendschein
5 lag wie Schaum auf den Wäldern jenseit des Sees. Reinhard rollte das Blatt auf, Elisabeth legte an der einen Seite ihre Hand darauf und sah mit hinein. Dann las Reinhard:

Meine Mutter hat's gewollt,
10 Den andern ich nehmen sollt';
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
15 Sie hat nicht wohl getan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all mein Stolz und Freud'
20 Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Über die braune Heid'!

Während des Lesens hatte Reinhard ein unmerkliches
25 Zittern des Papiers empfunden; als er zu Ende war, schob Elisabeth leise ihren Stuhl zurück und ging schweigend in den Garten hinab. Ein Blick der Mutter folgte ihr. Erich wollte nachgehen; doch die Mutter sagte: „Elisabeth hat draußen zu tun." So unterblieb es.

30 Draußen aber legte sich der Abend mehr und mehr über Garten und See, die Nachtschmetterlinge schossen surrend an den offenen Türen vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Gesträuche immer stärker hereindrang; vom Wasser herauf kam das Geschrei der Frösche,
35 unter den Fenstern schlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andere; der Mond sah über die Bäume. Reinhard blickte noch eine Weile auf die Stelle, wo Elisabeths feine Gestalt zwischen den Laubgängen verschwunden war;

dann rollte er sein Manuskript zusammen, grüßte die Anwesenden und ging durchs Haus an das Wasser hinab.

Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte desselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter 5 schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Atmen der Sommernacht. Reinhard ging immer am Ufer entlang. Einen Steinwurf vom Lande konnte er eine weiße Wasserlilie erkennen. Auf einmal wandelte ihn die Lust an, sie in 10 der Nähe zu sehen; er warf seine Kleider ab und stieg ins Wasser. Es war flach, scharfe Pflanzen und Steine schnitten ihn an den Füßen, und er kam immer nicht in die zum Schwimmen nötige Tiefe. Dann war es plötzlich unter ihm weg, die Wasser quirlten über ihm zu- 15 sammen, und es dauerte eine Zeitlang, ehe er wieder auf die Oberfläche kam. Nun regte er Hand und Fuß und schwamm im Kreise umher, bis er sich bewußt geworden, von wo er hineingegangen war. Bald sah er auch die Lilie wieder; sie lag einsam zwischen den großen, 20 blanken Blättern. — Er schwamm langsam hinaus und hob mitunter die Arme aus dem Wasser, daß die herabrieselnden Tropfen im Mondlicht blitzten; aber es war, als ob die Entfernung zwischen ihm und der Blume dieselbe bliebe; nur das Ufer lag, wenn er sich umblickte, 25 in immer ungewisserem Dufte hinter ihm. Er gab indes sein Unternehmen nicht auf, sondern schwamm rüstig in derselben Richtung fort. Endlich war er der Blume so nahe gekommen, daß er die silbernen Blätter deutlich im Mondlicht unterscheiden konnte; zugleich aber fühlte er 30 sich in einem Gewirre von Wasserpflanzen wie in einem Netze verstrickt; die glatten Stengel langten vom Grunde herauf und rankten sich an seine nackten Glieder. Das unbekannte Wasser lag so schwarz um ihn her, hinter sich hörte er das Springen eines Fisches; es wurde ihm plötz- 35 lich so unheimlich in dem fremden Elemente, daß er mit Gewalt das Gestrick der Pflanzen zerriß und in atemloser Hast dem Lande zuschwamm. Als er von hier auf den

See zurückblickte, lag die Lilie wie zuvor fern und einsam über der dunkeln Tiefe. — Er kleidete sich an und ging langsam nach Hause zurück. Als er aus dem Garten in den Saal trat, fand er Erich und die Mutter in den Vorbereitungen einer kleinen Geschäftsreise, welche am andern Tage vor sich gehen sollte.

„Wo sind denn Sie so spät in der Nacht gewesen?" rief ihm die Mutter entgegen.

„Ich?" erwiderte er; „ich wollte die Wasserlilie besuchen; es ist aber nichts daraus geworden."

„Das versteht wieder einmal kein Mensch!" sagte Erich. „Was tausend hattest du denn mit der Wasserlilie zu tun?"

„Ich habe sie früher einmal gekannt", sagte Reinhard; „es ist aber schon lange her."

Elisabeth.

Am folgenden Nachmittag wanderten Reinhard und Elisabeth jenseit des Sees, bald durch die Holzung, bald auf dem hohen, vorspringenden Uferrande. Elisabeth hatte von Erich den Auftrag erhalten, während seiner und der Mutter Abwesenheit Reinhard mit den schönsten Aussichten der nächsten Umgegend, namentlich von der andern Uferseite auf den Hof selber, bekannt zu machen. Nun gingen sie von einem Punkt zum andern. Endlich wurde Elisabeth müde und setzte sich in den Schatten überhängender Zweige, Reinhard stand ihr gegenüber an einen Baumstamm gelehnt; da hörte er tiefer im Walde den Kuckuck rufen, und es kam ihm plötzlich, dies alles sei schon einmal ebenso gewesen. Er sah sie seltsam lächelnd an. „Wollen wir Erdbeeren suchen?" fragte er.

„Es ist keine Erdbeerenzeit", sagte sie.

„Sie wird aber bald kommen."

Elisabeth schüttelte schweigend den Kopf; dann stand sie auf, und beide setzten ihre Wanderung fort; und wie sie so an seiner Seite ging, wandte sein Blick sich immer

wieder nach ihr hin; denn sie ging schön, als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde. Er blieb oft unwillkürlich einen Schritt zurück, um sie ganz und voll ins Auge fassen zu können. So kamen sie an einen freien, heidebewachsenen Platz mit einer weit ins Land reichenden Aussicht. Reinhard bückte sich und pflückte etwas von den am Boden wachsenden Kräutern. Als er wieder aufsah, trug sein Gesicht den Ausdruck leidenschaftlichen Schmerzes. „Kennst du diese Blume?“ sagte er.

Sie sah ihn fragend an. „Es ist eine Erika. Ich habe sie oft im Walde gepflückt.“

„Ich habe zu Hause ein altes Buch“, sagte er; „ich pflegte sonst allerlei Lieder und Reime hineinzuschreiben; es ist aber lange nicht mehr geschehen. Zwischen den Blättern liegt auch eine Erika; aber es ist nur eine verwelkte. Weißt du, wer sie mir gegeben hat?“

Sie nickte stumm; aber sie schlug die Augen nieder und sah nur auf das Kraut, das er in der Hand hielt. So standen sie lange. Als sie die Augen gegen ihn aufschlug, sah er, daß sie voll Tränen waren.

„Elisabeth“, sagte er, „hinter jenen blauen Bergen liegt unsere Jugend. Wo ist sie geblieben?“

Sie sprachen nichts mehr; sie gingen stumm nebeneinander zum See hinab. Die Luft war schwül, im Westen stieg schwarzes Gewölk auf. „Es wird Gewitter“, sagte Elisabeth, indem sie ihren Schritt beeilte. Reinhard nickte schweigend, und beide gingen rasch am Ufer entlang, bis sie ihren Kahn erreicht hatten.

Während der Überfahrt ließ Elisabeth ihre Hand auf dem Rande des Kahnes ruhen. Er blickte beim Rudern zu ihr hinüber; sie aber sah an ihm vorbei in die Ferne. So glitt sein Blick herunter und blieb auf ihrer Hand; und diese blasse Hand verriet ihm, was ihr Antlitz ihm verschwiegen hatte. Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen. — Als Elisabeth sein Auge auf ihrer Hand ruhen fühlte, ließ sie sie langsam über Bord ins Wasser gleiten.

Auf dem Hofe angekommen, trafen sie einen Scherenschleiferkarren vor dem Herrenhause; ein Mann mit schwarzen, niederhängenden Locken trat emsig das Rad und summte eine Zigeunermelodie zwischen den Zähnen,
5 während ein eingeschirrter Hund schnaufend daneben lag. Auf dem Hausflur stand in Lumpen gehüllt ein Mädchen mit verstörten, schönen Zügen und streckte bettelnd die Hand gegen Elisabeth aus.

Reinhard griff in seine Tasche; aber Elisabeth kam
10 ihm zuvor und schüttete hastig den ganzen Inhalt ihrer Börse in die offene Hand der Bettlerin. Dann wandte sie sich eilig ab, und Reinhard hörte, wie sie schluchzend die Treppe hinaufging.

Er wollte sie aufhalten, aber er besann sich und blieb
15 an der Treppe zurück. Das Mädchen stand noch immer auf dem Flur, unbeweglich, das empfangene Almosen in der Hand. „Was willst du noch?" fragte Reinhard.

Sie fuhr zusammen. „Ich will nichts mehr", sagte sie; dann den Kopf nach ihm zurückwendend, ihn an-
20 starrend mit den verirrten Augen, ging sie langsam gegen die Tür. Er rief einen Namen aus, aber sie hörte es nicht mehr; mit gesenktem Haupte, mit über der Brust gekreuzten Armen schritt sie über den Hof hinab.

Sterben, ach sterben
25 Soll ich allein!

Ein altes Lied brauste ihm ins Ohr, der Atem stand ihm still; eine kurze Weile, dann wandte er sich ab und ging auf sein Zimmer.

Er setzte sich hin, um zu arbeiten, aber er hatte keine
30 Gedanken. Nachdem er es eine Stunde lang vergebens versucht hatte, ging er ins Familienzimmer hinab. Es war niemand da, nur kühle, grüne Dämmerung; auf Elisabeths Nähtisch lag ein rotes Band, das sie am Nachmittag um den Hals getragen hatte. Er nahm es in die Hand,
35 aber es tat ihm weh, und er legte es wieder hin. Er hatte keine Ruhe, er ging an den See hinab und band den Kahn los; er ruderte hinüber und ging noch einmal alle Wege,

die er kurz vorher mit Elisabeth zusammen gegangen war. Als er wieder nach Hause kam, war es dunkel; auf dem Hofe begegnete ihm der Kutscher, der die Wagenpferde ins Gras bringen wollte; die Reisenden waren eben zurückgekehrt. Bei seinem Eintritt in den Hausflur hörte er Erich im Gartensaal auf und ab schreiten. Er ging nicht zu ihm hinein; er stand einen Augenblick still und stieg dann leise die Treppe hinauf nach seinem Zimmer. Hier setzte er sich in den Lehnstuhl ans Fenster; er tat vor sich selbst, als wolle er die Nachtigall hören, die unten in den Taxuswänden schlug; aber er hörte nur den Schlag seines eigenen Herzens. Unter ihm im Hause ging alles zur Ruh', die Nacht verrann, er fühlte es nicht. — So saß er stundenlang. Endlich stand er auf und legte sich ins offene Fenster. Der Nachttau rieselte zwischen den Blättern, die Nachtigall hatte aufgehört zu schlagen. Allmählich wurde auch das tiefe Blau des Nachthimmels von Osten her durch einen blaßgelben Schimmer verdrängt; ein frischer Wind erhob sich und streifte Reinhards heiße Stirn; die erste Lerche stieg jauchzend in die Luft. — Reinhard kehrte sich plötzlich um und trat an den Tisch; er tappte nach einem Bleistift, und als er diesen gefunden, setzte er sich und schrieb damit einige Zeilen auf einen weißen Bogen Papier. Nachdem er hiermit fertig war, nahm er Hut und Stock, und das Papier zurücklassend, öffnete er behutsam die Tür und stieg in den Flur hinab. — Die Morgendämmerung ruhte noch in allen Winkeln; die große Hauskatze dehnte sich auf der Strohmatte und sträubte den Rücken gegen seine Hand, die er ihr gedankenlos entgegenhielt. Draußen im Garten aber priesterten[1] schon die Sperlinge von den Zweigen und sagten es allen, daß die Nacht vorbei sei. Da hörte er oben im Hause eine Tür gehen; es kam die Treppe herunter, und als er aufsah, stand Elisabeth vor ihm. Sie legte die Hand auf seinen Arm, sie bewegte die Lippen, aber er hörte keine Worte. „Du kommst nicht wieder“, sagte sie endlich. „Ich weiß es, lüge nicht; du kommst nie wieder.“

[1] Predigten.

„Nie“, sagte er. Sie ließ die Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Tür zu; dann wandte er sich noch einmal. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit toten Augen an. Er tat 5 einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam ab und ging zur Tür hinaus. — Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte, die Tauperlen, die in den Spinngeweben hingen, blitzten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; er 10 wanderte rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große, weite Welt. — — —

Der Alte.

Der Mond schien nicht mehr in die Fensterscheiben, 15 es war dunkel geworden; der Alte aber saß noch immer mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl und blickte vor sich hin in den Raum des Zimmers. Allmählich verzog sich vor seinen Augen die schwarze Dämmerung um ihn her zu einem breiten, dunklen See; ein schwarzes Gewässer 20 legte sich hinter das andere, immer tiefer und ferner, und auf dem letzten, so fern, daß die Augen des Alten sie kaum erreichten, schwamm einsam zwischen breiten Blättern eine weiße Wasserlilie.

Die Stubentür ging auf und ein heller Lichtstrahl fiel 25 ins Zimmer. „Es ist gut, daß Sie kommen, Brigitte“, sagte der Alte. „Stellen Sie das Licht nur auf den Tisch.“

Dann rückte er auch den Stuhl zum Tische, nahm eins der aufgeschlagenen Bücher und vertiefte sich in Studien, an denen er einst die Kraft seiner Jugend geübt hatte.



Posthuma

(1849)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Das kleine, seltsame Stimmungsbild „Posthuma“, das in
wenigen Seiten ein trauriges Mädchenschicksal enthüllt, ist für
den jungen Storm sehr bezeichnend. Es ist durchaus nicht nötig,
es mit den damaligen Beurteilern in die unerfreuliche Reihe der
französischen „Dekadenzdichtungen“ einzufügen, aber auf ein reiz- 5
bares Gemüt, das mit Todesgedanken Verkehr hatte, lassen diese
Zeilen schließen. Wir wissen jetzt aus den Brautbriefen zur Ge-
nüge, wie stark Storm an die Ewigkeit der *einen* Liebe glaubte,
wie vertraut dem Verlobten die Verbindung von Liebe und Tod
war, und wenn man an die Liebesirrungen des jungen Eheman- 10
nes denkt, dann versteht man, warum sich die kleine Geschichte
mit ihren knappen, kurzen Sätzen fast wie ein gesteigertes Selbst-
bekenntnis liest. Storm hatte die Genugtuung, daß ein damals
hochgefeierter Schriftsteller, wie Baron von Sternberg, der Ver-
fasser des Romans „Die Zerrissenen“, beim Vorlesen „frappiert“ 15
war „von der wunderbaren Innerlichkeit“ des kleinen Werkes.

Ein Grabgeleite betrat den Kirchhof; ein schmaler Sarg, ein Blumenkranz darauf, sechs Träger und zwei Folger. Es war stille Sommerfrühe, der größte Teil des Kirchhofes lag noch in feuchtem Schatten; nur an dem Rande einer frischen Grube war die aufgeworfene Erde schon von der Sonne angeschienen. Hier sank der Sarg hinab; die Männer nahmen die Hüte herunter, neigten einige Augenblicke den Kopf hinein und gingen dann plaudernd ihren Weg zurück, dem Totengräber den Rest überlassend. — Bald war die Erde aufgeschüttet, und es wurde wieder Stille, einsamer Sonnenschein; nur die Schatten der Kreuze und Gedenktafeln, der Urnen und Obelisken rückten unmerklich über den Rasen.

Das Grab war in dem Viertel der Armen, wo keine Steine auf den Gräbern liegen; erst ein niedriger Erdhügel, dann kam der Wind und wehte den losen Staub in den Weg; dann fiel der Regen vom Himmel und verwusch die Ecken; an Sommerabenden liefen die Kinder darüber weg. Endlich wurde es Winter; und nun fiel der Schnee darauf, dichter und dichter, bis es ganz verschwunden war. — Aber der Winter blieb nicht; es wurde wieder Frühling, es wurde Sommer. Auf den anderen Gräbern brachen die Schneeglöckchen aus der Erde, das Immergrün blühte, die Rosen trieben große Knospen. Nun hatte auch hier das Grab sich überwachsen; erst ein feines Grün, Gras und Marienblatt, dann schossen rote Nesseln auf, Disteln und anderes Gewächs, was die Menschen Unkraut nennen; und an warmen Sommermittagen war es voll von Grillengesang. — Dann wieder eines Morgens waren alle Disteln und alles Unkraut verschwunden und nur das schöne Gras war noch da. Wieder einige Tage später stand an dem einen Ende ein schlichtes, schwar-

zes Kreuz; endlich war auf der Rückseite des Kreuzes, vom Wege abgekehrt, ein Mädchenname eingeschnitten, mit kleinen Buchstaben, ohne Färbung, nur in der Nähe erkennbar.

* * *

Es war Nacht geworden. In der Stadt waren die Fenster dunkel, es schlief schon alles; nur oben in den hohen Zimmern eines großen Hauses wachte noch ein junger Mann. Er hatte die Kerzen ausgetan und saß mit geschlossenen Augen in einem Lehnsessel, horchend, ob unten alles zur Ruhe gegangen sei; in der Hand hielt er einen Kranz von weißen Moosrosen. So saß er lange.

Draußen ward eine andere Welt lebendig; das Getier der Nacht strich umher, es wimmerte etwas in der Ferne. Als er die Augen aufschlug, war das Zimmer hell; er konnte die Bilder an den Wänden erkennen; durchs Fenster sah er die gegenüberstehende Wand des Seitenflügels in herber Mondscheinbeleuchtung. Seine Gedanken gingen den Weg zum Kirchhof. „Das Grab liegt im Schatten“, sagte er — — „der Mond scheint nicht darauf.“ Dann stand er auf, öffnete vorsichtig und stieg mit seinem Kranz die Treppen hinab. Auf dem Hausflur horchte er noch einmal, und nachdem er geräuschlos die Tür aufgeschlossen, ging er auf die Straße und im Schatten der Häuser zur Stadt hinaus; eine Strecke fort im Mondschein, bis er den Kirchhof erreicht hatte.

Es war, wie er gesagt hatte; das Grab lag im tiefen Schatten der Kirchhofsmauer. Er hing den Rosenkranz über das schwarze Kreuz; dann lehnte er den Kopf daran. — Der Wächter ging draußen vorüber; aber er bemerkte ihn nicht; die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüten, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfangen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten. Ein blasses Gesichtchen drängte sich an seins; zwei kinderblaue Augen sahen in die seinen.

Sie trug den Tod schon in sich; noch aber war sie jung und schön; noch reizte sie und wurde noch begehrt. Sie liebte ihn, sie tat ihm alles. Oft war sie seinetwegen gescholten worden; dann hatte sie mit ihren stillen Augen
5 dreingesehen, es war aber deshalb nicht anders geworden. Nachts im kalten Vorfrühling, in ihrem vertragenen Kleidchen kam sie zu ihm in den Garten; er konnte sie nicht anders sehen.

Er liebte sie nicht, er begehrte sie nur und nahm acht-
10 los das ängstliche Feuer von ihren Lippen. „Wenn ich geschwätzig wäre“, sagte er, „so könnte ich morgen erzählen, daß mich das schönste Mädchen in der Stadt geküßt hat.“

Sie glaubte nicht, daß er sie für die Schönste halte,
15 sie glaubte auch nicht, daß er schweigen werde.

Ein niedriger Zaun trennte den Fleck, worauf sie standen, von der Straße. Nun hörten sie Schritte in ihre Nähe kommen. Er wollte sie mit sich fortziehen; aber sie hielt ihn zurück. „Es ist einerlei“, sagte sie.
20 Er machte sich von ihren Armen los und trat allein zurück.

Sie blieb stehen, regungslos; nur daß sie ihre beiden Hände an die Augen drückte. — So stand sie noch, als draußen die Menschen vorübergegangen waren und als
25 sich das Geräusch der Schritte unten zwischen den Häusern verloren hatte. Sie sah es nicht, daß er wieder zu ihr getreten war und seinen Arm um ihren Nacken legte; aber als sie es fühlte, neigte sie den Kopf noch tiefer. „Du schämst dich!“ sagte sie leise, „ich weiß es wohl.“
30 Er antwortete nicht; er hatte sich auf die Bank gesetzt und zog sie schweigend zu sich nieder. Sie ließ es geschehen, sie legte ihre Lippen auf seine schönen, vornehmen Hände; sie fürchtete, ihn betrübt zu haben.

Er hob sie lächelnd auf seinen Schoß und wunderte
35 sich, daß er keine Last fühle, nur die Form ihres zarten, elfenhaften Körpers; er sagte ihr neckend, sie sei eine Hexe, sie wiege keine dreißig Lot. — Der Wind kam durch die nackten Zweige; er schlug seinen Mantel um ihre Füße.

Sie sah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Mich friert nicht!“ sagte sie und preßte ihre Stirn fest an seine Brust.

Sie war in seiner Gewalt; sie wollte nichts mehr für sich allein. — Er schonte ihrer; nicht weil es ihn ihrer erbarmte oder weil er es als Sünde empfunden hätte, sie ohne Liebe sein zu nennen; aber es war, als wehre ihm jemand, sie ganz zu besitzen. Er wußte nicht, daß das der Tod sei. — —

Er war aufgestanden, er wollte gehen. „Du wirst zu kalt“, sagte er. Aber sie drückte seine Hand an ihre Wange, sie legte ihre Stirn an seine. „Ich bin heiß! fühl' nur, brennend heiß!“ sagte sie. Sie schlug ihre Arme um seinen Nacken, sie ließ sich wie ein Kind an seinem Halse hängen und sah ihn stumm und selbstvergessen an.

* * *

Acht Tage nach dieser kalten Nacht vermochte sie das Bett nicht zu verlassen; zwei Monate später war sie gestorben. Er hatte sie nicht wieder gesehen; aber seit ihrem Tode ist seine Begierde erloschen; er trägt jetzt schon jahrelang ihr frisches Bild mit sich herum und ist gezwungen, eine Tote zu lieben.

Der kleine Häwelmann[1]

Ein Kindermärchen (1849)

[1] Ammenausdruck für „Hätschelkind".

Vorbemerkung des Herausgebers.

Mitten in den Kriegswirren hat Storm 1849 das Märchen „Der kleine Häwelmann“ für seinen unruhigen Erstling Hans geschrieben, „weil's jetzt doch Zeit ist, Märchen zu erzählen“. So sagt der Vorspruch im „Volksbuch auf das Jahr 1850“, in dem der „Einfall“, wie Storm es später nannte, zuerst mit ein paar 5 einfachen Holzschnitten geschmückt, veröffentlicht wurde. Unter den Märchen Storms trifft es sicher am reinsten den Ton des Kindermärchens, jedes Hineintragen verwickelter Seelenregungen und jede breite Schilderung äußerer Verhältnisse fehlt, ein köstlicher Humor erquickt und die Sprache des sehr genau durch- 10 gearbeiteten Werkchens ist von einer entzückenden Frische. Auf die anmutige und scherzhafte Spielerei mit Sonne, Mond und Sternen mag Ferdinand Röses Märchen „Das Sonnenkind“ von Einfluß gewesen sein.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwelmann. Des Nachts schlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, so mußte seine Mutter ihn darin in
5 der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwelmann eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht einschlafen; die Mutter aber schlief schon lange neben ihm in ihrem großen Himmel-
10 bett. „Mutter“, rief der kleine Häwelmann, „ich will fahren!“ Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettstelle hin und her, und wenn ihr der Arm müde werden wollte, so rief der kleine Häwelmann: „Mehr, mehr!“ und dann ging
15 das Rollen wieder von vorne an. Endlich aber schlief sie gänzlich ein; und so viel Häwelmann auch schreien mochte, sie hörte es nicht; es war rein vorbei. — — Da dauerte es nicht lange, so sah der Mond in die Fensterscheiben, der gute, alte Mond, und was er da sah, war so possier-
20 lich, daß er sich erst mit seinem Pelzärmel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all sein Lebtage nicht gesehen. Da lag der kleine Häwelmann mit offenen Augen in seinem Rollenbett und hielt das eine Beinchen wie einen Mast-
25 baum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blasen. Und allmählich, leise, leise, fing es an zu rollen, über den Fußboden,
30 dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. „Mehr,

mehr!“ schrie Häwelmann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwelmann, daß es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopf stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können. 5

Als er dreimal die Reise gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich ins Gesicht. „Junge“, sagte er, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein“, schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Mach mir die Tür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menschen sollen mich fahren sehen.“ — „Das kann ich nicht“, sagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüsselloch fallen; und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hause hinaus. 10

Auf der Straße war es ganz still und einsam. Die hohen Häuser standen im hellen Mondschein und glotzten mit ihren schwarzen Fenstern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Es rasselte recht, als der kleine Häwelmann in seinem Rollenbette über das Straßenpflaster fuhr; und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren sie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menschen waren nirgends zu sehen. Als sie bei der Kirche vorbeikamen, da krähte auf einmal der große, goldene Hahn auf dem Glockenturme. Sie hielten still. „Was machst du da?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich krähe zum erstenmal!“ rief der goldene Hahn herunter. — „Wo sind denn die Menschen?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die schlafen“, rief der goldene Hahn herunter, „wenn ich zum drittenmal krähe, dann wacht der erste Mensch auf.“ — „Das dauert mir zu lange“, sagte Häwelmann, „ich will in den Wald fahren, alle Tiere sollen mich fahren sehen!“ — „Junge“, sagte der gute, alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein“, schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ Und damit blies er die Backen auf, und der gute, alte Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Stadttor hinaus und übers Feld und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große 15 20 25 30 35

Mühe, zwischen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück, aber er holte den kleinen Häwelmann doch immer wieder ein.

Im Walde war es still und einsam; die Tiere waren
5 nicht zu sehen; weder die Hirsche noch die Hasen, auch nicht die kleinen Mäuse. So fuhren sie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab. Der gute Mond ging nebenher und leuchtete in alle Büsche; aber die Tiere waren nicht zu sehen; nur eine kleine Katze
10 saß oben in einem Eichbaum und funkelte mit den Augen. Da hielten sie still. „Das ist der kleine Hinze!“ sagte Häwelmann, „ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen.“ Und als sie weiterfuhren, sprang die kleine Katze mit von Baum zu Baum. „Was machst du da?“
15 rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich illuminiere!“ rief die kleine Katze herunter. — „Wo sind denn die andern Tiere?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die schlafen!“ rief die kleine Katze herunter und sprang wieder einen Baum weiter; „horch nur, wie sie schnarchen!“ —
20 „So will ich in den Himmel fahren!“ rief Häwelmann, „alle Sterne sollen mich fahren sehen!“ — „Junge“, sagte der gute, alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein“, schrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ und dann blies er die Backen auf, und der
25 gute, alte Mond leuchtete; und so fuhren sie zum Walde hinaus und dann über die Heide bis ans Ende der Welt, und dann gerade in den Himmel hinein.

Hier war es lustig; alle Sterne waren wach und hatten die Augen auf und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte.
30 „Platz da!“ schrie Häwelmann und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne links und rechts vor Angst vom Himmel fielen. — „Junge“, sagte der gute, alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein!“ schrie der kleine Häwelmann, „mehr, mehr!“ und — hast du nicht gesehen!
35 fuhr er dem alten, guten Mond quer über die Nase, daß er ganz dunkelbraun im Gesicht wurde. „Pfui!“ sagte der Mond und nieste dreimal, „alles mit Maßen!“ und damit putzte er seine Laterne aus, und alle Sterne machten die

Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal so dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ schrie Häwelmann, aber der Mond war nirgends zu sehen und auch die Sterne nicht; sie waren schon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Häwelmann sich sehr, weil er so allein im Himmel war. Er nahm seine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr kreuz und quer, hin und her, und niemand sah ihn fahren, weder die Menschen noch die Tiere, noch auch die lieben Sterne.

Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelsrande ein rotes, rundes Gesicht zu ihm herauf, und der kleine Häwelmann meinte, der Mond sei wieder aufgegangen. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ rief er, und dann blies er wieder die Backen auf und fuhr quer durch den ganzen Himmel und gerade darauf los. Es war aber die Sonne, die gerade aus dem Meere heraufkam. „Junge“, rief sie und sah ihm mit ihren glühenden Augen ins Gesicht, „was machst du hier in meinem Himmel?“ Und — eins, zwei, drei! nahm sie den kleinen Häwelmann und warf ihn mitten in das große Wasser. Da konnte er schwimmen lernen.

Und dann?

Ja und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können!

Ein grünes Blatt

Erzählung (1850)



Einleitung des Herausgebers.

Um Weihnachten 1850, als Schleswig-Holsteins trauriges Schicksal bereits erfüllt war und die Ausweisungen der Deutschgesinnten durch die Dänen schon Storms nächste Freunde getroffen hatten, arbeitete der Dichter an der kleinen Erzählung
5 „Ein grünes Blatt“, durch die er, bedrückt von den äußeren Verhältnissen, in die Stille der heimatlichen Heide entfliehen wollte. Am 22. November schrieb er an seinen Freund Brinkmann: „Es ist übrigens wieder ein Sommergeschichtchen auf den Leisten.“ Es ist dann eine Zeitlang liegengeblieben; vorüber-
10 gehend dachte Storm wohl unter Einfluß der „Idylle vom Bodensee“ an eine Umdichtung in Hexametern. So schrieb er am 13. März 1853 an Friedrich Eggers: „Ich schreibe jetzt an einer Sommergeschichte in Hexametern, also einer Idylle, doch im Charakter und Weise wohl von den bisherigen ziemlich verschieden,
15 ‚Stormisch‘, wenn Fontane will, im guten und schlechten Sinn. Hätte ich zu diesen etwa 600 Hexametern nur 14 Tage ganz reine, ungestörte Muße; aber ich habe sie nicht, die praktische Jurisprudenz spielt immer dazwischen.“ Und schon zehn Tage später war der Umarbeitungsversuch endgültig aufgegeben. Als Fon-
20 tane ihn im Namen seiner Berliner Freunde bat, zu ihrer geplanten Zeitschrift „Argo“ ihnen sofort eine Erzählung zu liefern, sandte Storm ihnen umgehend seine Sommergeschichte. Er ließ sich, um den Wünschen der Herausgeber der „Argo“ entgegenzukommen, dann nur noch dazu herbei, das ursprünglich den Abschluß
25 bildende Gedicht „Ein Epilog“ zu streichen und an dem Liede „Pagina 113“ einige Änderungen vorzunehmen. Mit diesen Änderungen ist die Erzählung dann 1854 im ersten Jahrgange der „Argo“ erschienen. Mörikes briefliche Beurteilung veranlaßte den Dichter, das Ganze für die Buchausgabe nochmals durchzu-

sehen. Storm schrieb am 27. August 1855 dem Schwaben: „Das ‚Grüne Blatt' ist wesentlich nach Ihrem Rate, doch leider etwas invita Minerva überarbeitet; an Fülle hat es jedenfalls etwas gewonnen." Ganz ist Storm Mörikes Wunsch aber nicht gefolgt. Der verehrte Meister hatte geurteilt: „Dagegen hat die Schilderung des Mädchens sowie der Schluß des Ganzen mir einige Zweifel erregt; in der Art aber, daß es sich nur um ein paar Striche zuviel oder etliches zuwenig handeln würde. Darf ich es in der Kürze sagen, so ist einerseits der Schein des Manierierten nicht völlig vermieden (die Linie ist haarscharf allerdings), und andrerseits sollte die allzu skizzenhaft behandelte Regine ein größer Stück sprechen, am besten vielleicht, indem sie ein kleines Abenteuer oder Märchen erzählte. Dadurch träte ihr reizendes Bild von selbst mehr heraus, und alles bekäme zugleich mehr Fülle. Es könnte hierzu der Moment in der Stube benutzt werden." Storm verteidigte den Schluß, der ihn befriedige und überall wirke, und begnügte sich damit, den kurzen Auftritt im Garten hinzuzufügen. Das so umgestaltete Werklein wurde dann mit „Angelika" zu einem Büchlein vereinigt, das 1855 mit der Widmung an Brinkmann herauskam.

In der Anlage zeigt die Erzählung gegenüber „Immensee" eine geschultere Kraft. Zwar ist die Schilderung des Erlebnisses des jungen Freiwilligen stark beeinflußt durch das wunderbare Nachtbild aus Stifters Novelle „Die Narrenburg", die Storm noch im Alter sehr hochschätzte, aber Unwahrscheinlichkeiten, die uns bei „Immensee" stören, fehlen, und die ungeschickte Übernahme unwahrer Züge und Mittel weicht der einfachen Wiedergabe eines schlichten Erlebnisses. Als ein solches gibt der Dichter seine Erzählung schon dadurch aus, daß er sie aus den Blättern eines Tagebuches vortragen läßt. Also wieder eine Einkleidung, wieder nicht das Geschehen selbst, sondern sein Niederschlag in dem Gemüte des Trägers des Erlebnisses. Diese Einkleidung, die von jeher ein sehr beliebtes Mittel der Dichter gewesen ist, gibt einen deutlichen Einblick in die Entstehung der Stormschen Erzählerkunst. Aus seinen eigenen Tagebüchern könnte die Eintragung Gabriels stammen; wie dieser wird auch er bei seinen Niederschriften neben der Erinnerung die Einbildungskraft frei haben walten lassen, die die Verbindungsglieder zwischen den Einzelbildern zog, bis das abgerundete Ganze

fertig war. Läßt sich so das ganz persönliche Gepräge der ersten Erzählungen erkennen, so fühlt man auch deutlich den Zusammenhang mit der Liederdichtung heraus. In der Heideschilderung ist das Gedicht „Abseits“ in ungebundene Rede aufgelöst worden.
5 Diese Auflösung ist nun keineswegs eine Verwässerung; der „Sommertag, brütend auf der einsamen Heide und über dem Wald“ ist wirklich „bis zur sinnlichen Mit-Empfindung des Lesers wiedergegeben“, wie schon Mörike betonte. Greifbar steht da alles vor den Augen des Genießenden: die Heide, der Immen-
10 hof, in dem Storm den Besitz seines Vetters Jürgen Storm auf dem Vordamm bei Westermühlen verewigte, die Stube, der Wald in der geheimnisvollen Mörikeschen und Stifterschen Nachtstimmung und die Menschen. Den letzteren könnte man, wieder mit dem großen Schwaben, allerdings mehr Eigenart und Bestimmt-
15 heit wünschen. Storm selbst hat das später eingesehen und darauf hingewiesen, daß ihm beim Schreiben Regine „etwas allegorisch“ wurde. Nämlich als eine „Art Genius der Heimat“ erscheint sie in ihrer engen Verbindung mit der Natur; um sie zu verteidigen, zieht Gabriel hinaus, nachdem er den „Klang der aufgeregten
20 Zeit“ auch in diese Einsamkeit getragen hat. Darum kann er von ihr auch als von der Prinzessin des Waldes sprechen, wie es in der ersten Fassung heißt. Diese Wandlung ist auf die Einwirkung von Zeitereignissen zurückzuführen, während sonst Zeitereignisse Storms Erzählungen nur selten unmittelbar beeinflußt haben.
25 Man wird sie als durchaus gelungen bezeichnen können und in dem alten Imker gern eine Art sinnbildlicher Verkörperung des Altehrwürdigen, Bleibenden, Dauernden begrüßen, wenn nur der Ausgang deutlicher wäre. Für den Leser ist zum Verständnisse eine briefliche Erklärung Storms nötig. Mit den dunklen Schluß-
30 worten sollte die Erkenntnis Gabriels ausgedrückt werden, daß durch Erwachen aus dichterischer Träumerei zur tatkräftigen Verteidigung der Heimat der Liebestraum und das dichterische Erlebnis der Anfang eines schönen Lebens in der Wirklichkeit werden könne. Die Märchenpracht jener wunderbaren Mondnacht
35 wird nicht wiederkommen, aber in der befreiten Heimat würde Gabriel Regine aus ihrer Einsamkeit in die Welt führen können. Da aber der Feind im Lande haust, schreitet sie „vom Waldessaume niemals hinunter in die Welt“.

Schroff greifen die Ereignisse des Lebens in die Märchenwunder hinein; der träumerische Doktor sitzt als Soldat in einer engen Hütte, während draußen der Regen fällt, und putzt seine Sachen, so wie Storms Bruder Otto und Tycho Mommsen, die Kriegsfreiwilligen, es dem Dichter erzählt haben mochten. Ein starker, ergreifender Gegensatz! 5

Dem seltsam geheimnisvollen Zauber dieser Erzählung haben sich auch die Beurteiler nicht entziehen können, die wie Paul Heyse das Dunkel und das Fehlen eines fest umrissenen Stoffes tadelnd hervorhoben. 10

Es war ein altes Buch, eine Art Album; aber lang und schmal wie ein Gebetbuch, mit groben, gelben Blättern. Er hatte es während seiner Schülerzeit in einer kleinen Stadt vom Buchbinder anfertigen lassen und später überall mit sich umhergeschleppt. Verse und Lebensannalen wechselten miteinander, wie sie durch äußere oder innere Veranlassung entstanden waren. In den letzteren pflegte er sich selbst als dritte Person aufzuführen; vielleicht, um bei gewissenhafter Schilderung das Ich nicht zu verletzen; vielleicht — so schien es mir — weil er das Bedürfnis hatte, durch seine Phantasie die Lücken des Erlebnisses auszufüllen. Es waren meistens unbedeutende Geschichtchen oder eigentlich gar keine; ein Gang durch die Mondnacht, eine Mittagsstunde in dem Garten seiner Eltern waren oftmals der ganze Inhalt; in den Versen mußte man über manche Härte und über manchen falschen Reim hinweg. Dennoch, weil ich ihn liebte und da er es mir erlaubt hatte, las ich gern in diesen Blättern.

Auch hieher ins Feldlager hatte er das Buch im Ranzen mitgeführt; im nächtlichen Gefechte hatte es ihn begleitet, es hatte den Krieg mitgemacht; die letzten Seiten waren mit Zeichnungen von Schanzen und Fortifikationen angefüllt.

Unsere Kompanie war auf Vorposten gewesen; jetzt lagen wir wieder in unserer Hütte. Sie war dicht und trocken; der draußen fallende Regen drang nicht herein. Er hatte sein Putzzeug hervorgenommen und säuberte den Rost von unseren Büchsen; ich saß auf meinem Ranzen und studierte seine sämtlichen Werke, jenes seltsam geformte Tagebuch, das zugleich unsere ganze Feldbibliothek ausmachte. Und wie ich, sooft ich auch darin geblättert, doch

jedesmal etwas gefunden, was ich zuvor übersehen hatte, so wurden jetzt zum erstenmal meine Augen durch ein eingelegtes Buchenblatt gefesselt. Daneben stand geschrieben:

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so beim Wandern mit, 5
Auf daß es einst mir könne sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

„Das Blatt ist braun geworden", sagte ich.
Er schüttelte den Kopf. „Lies nur die andere Seite." 10
Ich wandte um und las:

* * *

Es mochte ein Student sein; vielleicht ein junger Doktor, der auf dem schmalen Fußsteige über die Heide ging. Die Kugelbüchse, welche er am ledernen Riemen über der Schulter trug, schien ihm schwer zu werden; denn je- 15 zuweilen im Weiterschreiten nahm er sie in die Hand, oder hängte sie von einer Schulter auf die andere. Seine Mütze hatte er abgenommen; die Nachmittagssonne glühte in seinen Haaren. Um ihn her war alles Getier lebendig, was auf der Heide die Junischwüle auszubrüten pflegt; 20 das rannte zu seinen Füßen und arbeitete sich durchs Gestäude[1], das blendete und schwärmte ihm vor den Augen und begleitete ihn auf Schritt und Tritt. Die Heide blühte, die Luft war durchwürzt von Wohlgerüchen.

Nun stand der Wanderer still und blickte über die 25 Steppe, wie sie sich endlos nach allen Richtungen hinauszog; starr, einförmig, mit rotem Schimmer ganz bedeckt. Nur vor sich in nicht gar weiter Ferne sah er einen Waldzug, an dessen Ende ein Faden weißen Rauches in die klare Luft hinaufstieg. Das war alles. 30

In seiner Nähe, zur Seite des Steiges, lag ein niedriger Hügel, voll Brombeerranken und wilder Rosenbüsche,

---

[1] Buschwerk.

ein Grabmal unbekannten Volkes, wie hier viele sind.
Er stieg hinauf und übersah auch von diesem höheren
Standpunkte noch einmal die unermeßliche Fläche; aber
er gewahrte nichts, als nur am Saume des Waldes eine
5 einsame Kate, aus deren Dach der Rauch emporquoll,
den er zuvor gesehen hatte. Er riß einen Büschel Heide
aus dem harten Boden und senkte sein Auge in den feinen
Stern der Blüte; dann nahm er seine Büchse herunter
und streckte sich in die warmen Kräuter, den Kopf in die
10 Hand gestützt, die Blicke vor sich hinsendend, bis seine
Gedanken in der heißen, zitternden Luft zergingen.

Und wie nun so auch der Hall des eigenen Schrittes,
der bisher mit ihm gewandelt, aufgehört hatte, und er
nichts vernahm, als die Heide entlang das Zirpen der
15 Heuschrecken und das Summen der Bienen, welche an
den Kelchen hingen, mitunter in unsichtbarer Höhe über
sich den Gesang der Heidelerche, da überkam ihn unbe-
zwingliche Sommermüdigkeit. Die Schmetterlinge, die
blauen Argusfalter, gaukelten auf und ab, dazwischen
20 schossen rosenrote Streifen vom Himmel zu ihm hernieder;
der Duft der Eriken legte sich wie eine zarte Wolke über
seine Augen.

Der Sommerwind kam über die Heide und weckte
eine Kreuzotter, die sich nicht weit davon im Staube
25 sonnte. Sie löste ihre Spirale und glitt über den harten
Boden; das Kraut rauschte, als sie den schuppigen Leib
hindurchzog. Der Schlafende wandte den Kopf, und halb
erwachend sah er in das kleine Auge der Schlange, die
neben seinem Kopfe hinkroch. Er wollte die Hand er-
30 heben, aber er vermochte es nicht; das Auge des Gewürmes
ließ nicht von ihm. So lag er zwischen Traum und Wachen.
Nur wie durch einen Schleier sah er endlich die Gestalt
eines Mädchens auf sich zukommen, kindlich fast, doch kräf-
tigen Baues, das Haar in dicken, blonden Zöpfen. Sie
35 bog die Ranken zur Seite und setzte sich neben ihm auf
den Boden. Das Auge der Schlange ließ ihn los und
verschwand; er sah nichts mehr. Dann kam der Traum.
Da war er wieder der Hans im Märchen, wie er es oft als

Knabe gewesen war, und lag im Grase vor der Schlangenhöhle, um die verzauberte Prinzessin zu erlösen[1]. — Die Schlange kam heraus und rief:

Aschegraue Wängelein,
Weh dem armen Schlängelein! 5

Da küßte er die Schlange, und da war's geschehen. Die schöne Prinzessin hielt ihn in ihren Armen, und — wunderlich war es — sie trug ihr Haar in zwei aschblonden Zöpfen und ein Mieder wie eine Bauerndirne.

Das Mädchen hatte ihre Hände um die Kniee gefaltet 10 und sah unbeweglich über die Heide hinaus. Nur das heimliche Rauschen und Wimmeln in der unendlichen Pflanzendecke, hie und da ein Vogelruf aus der Luft oder unten vom Moor herauf, dazwischen das Atmen des Schlafenden, sonst kein Laut. So verging eine Spanne 15 Zeit. Endlich neigte sie sich über ihn; die langen Flechten fielen auf seine Wangen. Er schlug die Augen auf; und wie er so das junge Antlitz über dem seinen schweben sah, da sagte er noch halb im Traume: „Prinzessin, was hast du für blaue Augen!" 20

„Ganz blaue!" sagte sie, „die sind von meiner Mutter!"

„Von deiner Mutter? — Hast du denn eine Mutter!"

„Du bist nicht klug!" sagte das Mädchen, indem sie aufsprang; „sie hat vor vier Wochen den Vogt geheiratet. Seitdem bin ich beim Großvater." 25

Nun wurde er völlig wach. „Ich bin irregegangen", sagte er, „in der eigenen Heimat." Du mußt mir auf den Weg helfen, du — wie heißt du denn?"

„Regine!" sagte sie.

„Regine . . . und ich heiße Gabriel!" 30

Sie sah ihn groß an.

„Nein, nicht der Engel Gabriel!"

„Lache nur nicht!" sagte sie, „den kenne ich besser als dich!"

---

[1] Das Märchen von der Schlangenjungfrau erzählt, daß ein reiner Jüngling die verzauberte Prinzessin durch einen dreimaligen Kuß erlösen kann.

„Der Tausend! So bist du wohl des Schulmeisters Enkelkind?"

Sie sagte: „Mein Vater war Schulmeister, er ist im vorigen Frühjahr gestorben."

5 Beide schwiegen einen Augenblick; dann stand Gabriel auf und bedeutete ihr, wie er noch bis zum nächsten Morgen jenseit der Fähre in der Stadt sein müsse. Sie zeigte mit der Hand nach dem Walde. „Dort wohnt mein Großvater", sagte sie, „du kannst erst Vesper mit uns essen; 10 nachher weise ich dir den Weg." Als Gabriel das zufrieden war, trat sie von dem schmalen Fußpfade auf die Heide hinüber und schlug die Richtung nach dem Walde ein. Die Blicke des jungen Mannes folgten unwillkürlich ihren Füßen, wie sie behend und sicher über die harten Stauden 15 dahinschritten, während bei jedem Tritt die Grillen vor ihr aufflogen. So gingen sie mitten durch den Sonnenschein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing; mitunter rieselte ein warmer Hauch über die Steppe und erregte den Duft der Blüten um sie her. Schon hör-20 ten sie dann und wann im Walde das Rufen der Buchfinken und in den Wipfeln der hohen Buchen das scheue Flattern der Waldtauben. Gabriel aber, des Reisezieles gedenkend, hub an zu singen:

Es liegen Wald und Heide
25 Im stillen Sonnenschein.
Wir hätten gerne Frieden;
Doch ist es nicht beschieden.
Gestritten soll es sein.

Nun gilt es zu marschieren
30 In festem Schritt und Tritt;
Der Krieg ist losgelassen,
Er schreitet durch die Gassen,
Er nimmt uns alle mit!

So leb denn wohl, lieb Mutter!
35 Die Trommel ruft ins Glied.
Mir aber in Herzensgrunde
Erklingt zu dieser Stunde
Ein deutsches Wiegenlied.

„Krieg?“ sagte Regine, indem sie stehenblieb und sich nach dem Sänger umwandte.

Gabriel nickte.

„Sprich nicht davon zum Großvater“, sagte sie, „er glaubt doch nicht daran.“ 5

„Und du?“ fragte Gabriel. „Was glaubst du selber denn?“

„Ich? — — Was geht uns Dirnen der Krieg an!“

Der junge Mann sagte nichts darauf, und beide setzten schweigend ihre Wanderung fort. Aus der formlosen 10 Masse des Waldes trat nun das Laub der Buchen und Eichbäume in scharfen Umrissen hervor, und bald gingen sie im Schatten des Geheges entlang, bis sie das Ende desselben erreicht hatten. Hier, wo auch die Heide aufhörte, stand im Schein der Nachmittagssonne eine kleine 15 Kätnerwohnung. Eine Katze, die sich auf dem niedrigen Strohdache gesonnt hatte, sprang bei ihrer Ankunft auf den Boden und strich spinnend um die halb geöffnete Haustür. Sie traten in eine schmale Vordiele, welche an den Wänden hin mit leeren Bienenkörben und mancherlei 20 Gartengeräte ganz besetzt war. Zu Ende derselben klinkte Regine eine Tür auf, und Gabriel sah über ihre Schulter in ein kleines Zimmer; aber es war nichts darinnen als einsamer Sonnenschein, der an den Messingknöpfen des Ofens spielte, und der Pendelschlag einer alten Schwarz- 25 wälder Wanduhr.

„Wir müssen nach dem Immenhof“, sagte das Mädchen.

Gabriel lehnte seine Büchse in eine Ecke des Zimmers; dann gingen sie in den Garten, der unmittelbar unter den Fenstern lag. — Aus der Haustür waren sie unter 30 das Laubdach eines mächtigen Kirschbaumes getreten, der seine Zweige über das Haus breitete; ein gerader Steig zwischen schmalen Gemüsebeeten führte sie durch den Garten und aus diesem heraus auf eine kleine Wiese, von welcher ein viereckiges Plätzchen durch dichte Buchenhecken 35 abgezäunt war. Die kleine Pforte, welche den Eingang zu demselben verschloß, war niedrig genug, daß Gabriel über sie hinweg das Innere übersehen konnte. Als sie

herangetreten waren, gewahrte er gegenüber an der Laubwand, schon in halbem Schatten, ein hölzernes Bienenhäuschen, worauf die Strohkörbe neben- und in doppelter Reihe übereinanderstanden. Seitwärts auf einem Bänk-
5 chen saß ein Greis in der Bauerntracht dieser Gegend; die Sonne schien auf seine gänzlich weißen Haare. Eine Drahtmaske, ein leerer Korb und anderes Geräte lag neben ihm auf der Erde; in der Hand hielt er einen Melissenstengel, den er aufmerksam zu betrachten schien. Im
10 schärfern Hinsehen bemerkte Gabriel, wie das Kraut von einzelnen Bienen umschwärmt wurde, während andere von den Blättern auf die Hände des alten Mannes hinüberkrochen.

„Ist das dein Großvater?“ fragte er das Mädchen.

15 „Es ist eigentlich mein Urgroßvater“, sagte sie; „er ist schon undenkbar alt.“

Sie zog das Pförtchen zurück.

„Bist du es, Regine?“ fragte der Greis.

„Ja, Großvater.“

20 „Die Königin hat gestern abend umsonst gesungen“, sagte er. „Nun muß ich morgen wieder auf den Posten.“ Indem wandte er den Kopf und sah nach den Ankommenden hinüber. „Treten sie nur herein, junger Herr“, sagte er. „Mit dem Schwärmen hat es heut ein Ende.“

25 Sie traten hierauf in den innern Raum. Regine nahm den leeren Korb und die übrigen Geräte, deren es nun für heute nicht mehr bedurfte, und ging damit ins Haus zurück. Der Alte strich behutsam die Bienen von seiner Hand. „Sie haben Menschenverstand“, sagte er,
30 „man soll nur die Geduld haben.“ Dann legte er das Kraut vor dem nächsten Stock ins Gras und reichte Gabrieln die Hand.

Dieser mußte sich neben ihm auf die Bank setzen, und der Greis erzählte ihm von seinen Bienen, wie er sie schon
35 als Knabe gehegt, wie er später, nun schon vor über siebzig Jahren, diesen Zaun gepflanzt habe, und wie sie darauf ihm so reichen Gottessegen zugetragen, daß er seinen Hausstand damit habe einrichten können; und weiter dann von

seiner Hochzeit, von Taufen und Todestagen, von seinen Kindern, von Enkeln und Enkelkindern, und die Bienen gehörten allenthalben mit dazu. — Die Worte des alten Mannes hörten sich wie ein rieselndes Wasser; ein Stillleben nach dem andern entfaltete sich aus diesen milden Reden; Gabriel hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte nach den Bienen, die nur noch einzeln über die grünen Wände herüberkamen. Mitunter auch hörte er jenseit des Gartens im Hause die Türen gehen, mitunter schlüpfte eine Grasmücke durch die Blätter und sah ihn mit neugierigen Augen an. So dauerte es eine Weile. Regine war wieder von außen herangetreten, sie lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte schweigend zu; wie aus einem Rahmen schaute das frische Mädchenantlitz zwischen den Blättern hervor.

Das Gewimmel in den Lüften hatte sich allgemach beruhigt, der grüne Raum war nun fast ganz verschattet[1]. Gabriel schaute nach dem Mädchen hinüber; der Alte erzählte langsam weiter. Manches Mal freilich schien er die Zeiten zu verwechseln, die Söhne mit den Enkeln, die Enkel mit den Enkelkindern. Dann sagte das Mädchen wohl: „Ihr irrt Euch, Großvater; es war mein Ohm, es war meine Mutter, von der Ihr sprecht." Der Alte aber sagte dann strenge: „Ich kenne sie alle; ich bin nicht so vergessen."

Endlich, als es kühler zu werden begann, stand er auf. „Wir wollen ins Haus gehen", sagte er, „es wird Abend; die Tiere sind auch schon zu Quartier." Dann, nachdem sie miteinander hinausgegangen waren, schob er sorgfältig den Riegel vor die kleine Pforte.

Als sie ins Zimmer traten, spielte nur noch oben an den Balken ein schwaches Sonnenschillern; die Levkoien auf dem Fensterbrette verbreiteten schon den stärkern Duft des Abends. Ein Tisch, mit grobem Leintuch bedeckt, war zwischen die beiden Fenster gerückt; die glatten Schnitte Schwarzbrodes, die gelbe Butter, die Gläser mit frischer

[1] Beschattet.

Milch nahmen sich sauber darauf aus. Der Alte setzte sich in den Lehnstuhl an das eine Fenster, und Gabriel mußte ihm gegenüber an dem andern Platz nehmen, während Regine, die kleine Wirtschaft besorgend, aus und ein ging.

Dann aßen sie von den einfachen Speisen, und Gabriel sah von Zeit zu Zeit durch die kleinen Scheiben in den Garten hinaus. Der Alte hatte seine Brille aufgesetzt; er nahm mit der Messerspitze ein kleines Nachtgeziefer aus seiner Milch und legte es sorgfältig auf den Tisch. „Es wird noch wieder fliegen“, sagte er, „man muß der Kreatur in ihren Nöten beistehen.“

Schon mehrmals hatte Gabriel es vor dem Fenster in dem alten Kirschbaum krachen hören. Als er nun hinausblickte, sah er noch eben zwei flinke Füßchen zwischen den Zweigen verschwinden, und gleich darauf flogen einzelne Vögel krächzend über den Garten hin. Aus der Ferne, es mochte im Walde sein, tönten die einförmigen Schläge der Holzaxt.

„Es ist wohl weit bis zu den nächsten Dörfern?“ sagte er.

„Wohl fast eine Stunde“, erwiderte der Alte, „das Haus steht recht in Gottes Hand! — Seit die Schulmeisterin wieder gefreit hat, ist nun das Mädchen bei mir.“ — Er wies mit der Hand nach einem Brettchen über der Tür, auf welchem Gabriel neben andern Kleinigkeiten eine Anzahl wohlerhaltener Bücher gewahrte. „Die hat sie alle noch vom Vater“, sagte der Alte, „aber sie ist nicht für das Lesen; sie hat keine Ruhe im Hause. Nur wenn am Sonnabend der Bettelfritz mit seinen Hexengeschichten herüberkommt; — das hat kein Ende, wenn die beiden hinterm Ofen beisammensitzen.“

Indem trat das Mädchen in die Stube und schüttete einen Haufen roter Glaskirschen aus ihrer Schürze auf den Tisch. Die „Drosseln sind wieder vom Walde herübergewesen!“ sagte sie.

„Du mußt die Diebe einsperren“, erwiderte Gabriel, der einen leeren Käfig am Fensterkreuz gewahrte. Das

Mädchen winkte ihm heimlich mit den Augen; der Alte aber drohte mit dem Messer nach ihr hin. „Das ist ein Schelm!“ sagte er, „sie läßt sie immer wieder fliegen.“ — Gabriel sah sie an. Sie lachte; das Blut war ihr in die Wangen gestiegen. Als er aber die Augen nicht wieder von ihr wandte, nahm sie den einen ihrer blonden Zöpfe zwischen die Zähne und lief zur Stube hinaus. Gabriel hörte, wie sie draußen die Haustür hinter sich zuschlug.

„Sie ist eben wie ihr Vater selig“, sagte der alte Mann und lehnte sich still in den Stuhl zurück.

Es war schon abendlich geworden, vom Garten dunkelten die Bäume stark herein. Gabriel erzählte nun, wie er schon morgen mit dem frühesten in der Stadt sein müsse, und fragte nach den Steigen und Richtwegen, die er etwa einzuschlagen habe.

„Der Mond wird bald aufgehen“, sagte der Alte, „bei Nachtzeit ist jetzt das beste Wandern.

Sie sprachen noch eine Weile fort. Als es aber dunkler wurde, verstummte der Alte allgemach und sah mit gespannten Augen durch die trüben Scheiben in den Garten hinaus. Und wie Gabriel die friedliche Gestalt des Greises so sich gegenüber sah — aus der tiefen Dämmerung, die nach und nach die Kammer erfüllt hatte, noch kaum hervorsehend — da schwieg auch er. So wurde es immer stiller; die alte Wanduhr hatte allein das Wort behalten.

Endlich, da Regine noch immer nicht zurückkehrte und schon die Mondhelle von jenseit des Gartens heraufkam, stand er auf, um von dem Mädchen Abschied zu nehmen. Er ging in den Garten; aber er sah dort nichts von ihr. Da hörte er es zwischen den Erbsenbeeten rauschen; und hier fand er sie, ein Körbchen neben sich, das schon zur Hälfte mit den gepflückten Schoten angefüllt war.

„Es ist spät, Regine“, sagte er, indem er zwischen die Ranken zu ihr hineintrat, „ich werde gehen müssen; ich möchte mit Sonnenaufgang in der Stadt sein.“

Regine pflückte weiter, ohne aufzusehen. „Es ist nicht

gar so weit“, sagte sie und bückte sich und langte zwischen den Stangen durch nach den tiefst hängenden Schoten.

„Kommst du denn auch nach drüben?“ fragte Gabriel.

5 „Ich? — — Ich nicht; ich komme nicht so weit. Nur einmal war ich fort; mein Vater hatte eine Schwester im Norden, wir fuhren fast den ganzen Tag. Aber mir gefiel's nicht dort; ich verstand die Ausrede[1] der Leute nicht, und wenn ich mit ihnen sprach, fragten sie mich allezeit, 10 wo ich zu Haus sei.“

„Aber du hast es einsam hier; so alle Tage mit dem alten Mann!“

Sie nickte. „Im Dorfe drunten ist's lustiger! Sie haben dem Alten auch öfters zugeredet, der Vogt und meine 15 Mutter; aber er zieht nicht fort von hier; er sagt, er könne die Luft nicht vertragen zwischen den Häusern in der Dorfstraße.“

Gabriel hatte sich zu ihr gesetzt und half ihr pflücken. Regine schüttelte mitunter das Körbchen, das schon den 20 Vorrat nicht mehr fassen wollte. Die Dämmerung nahm immer zu; sie suchten mit den Händen nach den Schoten, die sie kaum noch sehen konnten und die endlich immer wieder über den Rand des voll gehäuften Korbes hinabglitten. Aber sie ließen nicht ab; sie pflückten langsam 25 weiter, als sei es ihnen damit angetan. — Da hörte Gabriel einen Ton, dumpf, als käme er aus der Erde; und der Boden unter ihm schütterte kaum merklich. — Er neigte das Ohr gegen die Erde und horchte. Da war es wieder; und bald noch einmal. Was geschah drüben, daß jetzt zur 30 Nachtzeit die Kanonen gingen? — — Regine schien nichts davon gehört zu haben; denn sie hob den Kopf ein wenig und sagte: „Es schlägt zehn Uhr im Dorf.“ Gabriel sprang auf; eine sehnsüchtige Ungeduld befiel ihn, es litt ihn nicht länger in der ahnungslosen Stille dieses Ortes. „Regine“, 35 sagte er laut, „wenn ich nun wiederkäme!“

Sie wandte rasch den Kopf zu ihm empor, und er

[1] Sprache.

sah bei der Dämmerung in ihre großen, glänzenden Augen.

Dann hörten sie die Schritte des alten Mannes auf dem Gartensteige, und Gabriel trat ihm entgegen, um ihm zu danken und zu sagen, daß er gehen wolle. Als aber dieser ihm noch einmal den nun einzuschlagenden Richtweg bedeuten wollte, stand Regine auf und sagte ruhig: „Laßt nur, Großvater; ich gehe mit zur Fähre."

Der Großvater nickte und reichte Gabriel die Hand; dann aber, ihn noch einmal an der Kugelbüchse zurückhaltend, auf die er schon in der Kammer unterweilen einen scharfen Blick geworfen hatte, sagte er mit schlauem Lächeln: „Wir sehen uns noch wieder, junger Herr; Sie kommen schon zurück — — — morgen oder übermorgen." — Darauf trat er unter die Haustür, und Gabriel folgte Reginen durch den Garten. Als sie auf die Wiese hinausgekommen waren, schien ihnen der Mond ins Angesicht. Am Immenhofe führte der Pfad vorüber; aber es war still geworden darinnen; nur ein Nachtschmetterling flog surrend über das schlafende Königreich der Bienen. Kaum einige tausend Schritte vor ihnen lag der Wald mit seiner schwarzen, geheimnisvollen Masse. Als sie die feuchten Schatten erreicht hatten, welche weithin über die Wiesen fielen, konnte Gabriel eine kurze Leiter aus Fichtenstämmen erkennen, welche zwischen dichten Gebüschen in das höher gelegene Gehege hinaufführte. Sie bogen das Gezweig beiseite und traten von der Leiter in das Innere des Waldes. Ein Fußpfad, jetzt kaum erkennbar in der Dämmerung, führte sie seitwärts hart am Waldessaum entlang, so daß sie zwischen den einzelnen Bäumen und Gebüschen auf die draußen im Mondschein liegenden Wiesen hinaussehen konnten. Regine ging voran. Das Mondlicht spielte zwischen den Zweigen herein und hing sich wie Tropfen an den dunkeln Blättern; mitunter streifte ein voller Strahl den blonden Mädchenkopf, der dann auf einen Augenblick klar aus dem Dunkel hervortrat, um sogleich wieder darin zu verschwinden. Gabriel ging schweigend hinter ihr her; er hörte nichts als das Rauschen

ihrer Füße in dem überjährigen Laube und das Arbeiten der Käfer in den Baumrinden; kein Luftzug; nur das feine, elektrische Knistern in den Blättern rührte sich kaum hörbar. Nach einer Weile kam aus dem Dunkel des Waldes
5 etwas angerannt und trabte ihnen zur Seite. Gabriel sah zwei Augen in seiner Nähe blitzen. „Was ist das?“ fragte er.

Ein Rehkalb sprang in den Weg. „Das ist mein Kamerad!“ rief das Mädchen; dann lief sie pfeilschnell auf
10 dem Steige fort; das Tier hinter ihr drein.

Gabriel blieb zurück und lehnte sich an einen Baum; er hörte es zwischen den Büschen rauschen, er hörte das Mädchen in die Hände klatschen, dann alles in der Ferne verschwinden. Es wurde still um ihn her; nur die geheim-
15 nisvolle Musik der Sommernacht wurde wieder seinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Atem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten und wieder hinschwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; unbegreifbar leise,
20 verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen hinabliefen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann. Der Morgen, an dem er das Haus verlassen hatte, der Abschied von seiner Mutter lag hinter ihm wie eine
25 längst vergangene Zeit.

Endlich kam das Mädchen zurück. Sie legte die Hand auf seine Büchse. „Es ist so zahm“, sagte sie, „wir rennen oft zusammen!“

Das Klirren des Gehenkes weckte ihn. „Komm nur“,
30 sagte er, „und weise mir den Weg!“ Sie schwieg einen Augenblick; dann, dem Gaste gehorsam, bog sie von dem Steige, auf dem sie bisher gewandert waren, quer in den Wald hinein. Jeder betretene Pfad hörte hier auf; Baumwurzeln krochen am Boden hin und fingen den Fuß des
35 Wanderers; niederhängende Zweige schlugen ihm ins Gesicht oder zupften ihn an der Büchse; es wurde so finster, daß er die Gestalt des Mädchens, welche waldkundig und unversehrt durch die Zweige schlüpfte, nicht mehr erkennen

konnte. Nur manchmal, wenn er, plötzlich von unsichtbaren Dornen geritzt, einen ungeduldigen Aufruf nicht zu unterdrücken vermochte, hörte er vor sich ihr schadenfrohes Gelächter. Endlich aber harrte sie seiner und reichte ihm schweigend die Hand zurück. So gingen sie weiter. 5
Ein Plätschern scholl aus der Ferne; Gabriel lauschte. „Es ist das Fährboot", sagte sie, „dort unten liegt die Bucht." Bald konnte er deutlich das Geräusch von Ruderschlägen unterscheiden; dann traten die Bäume plötzlich auseinander, und sie sahen frei ins Land hinaus, das in 10
den sanften Umrissen der Mondbeleuchtung zu ihren Füßen lag. Die Wiesen waren ganz von silbergrauem Tau bedeckt; darüber lief der Fußpfad wie ein dunkler Strich zur Bucht hinab. Die Brücke des Mondspiegels streckte sich zitternd über das Wasser; das Fährboot, von der andern 15
Seite kommend, trat eben wie ein Schatten in den hellen Schein. Gabriel blickte nach dem jenseitigen Ufer hinab; aber er sah nur Duft und Dämmerung.

„Nicht weiter", sagte das Mädchen und zog ihre Hand aus der seinen; „hier über die Wiesen geht der Weg zur 20
Fähre; du kannst nicht fehlen."

Sie selber standen noch im Schatten; aber bei der Fülle des Lichtes, die draußen webte, konnte er ihre ganze Gestalt erkennen und jedes Regen ihrer Gliedmaßen. Sie hatte im Laufen ihre Flechten aufgebunden, die nun wie 25
ein Kranz auf ihrem Scheitel lagen. Sie erschien ihm auf einmal so stolz und jungfräulich; er konnte die Augen nicht von ihr lassen, als sie in den Mondschein hinauswies und ihm die Wege zeigte, die er gehen sollte.

„So leb denn wohl, Regine!" sagte er und reichte ihr 30
die Hand.

Aber sie trat vor ihm zurück und sagte zögernd: „Sag' mir noch eines; . . . weshalb mußt du in den Krieg?"

„Weißt du es nicht, Regine?"

Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht da- 35
von", sagte sie und sah wie ein Kind an ihm herauf.

Er verlor sich stumm in ihren Augen; eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter

säuselten. Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Atmen; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was so ihn anschaute.

5 „Sprich nur!“ sagte sie endlich.

Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde“, sagte er, „für dich, für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut dir hier begegne, den du nicht 10 verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!“

Sie strich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer sie berühre. „Geh!“ sagte sie leise, „gute Nacht!“

15 „Gute Nacht; — — — wo find' ich dich denn wieder?“

Sie legte die Hände um seinen Nacken und sagte: „Ich bleibe hier zu Haus!“

Er küßte sie. „Gute Nacht, Regine!“

Sie löste ihre Hände von seinem Halse. Dann schritt 20 er in die Mondnacht hinaus; und als er nach einer Weile am Ende der Wiese zurückblickte, da war es ihm, als stehe die schöne, kindliche Gestalt noch immer an der Stelle, wo er von ihr gegangen, unbeweglich im schwärzesten Tore des Waldes.

* * *

25 Ich hatte das Buch zusammengelegt und sah durch die Hüttenreihen in den grauen Tag hinaus. Gabriel trat zu mir und lehnte die blankgeputzte Büchse an meine Schulter. Sie blitzte mich an. Ich aber, des Gelesenen gedenkend, fragte ihn: „Und was bedeutet nun das welke Blatt?“

30 „Noch einmal!“ rief er, „es ist grün, so grün wie Juniblätter!“

„Und du bist niemals wieder dort gewesen?“

„Pagina hundertunddreizehn!“ sagte er lächelnd.

Ich schlug noch einmal nach. Schon wieder Verse!

* * *

Pagina 113.

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ständ' sie noch im Blätterschatten
Inmitten jener Sommernacht, 5
Und fänd' ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld —
Sie schritte doch vom Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

* * *

„Und wenn sie doch hinunterschritte!“ sagte ich. 10
„Dann wollen wir die Büchse laden! Der Wald und seine Schöne sind in Feindeshänden.“

Im Sonnenschein

(1854)



Einleitung des Herausgebers.

Das feine Rokokobildchen „Im Sonnenschein“ verdankt der Heimatsehnsucht Storms seine Entstehung. Auf einsamen Mittagsspaziergängen im Park von Sanssouci bei Potsdam hat der Dichter diese Geschichte im Sommer 1854 ersonnen, um sich „aus dieser
5 peinlichen Wirklichkeit zu flüchten“, wie er an die Mutter schrieb. Ende Juli wartete Fontane gespannt auf ihre Vollendung und wünschte, „daß Potsdam mit Husum konkurrieren“ könne. Wie Storm an Mörike schrieb, war es beabsichtigt, die Erzählung zuerst in der Zeitschrift „Argo“ zu veröffentlichen; aber der beabsichtigte
10 zweite Jahrgang kam 1855 noch nicht zustande. So trat die Erzählung denn zuerst Weihnachten 1854 mit einer Widmung an die Mutter vor die Öffentlichkeit zusammen mit „Im Saal“ und „Frau Marthe und ihre Uhr“. Am 24. September schickte Storm seinem Verleger Alexander Duncker während des Druckes noch einen „Zu-
15 satz, respektive Änderung“, die er klein und tiefsinnig fand. Der Titel der Sammlung stand noch nicht fest, es wurde dann einfach der Titel der vorliegenden Erzählung an die Spitze gestellt, der zu den anderen Geschichtlein nicht recht paßt. Das Büchlein fand gleich einen lebhaften Erfolg, Mitte März 1855 konnte
20 der Dichter bereits über die Notwendigkeit einer zweiten Auflage von tausend Stück nach Husum berichten, 1860 erschien die dritte und bis 1918 sind noch zehn weitere gefolgt. März 1855 besprach Robert Prutz die Sammlung liebevoll in seinem „Deutschen Museum“ und bezeichnete sie als eine für den feineren
25 Geschmack „höchst wertvolle“ Gabe. Weniger war Paul Heyse mit der Erzählung zufrieden; er rühmte sie zwar als ein verlockendes Stimmungsbild, vermißte aber zwischen Anfang und Ende die Entwicklung, die Handlung, den Roman.

Mit diesem Urteil hat Heyse sehr richtig das Wesen aller dieser
30 Anfangsleistungen Storms bezeichnet, und der in ihm liegende

Tadel ist für den Erzähler Heyse sehr bezeichnend, wird aber dem Wert dieser „Situationen“, deren Reiz gerade in den lebendig ausgemalten Zustandsbildern liegt, nicht gerecht. Storm selbst war zwar mit dem zweiten Teile schließlich selbst nicht zufrieden und dachte daran, einen Ausblick auf einen besonderen 5 Vorfall hinzuzudichten, lehnte aber Heyses Aufforderung zu einer längeren Ausführung mit den Worten ab: „in meine Geschichte gehört nicht mehr“.

Das erzählte Ereignis selbst beruht auf „bestimmten Tatsachen“ der Woldsenschen Familiengeschichte. „Das Bachstelzchen“ 10 ist eine Tochter von Storms Urgroßvater mütterlicherseits, dem letzten, großen Husumer Kaufmann Friedrich Woldsen, an dessen hartem Willen sich ihre „Liebe zu dem braven Major verbluten“ mußte. Storm selbst hat in den „Nachgelassenen Blättern“ von ihr und dem Anlaß der Erzählung berichtet. Der zweite Auf- 15 tritt ist im Leben wirklich 1848 gespielt worden, nur daß Storm damals mit seiner Mutter zusammensaß, die ihm von dem Schicksal Tante Fritzchens, wie sie in Wirklichkeit hieß, erzählte. Die Einführung der Großmutter kann nur als glücklich bezeichnet werden, der Reiz der Vergangenheit wirkt stärker, wenn eine 20 Zeitgenossin des lieblichen Mädchens von ihrer unglücklichen Liebe erzählt. Dieser Zauber der Vergangenheit, der Storm beim Wiederlesen der Erzählung noch 1862 übermannte, und die reizvolle Schilderung des Sommernachmittags in dem Rokokogarten, der getreu nach Urgroßmutter Feddersens Garten im alten Husum 25 geschildert ist, geben dem schönen Werkchen sein eigentümliches Gepräge. Ein Stück Rokoko, träumerischer und bürgerlicher als in Eichendorffs hübschem Gedichte „Sonst“ steht vor uns, und das reizende Fräulein kann nach Erich Schmidts Urteil den Vergleich mit Gottfried Kellers Hanswurstel Figura Leu aus dem 30 „Landvogt von Greifensee“ ruhig wagen. Keller selbst hat das Geschichtchen denn auch sehr gefallen; er stellte mit Recht fest, daß die Auflösung eines Tatsächlichen in ein Dichterisches sich selten so leicht und zwanglos vollzöge. Fürwahr, Potsdam, dessen Rokokogärten in Storm die Erinnerung an die Familiengeschichte 35 geweckt haben werden, konnte es mit Husum aufnehmen!

1.

In den höchsten Zweigen des Ahornbaums, der an der Gartenseite des Hauses stand, trieben die Stare ihr Wesen. Sonst war es still; denn es war Sommernachmittag zwischen eins und zwei.

5 Aus der Gartentür trat ein junger Reiteroffizier in weißer, festtäglicher Uniform, den kleinen, dreieckigen Federhut schief auf den Kopf gedrückt, und sah nach allen Seiten in die Gänge des Gartens hinab; dann, seinen Rohrstock zierlich zwischen den Fingern schwingend, horchte er
10 nach einem offenstehenden Fenster im oberen Stockwerke hinauf, aus welchem sich in kleinen Pausen das Klirren holländischer Kaffeeschälchen und die Stimmen zweier alter Herren deutlich vernehmen ließen. Der junge Mann lächelte, wie jemand, dem was Liebes widerfahren soll, in-
15 dem er langsam die kleine Gartentreppe hinunterstieg. Die Muscheln, mit denen der breite Steig bestreut war, knirschten an seinen breiten Sporen; bald aber trat er behutsam auf, als wolle er nicht bemerkt sein. — Gleichwohl schien es ihn nicht zu stören, als ihm aus einem Seitengange ein
20 junger Mann in bürgerlicher Kleidung mit sauber gepuderter Frisur entgegenkam. Ein Ausdruck brüderlichen, fast zärtlichen Vertrauens zeigte sich in beider Antlitz, als sie sich schweigend die Hände reichten. „Der Syndikus ist droben; die alten Herren sitzen am Tokadilletisch[1]“, sagte
25 der junge Bürger, indem er eine starke, goldene Uhr hervorzog, „ihr habt zwei volle Stunden! Geh nur, du kannst rechnen helfen.“ Er zeigte bei diesen Worten den Steig entlang nach einem hölzernen Lusthäuschen, das auf Pfählen über den unterhalb des Gartens vorüberströmen-
30 den Fluß hinausgebaut war.

[1] Tokadille ist ein dem Puff verwandtes Brettspiel.

„Ich danke dir, Fritz. Du kommst doch zu uns?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf. „Wir haben Posttag!" sagte er und ging dem Hause zu. Der junge Offizier hatte den Hut in die Hand genommen und ließ, während er den Steig hinabging, die Sonne frei auf seine hohe Stirn und seine schwarzen, ungepuderten Haare scheinen. So hatte er bald den Schatten des kleinen Pavillons, der gegen Morgen lag, erreicht.

Die eine Flügeltür stand offen; er trat vorsichtig auf die Schwelle. Aber die Jalousien schienen von allen Seiten geschlossen; es war so dämmerig drinnen, daß seine noch eben des vollen Sonnenlichts gewöhnten Augen erst nach einer ganzen Weile die jugendliche Gestalt eines Mädchens aufzufassen vermochten, welche, inmitten des Zimmers an einem Marmortischchen sitzend, Zahl um Zahlen mit sicherer Hand in einen vor ihr liegenden Folianten eintrug. Der junge Offizier blickte verhaltenen Atems auf das gepuderte Köpfchen, das über den Blättern schwebend, wie von dem Zuge der Feder, harmonisch hin und wieder bewegt wurde. Dann, als einige Zeit vorübergegangen, zog er seinen Degen eine Handbreit aus der Scheide und ließ ihn mit einem Stoß zurückfallen, daß es einen leichten Klang gab. Ein Lächeln trat um den Mund des Mädchens, und die dunklen Augenwimpern hoben sich ein weniges von den Wangen empor; dann aber, als hätte sie sich besonnen, streifte sie nur den Ärmel der amarantfarbenen Kontusche[1] zurück und tauchte aufs neue die Feder ein.

Der Offizier, da sie immer nicht aufblickte, tat einen Schritt ins Zimmer und zog ihr schweigend die Feder durch die Finger, daß die Tinte auf den Nägeln blieb.

„Herr Kapitän!" rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. Sie hatte den Kopf zurückgeworfen; ein Paar tiefgraue Augen waren mit dem Ausdruck nicht allzu ernsthaften Zürnens auf ihn gerichtet.

Er pflückte ein Rebenblatt draußen vom Spalier und wischte ihr sorgfältig die Dinte von den Fingern. Sie

[1] Ein bis zu den Knien reichender Frauenmantel von roter ins Violette spielender Farbe.

ließ das ruhig an sich geschehen; dann aber nahm sie die Feder und fing wieder an zu arbeiten.

„Rechne ein andermal, Fränzchen!“ sagte der junge Mann.

5 Sie schüttelte den Kopf. „Morgen ist Klosterrechnungstag[1]; ich muß das fertig machen.“ Und sie setzte ihre Arbeit fort.

„Du bist ein Federheld!“

„Ich bin eine Kaufmannstochter!“

10 Er lachte.

„Lache nicht! Du weißt, wir können die Soldaten eigentlich nicht leiden.“

„Wir? Welche wir sind das?“

„Nun, Konstantin“, — und dabei rückte ihre Feder 15 addierend die Zahlenreihen hinunter — „wir, die ganze Firma!“

„Du auch, Fränzchen?“

„Ach! ich“ — — und sie ließ die Feder fallen und warf sich an seine Brust, daß sich ein leichtes Puderwölk- 20 chen über ihren Köpfen erhob. Sie strich mit der Hand über seine glänzendschwarzen Haare. „Wie eitel du bist!“ sagte sie, indem sie den schönen Mann mit dem Ausdruck wohlgefälligen Stolzes betrachtete.

Von der Stadt herüber kam der Schall einer Militär- 25 musik. Die Augen des jungen Kapitäns leuchteten. „Das ist mein Regiment!“ sagte er und hielt das Mädchen mit beiden Armen fest.

Sie bog sich lächelnd mit dem Oberkörper von ihm ab. „Es hilft dir aber alles nicht!“

30 „Was soll denn daraus werden?“

Sie hob sich auf den Fußspitzen zu ihm heran und sagte: „Eine Hochzeit!“

„Aber die Firma, Fränzchen!“

„Ich bin meines Vaters Tochter.“ Und sie sah ihn 35 mit ihren klugen Augen an.

In diesem Augenblick drang, in scheinbar unmittel-

---

[1] Das Kloster ist das Sankt Jürgenstift.

barer Nähe, vom obern Stockwerke des Hauses der Laut einer harten Stimme zu ihnen herüber. Die Stare flogen schreiend durch den Garten; der junge Offizier, wie in unwillkürlicher Bewegung, schloß das Mädchen fester in seine Arme. „Was hast du?“ sagte sie. „Die alten Herren 5 haben die erste Partie gespielt; nun stehen sie am Fenster, und Papa macht das Wetter für die nächste Woche.“

Er sah durch die Tür in den sonnbeschienenen Garten hinaus. „Ich habe dich“, sagte er. „Es darf nicht anders werden.“ 10

Sie wiegte schweigend einigemal den Kopf; dann machte sie sich los und drängte ihn gegen die Tür. „Geh nun!“ sagte sie. „Ich komme bald; ich lass' dich nicht allein.“

Er faßte ihr zartes Gesichtchen in seine Hände und küßte sie. Dann ging er zur Tür hinaus und seitwärts 15 den Steig hinauf; an dem Ligusterzaun entlang, der das tiefere Flußufer von dem Garten trennte. So, während seine Augen dem unaufhaltsamen Vorüberströmen des Wassers folgten, gelangte er an einen Platz, wo das marmorne Bild einer Flora inmitten sauber geschorener 20 Buchsbaumarabesken stand. Die zwischen den Schnörkeln eingelegten Porzellanscherben und Glaskorallenschnüre leuchteten zierlich aus dem Grün hervor; ein scharfes Arom erfüllte die Luft, untermischt zuweilen mit dem Duft der Provinzrosen, die hier zu Ende des Steiges an der Gar- 25 tenmauer standen. In der Ecke zwischen diesem und dem Ligusterzaun war eine Laube, tief verschattet von wucherndem Geißblatt. Der Kapitän schnallte seinen Degen ab und setzte sich auf die kleine Bank. Dann begann er mit der Spitze seines Rohrstocks einen Buchstaben um den an- 30 dern in den Boden zu zeichnen, die er immer wieder, als könne ein Geheimnis durch sie verraten werden, bis auf den letzten Zug zerstörte. So trieb er es eine Zeitlang, bis seine Augen an dem Schatten einer Geißblattranke haften blieben, an deren Ende er die feinen Röhren der Blüte 35 deutlich zu erkennen vermochte. Bald im längeren Betrachten bemerkte er daran den Schatten eines Lebendigen, der langsam an dem Stengel hinaufkroch. Er sah dem

eine Weile zu; dann aber stand er auf und blickte über sich in das Gewirr der Ranken, um die gefährdete Blüte zu entdecken und das Ungeziefer herunterzuschlagen. Aber die Sonnenstrahlen brachen sich zwischen den Blättern und 5 blendeten ihn; er mußte die Augen abwenden. — Als er sich wieder auf die Bank gesetzt hatte, sah er wie zuvor die Ranke scharf und deutlich auf dem sonnigen Boden liegen; nur zwischen den schlanken Kelchen der Schattenblüte haftete jetzt eine dunkle Masse, die von Zeit zu Zeit 10 durch zuckende Bewegungen eine emsige tierische Tätigkeit verriet. Er wußte nicht, wie es ihn überkam, er stieß nach dem arbeitenden Klumpen mit seinem Rohrstock; aber über ihm ging der Sommerwind durch das Gezweige, und die Schatten huschten ineinander und ent- 15 wischten ihm. Er wurde eifrig; er spreizte die Kniee auseinander und wollte eben zu einem neuen Stoße ausholen; da trat die Spitze eines seidenen Mädchenschuhs ihm in die Sonne.

Er blickte auf, Franziska stand vor ihm; die Feder hin- 20 term Ohr, deren weiße Fahne wie ein Taubenfittich von dem gepuderten Köpfchen abstand. Sie lachte eine ganze Weile; unhörbar erst, man sah es nur. Er lehnte sich zurück und blickte sie voll Entzücken an; sie lachte so leicht, so mühelos, es lief über sie hin wie ein Windhauch über 25 den See; so lachte niemand anders.

„Was treibst du da!“ rief sie endlich.

„Dummes Zeug, Fränzchen; ich scharmuzziere[1] mit den Schatten.“

„Das kannst du bleiben lassen.“

30 Er wollte ihre beiden Hände fassen; sie aber, die in diesem Augenblick sich nach der Gartenmauer umgesehen, zog ein Messerchen aus ihrer Tasche und schnitt damit die aufgeblühten Rosen aus den Büschen. „Ich werde Potpourri machen auf den Abend“, sagte sie, während sie 35 die Rosen an der Erde sorgfältig zu einem Häuflein zusammenlegte.

[1] Plänkele.

Er sah geduldig zu; er wußte schon, man mußte sie gewähren lassen.

„Und nun?“ fragte er, nachdem sie das Messer wieder eingeschlagen und in den Schlitz ihrer Robe hatte gleiten lassen. 5

„Nun, Konstantin? — — Beisammensein und die Stunden schlagen hören.“ — Und so geschah es. — Vor ihnen drüben in dem Zitronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und sie hörten tief im Laube das Kreischen der Nestlinge; dann wieder, ihnen selber kaum bewußt, 10 drang das Schluchzen des unterhalb fließenden Wassers an ihr Ohr; mitunter sank eine Kaprifolienblüte zu ihren Füßen; von Viertelstunde zu Viertelstunde schlug drüben im Hause die Amsterdamer Spieluhr. Es wurde ganz stille zwischen ihnen. Aber der Drang, den geliebten 15 Namen leibhaftig vor sich ausgesprochen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!“ sagte er halblaut.

„Konstantin!“

Und als würde er nach der langen Stille durch ihre Stimme überrascht und ihm erst jetzt das Geheimnis 20 ihres Klanges offenbar, sagte er: „Du solltest singen, Fränzchen!“

Sie schüttelte den Kopf. „Du weißt, das taugt für Bürgermädchen nicht!“

Er schwieg einen Augenblick; dann faßte er ihre Hand 25 und sagte: „Sprich nicht so! auch nicht im Scherz. Du hattest ja schon Lektionen beim Kantor. Was ist es denn?“

Sie sah ihn ernsthaft an; bald aber brach ein lustiger Glanz aus ihren Augen. „Nein“, rief sie, „schau nicht so finster! Ich will's dir sagen — ich rechne zu gut!“ 30

Er lachte und sie lachte mit. „Bist du mir aber auch zu klug, Franziska?“

„Vielleicht!“ sagte sie, — und ihre Stimme erhielt plötzlich einen tiefen, herzlichen Klang, als sie es sagte. — „Du weißt noch gar nicht, wie! Als du erst hier in die 35 Stadt versetzt warst und dann zu meinem Bruder Fritz ins Haus kamst, war ich ein kleines Mädchen, das noch zwei volle Schuljahre vor sich hatte. Nachmittags, wenn

ich nach Haus gekommen, schlich ich mich öfters in den Saal und stellte mich daneben, wenn ihr euch im Rapieren übtet. Aber du wolltest keine Notiz von mir nehmen. Einmal sogar, als deine Klinge mir in die Schürze fuhr, sagtest du: ‚Setz dich ins Fenster, Kind.‘ Du weißt wohl nicht, was das für böse Worte waren! — Nun aber begann ich auf allerlei Listen zu sinnen. Wenn Nachbarskinder bei mir waren, suchte ich dich durch eins der anderen Mädchen — ich selber hätt' es nicht getan — zur Teilnahme an unsern Spielen zu veranlassen; und wenn du dann in unseren Reihen standest —“

„Nun, Fränzchen!“

„Dann lief ich so oft an dir vorüber, bis du mich endlich doch an meinem weißen Kleidchen haschen mußtest.“

Sie war dunkelrot geworden. Er legte seine Finger zwischen ihre und hielt sie fest umschlossen. Nach einer Weile sah sie schüchtern zu ihm auf und fragte: „Hast du denn nichts gemerkt?“

„Doch; endlich!“ sagte er, „du bist ja endlich groß geworden.“

„Und dann? — Wie kam es denn mit dir?“

Er sah sie an, als müsse er ihr Antlitz befragen, ob er reden dürfe. „Wer weiß“, sagte er, „ob es je gekommen wäre! Aber die Frau Syndika sagte einmal — —“

„So sprich doch, Konstantin!“

„Nein; mir zulieb! geh erst einmal den Steig hinauf!“

Sie tat es. Nachdem sie die abgeschnittenen Rosen in ihre Schürze gesammelt, ging sie, ohne ein Wort zu sagen, nach dem Gartenhause und trat bald darauf mit leeren Händen wieder aus der Tür. — Sie hatte zierliche Füße und einen behenden Tritt; aber sie stieß im Gehen, unmerklich fast, mit den Knieen gegen das Gewand. Der junge Mann folgte dieser Bewegung, so wenig schön sie sein mochte, mit den glücklichsten Augen; er merkte es kaum, als die Geliebte jetzt wieder vor ihm stand. „Nun“, fragte sie, „was sagte die Frau Syndika? oder war es eine von ihren sieben Töchtern?“

„Sie sagte“ — und er ließ seine Augen langsam an

ihrer feinen Gestalt hinaufgleiten — „sie sagte: ‚Die Mamsell Fränzchen ist eine angenehme Person; aber gehen tut sie wie eine Bachstelze!'“

„O du!“ — — und Fränzchen legte die Hände auf den Rücken ineinander und sah freudestrahlend auf ihn nieder.

„Seitdem“, fuhr er fort, „konnte ich's nicht wieder von mir bringen; überall habe ich müssen dich vor mir gehen und hantieren sehen.“

Sie stand noch immer vor ihm, schweigend und unbeweglich.

„Was hast du?“ fragte er. „Du siehst so stolz und vornehm aus!“

Sie sagte: „Es ist das Glück!“

„O, eine Welt voll!“ und er zog sie mit beiden Armen zu sich nieder.

2.

Es war eine andere Zeit, wohl über sechzig Jahre später. Aber es war wieder an einem Sommernachmittage, und die Rosen blühten auch wie dazumal. — In dem oberen Zimmer nach dem Garten hinaus saß eine alte Frau. Auf ihrem Schoße, den sie mit einem weißen Schnupftuch überbreitet hatte, hielt sie eine dampfende Kaffeetasse; doch schien sie heute des gewohnten Trankes zu vergessen, denn nur selten und wie in Gedanken führte sie die Tasse an den Mund.

Nicht weit davon, dem Sofa gegenüber, saß ihr Enkel, ein Mann über die Zeit der vollsten Jugend noch kaum hinaus. Er stützte seinen Kopf in die Hand und blickte nach den kleinen Familienbildern, die in silberner Fassung über dem Sofa hingen. Der Großvater, die Urgroßeltern, Tante Fränzchen, des Großvaters Schwester — sie waren lange tot, er hatte sie nicht gekannt. Nun ließ er seine Augen von einem zum andern gehen, wie er schon oft getan, wenn er mit der Großmutter in der stillen Nachmittagsstunde beisammen saß. Auf Tante Fränzchens Bilde schienen die Farben am wenigsten verblichen, ob-

wohl sie vor den Eltern und lange vor dem Bruder gestorben war. Die rote Rose in der weißen Puderfrisur war noch wie frisch gepflückt; auf der amarantfarbenen Kontusche zeichnete sich deutlich ein blaues Medaillon, das
5 an einem dunklen Bande vom Halse auf die Brust herabhing. Der Enkel konnte nicht die Augen wenden von diesen kargen Spuren eines früh dahingegangenen Lebens; er blickte fast mit Inbrunst in das feine, blasse Gesichtchen. Der Garten, wie er ihn als Knabe noch gesehen,
10 trat vor seine Phantasie; er sah sie darin wandeln zwischen den seltsamen Buchsbaumzügen; er hörte das Knistern ihres Schuhes auf den Muschelsteigen, das Rauschen ihres Kleides. Aber die Gestalt, die er so heraufbeschworen, blieb allein; gebannt in dem grünen Fleckchen, das vor
15 seinem inneren Auge stand. Was sich um die Lebende einst mochte bewegt haben, ihre Gespielinnen, die Töchter aus den alten, finsteren Patrizierhäusern, den Freund, der nach ihr spähte zwischen den Büschen des Gartens, hatte er keine Macht ihr zu gesellen. „Wer weiß von
20 ihnen!“ sprach er vor sich hin; das kleine Medaillon war ihm wie ein Siegel auf der Brust des vor so langer Zeit verstorbenen Mädchens.

Die Großmutter setzte die Tasse auf die Fensterbank; sie hatte ihn sprechen hören. „Bist du in unserer Gruft
25 gewesen, Martin?“ fragte sie; „sind die Reparaturen bald zustande?“

„Ja, Großmutter.“

„Es muß alles in Ordnung sein; wir haben in unserer Familie immer auf Reputation gehalten.“

30 „Es wird alles in Ordnung kommen“, sagte der Enkel, „aber es ist ein Sarg eingestürzt; das hat einen Aufschub gegeben.“

„Sind denn die Eisenstangen abgerostet?“

„Das nicht. Er stand zu hinterst neben dem Gitter;
35 das Wasser ist darauf getropft.“

„Das muß Tante Fränzchen sein“, sagte die Großmutter nach einigem Besinnen. — „Lag denn ein Kranz darauf?“

Martin sah die Großmutter an. „Ein Kranz? — — Ich weiß es nicht; er mag auch wohl vergangen sein.“

Die Greisin nickte langsam mit dem Kopf und sah eine Weile schweigend vor sich hin. „Ja, ja!“ sagte sie dann, fast wie beschämt, „es ist nun freilich schon über fünfzig 5 Jahre her, daß sie begraben wurde. Ihr Fächer, der mit Schmelz und Flittern, liegt noch drüben im Saal in der Spiegelkommode; ich habe ihn aber gestern nicht finden können.“

Der Enkel vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. 10 Die Großmutter bemerkte es und sagte: „Deine Braut, der Wildfang, ist mir wohl wieder über meinem Kram gewesen. Ihr sollt mir das nicht zu euren Possen gebrauchen!“

„Aber Großmutter, wie sie neulich abends in deinem 15 Reifrock durch den Garten promenierte — ihr wäret alle eifersüchtig geworden, wenn sie Anno neunzig so in eure Laube getreten wäre.“

„Du bist ein eitler Junge, Martin!“

„Freilich“, fuhr er fort, die fremden, braunen Augen 20 hat sie nun einmal; sie kommen jetzt ohne Gnade in die Familie!“

„Nun, nun!“ sagte die Großmutter, „die braunen Augen sind schon gut, wenn nur ein gutes Herz herausschaut. — Aber den Fächer soll sie mir in Ehren halten! 25 Tante Fränzchen trug ihn auf deines Großvaters Hochzeit, und mich dünkt, ich sehe sie noch mit der dunkelroten Rose in den Haaren. Nachher hat sie dann nicht gar lange mehr gelebt. — Es war eine große Liebe zwischen den Geschwistern; sie hat ihrem Bruder dazumalen auch 30 ihr Porträt geschenkt, und dein Großvater hat es, solange er lebte, bei sich in seiner Schreibschatulle gehabt. — Später hingen wir es denn hierher, zu ihm und zu den Eltern.“

„Sie ist wohl schön gewesen, Großmutter?“ fragte 35 der Enkel, indem er nach dem Bilde hinüberblickte.

Die Großmutter schien ihn nur halb zu hören. „Sie war ein kluges Frauenzimmer“, sagte sie, „und sehr ge-

schickt in der Feder. Während dein Großvater in Marseille war, und auch wohl später noch, hat sie dem alten Vater alle Jahr die Klosterrechnungen ausgeschrieben; denn er war Klostervorsteher und dann Ratsverwandter,
5 ehe er zweiter Bürgermeister wurde. — Sie hatte auch eine schlanke, wohlproportionierte Figur, und dein Großvater pflegte sie wohl mit ihren feinen Händen zu necken. Aber heiraten hat sie niemalen wollen."

„Gab es denn derzeit keine jungen Männer in der
10 Stadt, oder haben ihr die Freier nicht gefallen?"

„Das", sagte die Großmutter, indem sie mit den Händen über ihren Schoß strich, „das, mein liebes Kind, hat sie mit sich in ihr Grab genommen. — Man sagte wohl, sie hab' einmal einen leiden können; — Gott mag es
15 wissen! Es war ein Freund deines Großvaters und ein reputierlicher Mensch. Aber er war Offizier und Edelmann; und dein Urgroßvater war immer sehr gegen das Militär. — Auf deines Großvaters Hochzeit tanzten sie miteinander, und ich entsinne mich wohl, sie machten ein
20 schönes Paar zusammen Unter den Leuten nannten sie ihn nur den Franzosen; denn er hatte rabenschwarzes Haar, das er nur selten pudern ließ, wenn er nicht just im Dienst war. Es ist aber das letztemal gewesen; er nahm bald darauf seinen Abschied und kaufte sich weit von hier einen
25 kleinen Landsitz, wo er noch einige Zeit nach deines Großvaters Tode mit einer unverheirateten Schwester gelebt hat."

Der Enkel unterbrach sie. Es muß damals ein anderes Ding gewesen sein um die Herzensgeschichten", sagte
30 er nachdenklich.

„Ein anderes Ding?" wiederholte die Großmutter, indem sie ihrem Körper für einen Augenblick die Haltung der Jugend wiederzugeben suchte. „Wir hatten so gut ein Herz wie ihr und haben unser Teil dafür leiden müs-
35 sen. — Aber", fuhr sie beruhigter fort, „was wißt ihr junges Volk auch, wie es dazumalen war. Ihr habt die harte Hand nicht über euch gefühlt; ihr wißt es nicht, wie mäuschenstille wir bei unsern Spielen wurden, wenn wir

den Rohrstock unseres Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten."

Martin sprang auf und faßte die Hände der Großmutter.

„Nun", sagte sie, „es mag vielleicht besser sein, so wie es jetzo ist. Ihr seid glückliche Kinder; aber deines Großvaters Schwester lebte in den alten Tagen. — Seit wir nach unserer Hochzeit das untere Stockwerk hier im Hause bewohnten, kam sie gern zu uns herunter; manchmal auch saß sie stundenlang bei deinem Großvater im Kontor und half ihm bei seinen Schreibereien. Im letzten Jahre, seit ihre Kräfte abzunehmen anfingen, fand ich sie wohl zuweilen über ihren Rechnungsbüchern eingeschlafen. Dein Großvater saß dann stille fortarbeitend ihr gegenüber an der anderen Seite des Pultes, und ich erinnere mich noch gar wohl an das trauervolle Lächeln, womit er, wenn ich zu ihnen eintrat, mich auf die schlafende Schwester aufmerksam zu machen pflegte."

Die Erzählerin schwieg eine Weile und blickte mit weit geöffneten Augen vor sich hin, während sie mechanisch ihre Tasse schwenkte und mit Behutsamkeit die Neige ausschlürfte. Dann, nachdem sie die Tasse neben sich auf die Fensterbank gestellt hatte, sprach sie langsam weiter. „Unsere alte Anne konnte nicht genug davon erzählen, wie lustig und umgänglich ihre Mamsell in jüngeren Jahren gewesen sei; auch war sie die einzige von den Kindern, die bei Gelegenheit mit dem Vater ein Wort zu reden wagte. — Solange ich sie gekannt, ist sie immer still und für sich gewesen; zumal wenn der Vater im Zimmer war, sprach sie nur das Notwendige, und wenn sie just gefragt wurde. Was da passiert sein mag; — dein Großvater hat nie davon gesprochen; — nun sind sie alle längst begraben."

Der Enkel betrachtete das Bild des Urgroßvaters, und seine Augen blieben an den strengen Linien haften, die den starken Mund von den Wangen schieden. „Es muß ein harter Mann gewesen sein" sagte er.

Die Großmutter nickte. „Er hat seine Söhne bis in

ihr dreißigstes Jahr erzogen", sagte sie. „Sie haben darum bis in ihr spätes Alter auch niemals so recht einen eigenen Willen gehabt. Dein Großvater hat es oft genug beklagt. Er wäre am liebsten ein Gelehrter geworden, wie
5 du es bist; aber die Firma verlangte einen Nachfolger. Es waren damals eben andere Zeiten.

Martin nahm das Bild des Großvaters von der Wand. „Das sind milde Augen", sagte er.

Die Großmutter streckte die Hände aus, als wolle sie
10 aus ihrem Lehnstuhl aufstehen; dann ließ sie sie langsam ineinander sinken. „Jawohl, mein Kind!" sagte sie, „das waren milde Augen! Er hatte keine Feinde — nur einen mitunter — und das war er selber."

Die alte Haushälterin trat herein. „Es ist einer von
15 den Maurerleuten draußen; er wünscht den Herrn zu sprechen."

„Geh hinaus, Martin!" sagte die Großmutter. „Was ist es denn, Anne?"

„Sie haben etwas in der Gruft gefunden", erwiderte
20 die Alte, „ein Schaustück oder so etwas. Die Särge der alten Herrschaften wollen schon nicht mehr halten."

Die Großmutter neigte ein wenig das Haupt; dann blickte sie in der Stube umher und sagte: „Mach' das Fenster zu, Anne! Es duftet mir so stark; die Sonne scheint
25 draußen auf die Buchsbaumrabatten."

„Die Frau hat wieder ihre Gedanken!" murmelte die alte Dienerin; denn der Buchsbaum war vor über zwanzig Jahren fortgenommen, und mit den Glaskorallenschnüren hatten derzeit die Knaben Pferd gespielt. Aber
30 sie sagte nichts dergleichen, sondern schloß, wie ihr geheißen war, das Fenster. Danach stand sie noch eine Weile und sah durch die Zweige des hohen Ahornbaums nach dem alten Lusthäuschen hinüber, wohinaus sie vorzeiten ihren jungen Herrschaften so oft das Kaffeegeschirr hatte
35 bringen müssen, und wo die kranke Mamsell so manchen Nachmittag gesessen hatte.

Nun öffnete sich die Tür, und Martin trat hastigen Schrittes herein. „Du hattest recht!" sagte er, indem er

Tante Fränzchens Bild von der Wand nahm und es an dem silbernen Schleifchen der Großmutter vor die Augen hielt. „Der Maler durfte nur die Kapsel des Medaillons malen; der offene Kristall hat auf ihrem Herzen gelegen. Ich habe oft genug gefragt, was er verberge. Nun weiß ich es; denn ich habe Macht, es umzuwenden.“ Und er legte ein verstäubtes Kleinod auf die Fensterbank, das, des grünen Rostes ungeachtet, der es überzogen hatte, als das Original zu der Zeichnung auf Tante Fränzchens Bilde nicht zu verkennen war. Das Sonnenlicht brach durch den trüben Kristall und beleuchtete im Innern eine schwarze Haarlocke.

Die Großmutter setzte schweigend ihre Brille auf; dann ergriff sie mit zitternden Händen das kleine Medaillon und neigte tief das Haupt darüber. Endlich nach einer ganzen Weile, wo in dem stillen Zimmer nur das unruhigere Atmen der alten Frau vernehmlich war, legte sie es behutsam von sich und sagte: „Laß es wieder an seinen Ort bringen, Martin; es taugt nicht in die Sonne. — Und“, fügte sie hinzu, indem sie das Tuch auf ihrem Schoße sorgsam zusammenlegte, „auf den Abend bring' mir deine Braut! Es muß in den alten Schubladen noch irgendwo ein Hochzeitskettlein stecken; — wir wollen proben, wie es zu den braunen Augen läßt.“

Wenn die Äpfel reif sind

(1856)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Bevor Storm im Sommer 1856 nach Husum abreiste, schrieb er die kleine scherzhafte Erzählung „Wenn die Äpfel reif sind“, die er selbst eine Zeitlang nicht gut geraten fand und mit einem derberen Anfang versehen wollte. Er hat später darauf wohl mit Recht verzichtet und, nachdem das Werkchen in der Zeitschrift 5 „Argo“ 1857 gedruckt worden war, sich mit einer sehr genauen stilistischen Durchsicht begnügt.

Das Werkchen ist bis in die Einzelheiten hinein prachtvoll durchgearbeitet, und man muß diese köstliche Prosa Wort für Wort genießen. Vor dem Zerrbild, das er haßte, hat sich der 10 Dichter sorgfältig gehütet und so ein entzückendes „Döntje“, einen künstlerisch vollauf berechtigten Spaß hervorgebracht.

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses, 5 bis hinauf auf den schmalen Steinhof, der durch ein Staket von dem Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Licht beschienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander; einmal 10 sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an die Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unters Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei- 15 viertel.

Unten zwischen den Büschen des Gartens auf den Steigen und Rasenplätzen war es dunkel und still; nur der Marder, der in den Zwetschen saß, schmatzte bei seiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich 20 hob er die Schnauze. Es rutschte etwas draußen an der Planke; ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder sprang mit einem Satz zu Boden und verschwand zwischen den Häusern; von drüben aber kletterte ein untersetzter Junge langsam in den Garten hinab.

25 Dem Zwetschenbaum gegenüber, unweit der Planke, stand ein nicht gar hoher Augustapfelbaum; die Äpfel waren gerade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn schon kennen; denn er grinste und nickte ihm zu, während er auf den Fußspitzen an allen Seiten um ihn 30 herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke stillgestanden und gelauscht hatte, band er sich einen großen Sack

vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwischen den Zweigen, und die Äpfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen, regelrechten Pausen.

Da zwischendrein geschah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter ins Gebüsch rollte, wo ganz versteckt eine Bank vor einem steinernen Gartentischchen stand. An diesem Tische aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — saß ein junger Mann mit aufgestütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel seine Füße berührte, sprang er erschrocken auf; einen Augenblick später trat er vorsichtig auf den Steig hinaus. Da sah er droben, wohin der Mond schien, einen Zweig mit roten Äpfeln unmerklich erst und bald immer heftiger hin und her schaukeln; eine Hand fuhr in den Mondschein hinauf und verschwand gleich darauf wieder samt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der unten Stehende schlich sich leise unter den Baum und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große schwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, ist seines kleinen Schnurrbartes und seines ausgeschweiften Jagdrocks unerachtet schwer zu sagen; in diesem Augenblicke aber mußte ihn so etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn atemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leise, aber fest, seine Hand um den Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamme herunterhing. Der Stiefel zuckte, das Apfelpflücken droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechselt. Der Junge zog, der Jäger faßte nach; so ging es eine ganze Weile; endlich legte der Junge sich aufs Bitten.

„Lieber Herr!"

„Spitzbube!"

„Den ganzen Sommer haben sie über den Zaun geguckt!"

„Wart' nur, ich werde dir einen Denkzettel machen!" und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen

in den Hosenspiegel. „Was das für derbes Zeug ist!“ sagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Messer aus der Tasche und suchte
5 mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einschnappen der Feder hörte, machte er Anstalten, hinabzuklettern. Allein der andere wehrte ihm. „Bleib nur!“ sagte er, „du hängst mir eben recht!“

Der Junge schien gänzlich wie verlesen[1]. „Herrjemine!“
10 sagte er, „es sind des Meisters seine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es ist mehr Pläsier dabei; es ist eine Motion; der Meister sagt, es ist so gut wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger schnitt. Der Junge, als er das
15 kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der andere aber steckte den ausgeschnittenen Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst du allenfalls herunterkommen!“ sagte er.

20 Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging; aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus —
25 der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel; dann ging sie langsam an das Pförtchen des Staketenzaunes und lehnte sich mit halbem
30 Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge renkte sich fast den Hals aus, um das alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen; denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüberstehende Äste,
35 während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

[1] Der Worte beraubt.

„Nun, wird's bald?" fragte der andere.
„Es wird schon", sagte der Junge.
„So komm herunter!"
„Es ist nur", erwiderte der Junge und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirschen hörte, „es ist nur, daß ich just ein Schuster bin!" 5
„Was denn, wenn du kein Schuster wärst?"
„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von selber flicken." Und er fuhr fort, seinen Apfel zu verspeisen. 10

Der junge Mann suchte in seiner Tasche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppeltaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich ein Klinken an der Gartentür vernahm. Auf dem Kirchturm drüben schlug es eben zwölf. — Er fuhr zusammen. „Dummkopf!" murmelte er und schlug sich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Tasche und sagte sanft: „Du bist wohl armer Leute Kind?" 15

„Sie wissen schon", sagte der Junge, „'s wird alles sauer verdient." 20

„So fang und laß dir flicken!" Damit warf er das Geldstück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondschein hin und wieder und schob es schmunzelnd in die Tasche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten stand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauschen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß sich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunterreißen; der aber zog sorgsam die Beine in die Höhe, eins ums andere; es war vergebene Mühe. „Hörst du nicht?" sagte er keuchend, „du kannst nun gehen!" 25 30

„Freilich!" sagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!"
„Den Sack?" 35
„Er ist mir da vorher hinabgefallen."
„Was geht das mich an?"
„Nun, lieber Herr, Sie stehen just da unten!"

Der andere bückte sich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreist zu!“ sagte der Junge, „ich werde schon fangen.“

5 Der Jäger tat einen verzweifelnden Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, untersetzte Gestalt zwischen den Zweigen stand, sperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pausen immer näher kamen, trat er hastig auf den Steig hinaus.

10 Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!“

„Um Gottes willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten 15 Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen ins Gebüsch.

„Junge, vermaledeiter! — Aber daß du mir nicht wieder kommst!“ und er erwischte den schweren Sack am Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

20 „Ja, ja“, sagte der Junge, indem er dem andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den roten, die fallen ins Gewicht!“ Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und schnürte es eine Spanne oberhalb der Äpfel um den Sack, während er mit den Zäh- 25 nen die Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken verteilt wurde. Nachdem dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte 30 ihn mit beiden Fäusten. „Diebe in den Äpfeln!“ schrie er; und nach allen Seiten hin prasselten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauschte es in den Büschen, eine Mädchenstimme kreischte, die Gartenpforte klirrte, und als der 35 Junge noch einmal den Hals ausreckte, sah er soeben das kleine Fenster wieder zuklappen und den weißen Strumpf darin verschwinden.

Einen Augenblick später saß er rittlings auf der Garten-

planke und lugte den Weg entlang, wo sein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondschein hinauslief. Dabei griff er in die Tasche, befingerte seine Silbermünze und lachte so ingrimmig in sich hinein, daß ihm die Äpfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als schon die ganze Hausgenossenschaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherrannte, ließ er sich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und schlenderte über den Weg in den Nachbarsgarten, allwo er zu Haus war.

Auf dem Staatshof

Novelle (1858)



Einleitung des Herausgebers.

Die Erzählung „Auf dem Staatshof“ gehört zu den langsam
gewordenen in der Reihe der Stormschen Werke. Der Grund-
gedanke zu ihr kam Storm während der Nacht, die er auf seiner
Rückfahrt von Heiligenstadt nach Potsdam zur Besorgung des
5 Umzuges zusammen mit seinem Vater Ende August 1856 in
Göttingen zubrachte. Aber in den ersten Monaten der Heiligen-
städter Zeit wurde noch nichts aus der Ausarbeitung; schon im
Sommer 1857 schwebte ihm zwar der Anfang mit ganz be-
stimmter örtlicher Färbung deutlich vor, doch erst im Winter ge-
10 lang ihm die Fertigstellung. Weihnachten 1857 war die „Sommer-
geschichte“ trotz reichlicher Amtsgeschäfte bis auf ein Kapitel so
weit vollendet, daß Storm hoffte, sie seiner Gattin mit einer
Zeichnung von Ludwig Pietsch als Weihnachtsgabe überreichen
zu können. Eine Masererkrankung hinderte ihn jedoch an der
15 Ausarbeitung des noch fehlenden Stückes; auch Mitte Januar
1858 fühlte er noch nicht die Kraft zum Abschluß der Arbeit und
verschob die Durchsicht auf bessere Zeit; aber Ende des Monats
konnte er doch nach Husum berichten, daß er den Rest durch
Diktat beendet habe. Die Veröffentlichung erfolgte in der Zeit-
20 schrift „Argo“ für 1859, in der die Erzählung mit einem präch-
tigen Bilde Riefstahls erschien. Den Verlag des Buches übernahm
Heinrich Schindler in Berlin, und 1860 erschien es zusammen
mit mehreren kleinen Stücken früherer Jahre in einem Bande,
der den Titel „In der Sommermondnacht“ trug.

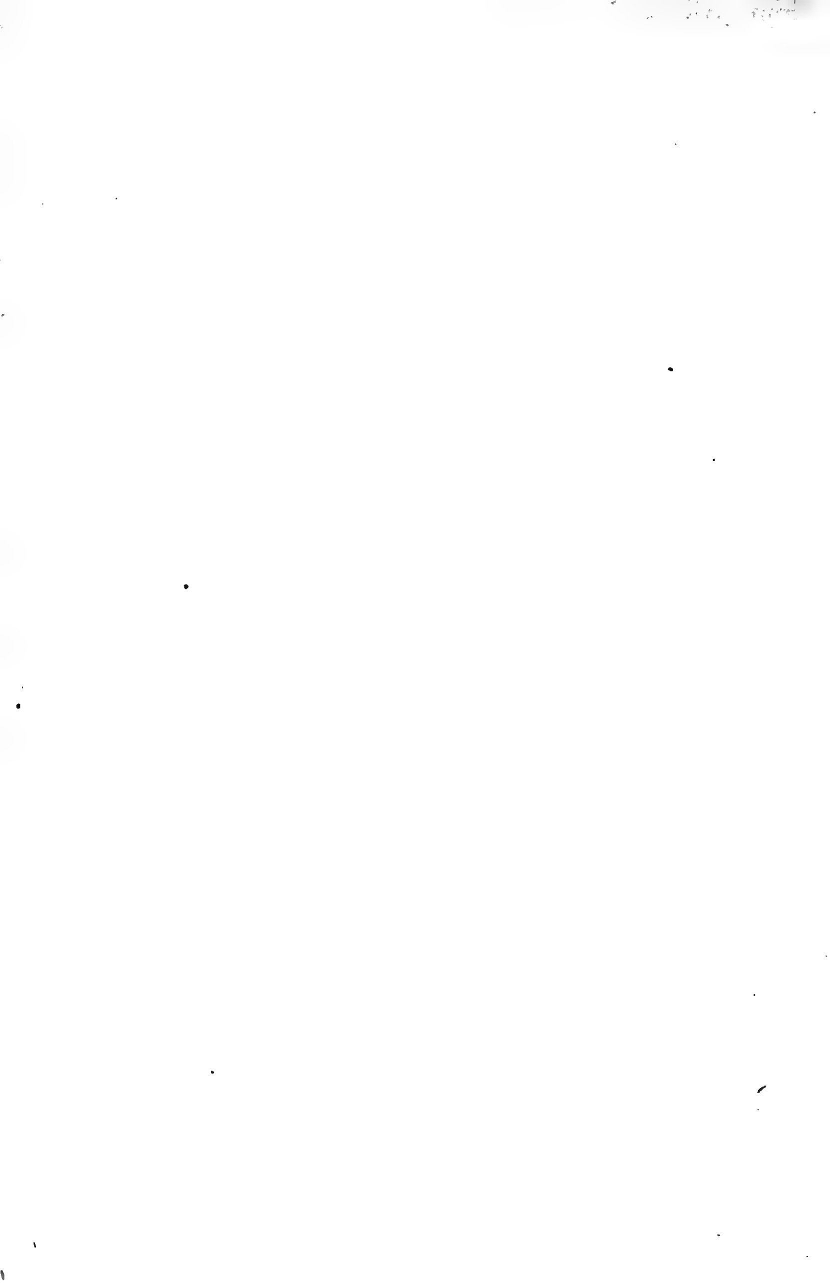
25 Die Anregung zu der Geschichte kam Storm durch Erzählungen
einer Leihbüchereibesitzerin Frau Stamp in Husum, von einer
Frau vom Owens, die als Letzte einer großen und einst fast hun-
dert Höfe besitzenden Familie in Friedrichsstadt gelebt habe. In

dieser Form hatte Storm die Angaben schon in einer der Spukgeschichten der Sammlung „Am Kamin“ verwertet. Er benutzte die überlieferten Tatsachen nur für die Vorgeschichte; die Gestalt Anne Lenes, für die er einzelne Züge seiner Jugendgeliebten Berta von Buchau verwertete, führte er ganz selbständig aus, verstand es auch sehr hübsch, einen Ausflug, den er in seiner Jugendzeit mit jungen Leuten von Friedrichsstadt aus gemacht hatte, in der Dichtung festzuhalten und einige Einzelheiten, wie die Tierquälerei des Kammerjunkers, aus dem eigenen Leben zu übernehmen.

Die Örtlichkeiten entsprechen zum Teil der Wirklichkeit; in der Landschaft Eiderstedt südwestlich von Husum hat es zwei sogenannte Staatshöfe gegeben, die Storm aus dunkler Erinnerung und nach den Angaben der „Beschreibung der Landschaft Eiderstedt“ durch seinen alten Freund Friedrich Feddersen mit der Freiheit des Dichters schilderte. Die Landschaft ist die der Marsch, „die reizendste Gegend der Welt“, wie sie dem Dichter in der Fremde erscheint, und mit großem Geschick hat Storm allen Zauber, den sie bieten kann, aus ihr herausgeholt. Daß die stimmungsvolle Schilderung der Sommerlandschaft in so wundervollem Einklang und herbem Gegensatz zu den Erlebnissen der Menschen steht, macht den Wert der Erzählung aus. Sie gehört zu den wehmütigsten und stimmungsvollsten des Dichters überhaupt.

Mit den Anfangsworten: „Ich kann nur einzelnes sagen, nur was geschehen, nicht wie es geschehen“, kündet Storm eine verschleiernde Darstellungsweise an, die von dem Leser ein feingestimmtes Gemüt verlangt, soll ihm nicht manches dunkel bleiben. Der Erzähler sagt jedesmal nur so viel, wie sich aus seiner Beobachterrolle ungezwungen erklären läßt und zum Verständnis der Ereignisse nötig ist. Trotz dieser Zurückhaltung werden das Schicksal und das Wesen Anne Lenens doch deutlich entwickelt; wir sehen den Stolz des vornehmen Bürgerkindes bei den wieder entzückend geschilderten Jugendspielen, erleben, wie er sich an den rohen Junker klammert, den Anne Lene wohl kaum geliebt hat, und wie er nach und nach zusammenbricht und das zarte, vornehme Wesen, das in der satten bürgerlichen Welt sich nicht zurechtfindet, unter sich begräbt. Anne Lene findet als eine Erlösung den Tod, den sie sich gewünscht, aber nicht gesucht hat. Die bürger-

liche Welt wird durch keineswegs anziehende Gestalten verkörpert, und der adlige Gegenspieler erscheint schon durch seine Tierquälerei als eine unerfreuliche Gestalt; aber auch bei Anne Lene ist nicht lauter Licht: sie duldet für die Überhebung und Schuld vergangener
5 Geschlechter, deren Blut auch in ihr fließt. Das Rührende aber ist, daß sie sich dieser Dinge bewußt wird und an der Erkenntnis ihrer Unbrauchbarkeit in der harten Welt zerbricht. Ihr Ende, auf das Storm durch mancherlei Mittel schon früh hindeutet, entläßt den Leser mit einem schmerzlichen Gefühl, weil er ein reiches
10 Menschenleben an den Verhältnissen zugrunde gehen sieht. Auch gewähren die Schlußworte des Dichters, daß die neue, kräftigere Welt das Erbe der dem Verderben geweihten, alten antritt, keinen Trost, da doch der Erzähler selbst für das Vergangene Partei nimmt. Es ist, schrieb Emil Kuh über die Novelle, „als ob die
15 verstäubte Herrlichkeit verödeter Stätten das lebendige Wesen, das an ihnen hängt, nachziehen könnte in den Kreis der Vernichtung“.



Ich kann nur einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht, wie es geschehen ist; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine Tat war oder nur ein Ereignis, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergibt, so will ich es erzählen.

* * *

Die kleine Stadt, in der meine Eltern wohnten, lag hart an der Grenze der Marschlandschaft, die bis ans Meer mehrere Meilen weit ihre grasreiche Ebene ausdehnt. Aus dem Nordertor führt die Landstraße eine Viertelstunde Wegs zu einem Kirchdorf, das mit seinen Bäumen und Strohdächern weithin auf der ungeheuren Wiesenfläche sichtbar ist. Seitwärts von der Straße, hinter dem weiß getünchten Pastorate, geht quer durchs Land ein Fußsteig über die „Fennen", wie hier die einzelnen, fast nur zur Viehweide benutzten Landflächen genannt werden; von einem Heck[1] zum andern, oder auf schmalem Steg über die Gräben, durch welche überall die „Fennen" voneinander geschieden sind.

Hier bin ich in meiner Jugend oft gegangen; ich mit einer anderen. Ich sehe noch das Gras im Sonnenscheine funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die schweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf, wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus.

---

[1] Zaun aus Erde oder Stein mit Buschwerk darauf.

Zu Ende des Weges, der fast eine halbe Stunde dauert, unter einer düsteren Baumgruppe von Rüstern und Silberpappeln, wie sie kein anderes Besitztum dieser Gegend aufzuweisen hat, lag der „Staatshof“. Das Haus war auf einer mäßig hohen Werfte[1] nach der Weise des Landes gebaut; eine sogenannte „Heuberg“, in welcher die Wohnungs- und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereinigt sind; aber die „Graft[2]“, welche sich rings umherzog, war besonders breit und tief, und der weitläufige Garten, der innerhalb derselben die Gebäude umgab, war vorzeiten mit patrizischem Luxus angelegt.

Das Gehöfte war einst nebst vielen anderen in Besitz der nun gänzlich ausgestorbenen Familie van der Roden, aus der während der beiden letzten Jahrhunderte eine Reihe von Pfennigmeistern[3] und Ratmännern der Landschaft und von Bürgermeistern meiner Vaterstadt hervorgegangen ist. — Neunzig Höfe, so hieß es, hatten sie gehabt und sich im Übermut vermessen, das Hundert vollzumachen. Aber die Zeiten waren umgeschlagen; es war unrecht Gut dazwischen gekommen, sagten die Leute; der liebe Gott hatte sich ins Mittel gelegt, und ein Hof nach dem andern war in fremde Hände übergegangen. Zur Zeit, wo meine Erinnerung beginnt, war nur der Staatshof noch im Eigentum der Familie; von dieser selbst aber niemand übriggeblieben als die alternde Besitzerin und ein kaum vierjähriges Kind, die Tochter eines früh verstorbenen Sohnes. Der letzte männliche Sprosse war als fünfzehnjähriger Knabe auf eine gewaltsame Weise ums Leben gekommen; auf der „Fenne“ eines benachbarten Hofbesitzers hatte er ein einjähriges Füllen ohne Zaum und Halfter bestiegen, war dabei von dem scheuen Tiere in die Trinkgrube gestürzt und ertrunken.

Mein Vater war der geschäftliche Beistand der alten Frau Ratmann van der Roden. — Sehe ich rückwärts mit meinen Gedanken und suche nach den Plätzen, die von der Erinnerung noch ein spärliches Licht empfangen, so sehe

[1] Eine zum Häuserbau aufgeworfene Erderhöhung. — [2] Breiter Wassergraben. — [3] Schatzmeister.

ich mich als etwa vierjährigen Knaben mit meinen beiden Eltern auf einem offenen Wagen über den ebenen Marschweg dahinfahren; ich fühle plötzlich den Sonnenschein mit einem kühlen Schatten wechseln, der an der einen
5 Seite von ungeheuren Bäumen auf den Weg hinausfällt; und während ich meinen kleinen Kopf über die Lehne des Wagenstuhls recke, um den breiten Graben zu sehen, der sich neben den Bäumen hinzieht, biegen wir gerade in die Schatten hinein und durch ein offenstehendes Gitter-
10 tor. Ein großer Hund fährt wie rasend an der Kette aus seinem beweglichen Hause auf uns zu; wir aber kutschieren mit einem Peitschenknall auf den Hof hinauf bis vor die Haustür, und ich sehe eine alte Frau im grauen Kleide, mit einem feinen, blassen Gesicht und mit besonders
15 weißer Fraise[1] auf der Schwelle stehen, während Knecht und Magd eine Leiter an den Wagen legen und uns zur Erde helfen. Noch rieche ich auf dem dunklen Hausflur den strengen Duft der Alandwurzel[2], womit die Marschbewohner zur Abwehr der Mücken allabendlich zu räuchern
20 pflegen; ich sehe auch noch meinen Vater der alten Dame die Hand küssen; dann aber verläßt mich die Erinnerung, und ich finde mich erst nach einigen Stunden wieder, auf Heu gebettet, eine warme, sommerliche Dämmerung um mich her. Ich sehe an den aus Heu und Korngarben ge-
25 bildeten Wänden empor, die um mich her zwischen vier großen Ständern in die Höhe ragen; so hoch, daß der Blick durch ein wüstes Dunkel hindurch muß, bis er aufs neue in eine matte Dämmerung gelangt, die zwischen zahllosen Spinngeweben aus einem Dachfensterchen her-
30 einfällt. Es ist das sogenannte „Vierkant", worin ich mich befinde. Der zum Bergen des Heues bestimmte Raum im Innern des Hauses, wovon das Hofgebäude in unseren Marschen die eigentümlich hohe Bildung des Daches und seinen Namen „Heuberg" oder „Hauberg" erhalten hat. —
35 Es ist volle Sonntagsstille um mich her. Aber ich bin hier nicht allein; in der gedämpften Helligkeit, die durch

[1] Halskrause. — [2] Eine Arznei- und Küchenpflanze mit durchdringendem Geruch.

die offene Seitenwand aus der angrenzenden Loodiele[1] hereinfällt, steht ein Mädchen meines Alters; die blonden Härchen fallen über ein blaues Blusenkleid. Sie streckt ihre kleinen Fäuste über mir aus und bestreut mich mit Heu; sie ist sehr eifrig, sie stöhnt und bückt sich wieder und wieder. „So“, sagt sie endlich und atmet dabei aus Herzensgrunde, „so, nun bist du bald begraben!“ Und wie ich eine Weile regungslos daliege, sehe ich durch die lose mich bedeckenden Halme, wie sie ihr Köpfchen zu mir niederbeugt, und wie sie dann plötzlich kehrtmacht und sich zu einer alten Bäuerin hinarbeitet, die mit einem Strickstrumpf in der Hand uns gegenüber sitzt. „Wieb“, sagt sie, indem sie der Alten die Hand von der Wange zieht, „Wieb, ist er tot?“

Was die Alte hierauf geantwortet, dessen entsinne ich mich nicht mehr; wohl aber, daß wir bald darauf durch einen dunklen Gang auf den Hausflur und von dort eine breite Treppe hinauf in die oberen Räume des Hauses geführt wurden; in ein großes Zimmer mit goldgeblümten Tapeten, in welchem viele Bilder von alten, weiß gepuderten Männern und Frauen an den Wänden hingen. Meine Eltern und die übrigen Gäste sind eben von einer gedeckten Tafel aufgestanden, die sich mitten im Zimmer unter einer großen Kristallkrone befindet. Bald sitze ich in eine Serviette geknüpft der kleinen Annelene gegenüber; Wieb steht dabei und serviert uns von den Resten. Ich befinde mich sehr wohl; nur zuweilen stört mich ein Krächzen, das aus der Ferne zu uns herüberdringt. „Höre!“ sag' ich und hebe meine kleinen Finger auf. Die alte Wieb aber kennt das schon lange. „Das sind die Raben“, sagt sie, „sie sitzen im Baumgarten, wir wollen sie nachher besuchen.“ — Aber ich vergesse die Raben wieder; denn Wieb teilt zum Dessert noch die Zuckertauben von einer Konditortorte zwischen uns; nur scheint es nicht ganz unparteiisch herzugehen, denn Annelene erhält immer die Hahnenschwänze und die Kragentauben.

[1] Loo ist ein eiderstedtisches Wort für Tenne

Etwas später sehe ich die Gesellschaft auf den geschlungenen Gartenwegen zwischen den blühenden Büschen promenieren; die alte Dame mit der Fraise, welche am Arme meines Vaters geht, beugt sich zu mir nieder und sagt, 5 indem sie mir den Kopf aufrichtet: „Du mußt dich immer hübsch geradehalten, Kind!" — Ich glaube noch jetzt, daß von dieser kleinen Ermahnung sich der fast scheue Respekt herschreibt, den ich, solange sie lebte, vor dieser Frau behalten habe. — Doch schon faßt Wieb mich bei der Hand 10 und führt uns weit umher auf den sonnigen Steigen; zuletzt bis zur Graft hinunter, an der ein gerader Steig entlang führt. So gelangen wir zu einem Gartenpavillon, in welchem die Gesellschaft bei offenen Türen am Kaffeetische sitzt. Wir werden hereingerufen, und da ich 15 zögere, nimmt meine Mutter einen Zuckerkringel aus dem silbernen Kuchenkorb und zeigt mir den. Aber ich fürchte mich; ich habe gesehen, daß das hölzerne Haus auf dünnen Pfählen über dem Wasser steht; bis endlich doch die vorgehaltene Lockspeise und die bunten Schäferbilder, die 20 drinnen auf die Wände gemalt sind, mich bewegen, hineinzutreten.

Mir ist, als hätte ich es mit einem besonders angenehmen Gefühl mit angesehen, wie Annelene von meiner Mutter auf den Schoß genommen und geküßt 25 wurde. Späterhin mögen die Männer, wie es dort gebräuchlich ist, zur Besichtigung der Rinder auf das Land hinausgegangen sein; denn ich habe die Erinnerung, als sei bald eine Stille um mich gewesen, in der ich nur die sanfte Stimme meiner Mutter und andere Frauenstimmen 30 hörte. Annelene und ich spielten unter dem Tische zu ihren Füßen; wir legten den Kopf auf den Fußboden und horchten nach dem Wasser hinunter. Zuweilen hörten wir es plätschern; dann hob Annelene ihr Köpfchen und sagte: „Hörst du, das tut der Fisch!" Endlich gingen wir 35 ins Haus zurück; es war kühl, und ich sah die Büsche des Gartens alle im Schatten stehen. Dann fuhr der Wagen vor; und in dem Schlummer, der mich schon unterwegs überkam, endete dieser Tag, von dem ich bei ruhigem

Nachsinnen nicht außer Zweifel bin, ob er ganz in der erzählten Weise jemals dagewesen, oder ob nur meine Phantasie die zerstreuten Vorfälle verschiedener Tage in diesen einen Rahmen zusammengedrängt hat.

* * *

Späterhin, als sich allmählich die Hülfsbedürftigkeit des Alters einstellte, zog die Frau Ratmann van der Roden mit ihrer Enkelin in die Stadt und ließ den Hof unter der Aufsicht des früheren Bauknechtes Marten und seiner Ehefrau, der alten Wieb. Vor dem Hause, welches sie einige Straßen von dem unseren entfernt bewohnte, standen granitne Pfeilersteine, die durch schwere, eiserne Ketten miteinander verbunden waren. Wir Jungen, wenn wir auf unserem Schulwege vorübergingen, unterließen selten, uns auf diese Ketten zu setzen und, mit Tafel und Ranzen auf dem Rücken, einige Male hin und her zu schaukeln. Aber ich entsinne mich noch gar wohl, wie wir auseinanderstoben, wenn einer von uns das Gesicht der alten Dame hinter den Geranienbäumen am Fenster gewahrte, oder gar, wenn sie mit einer gemessenen Bewegung den Finger gegen uns erhoben hatte.

Desungeachtet ließ ich mir gern, was öfters geschah, vom Vater eine Bestellung an sie auftragen. Ich weiß nicht mehr, war es das kleine, zierliche Mädchen, das mich anzog, oder war es die alte Schatulle, deren Raritäten ich in besonders begünstigter Stunde mit ihr beschauen durfte; die goldenen Schaumünzen, die seidenen, buntbemalten Fächer oder oben auf dem Aufsatz der Schatulle die beiden Pagoden von chinesischem Porzellan, die schon vom Flur aus durch die Fenster der Stubentür meine Augen auf sich zogen. Am Sonnabendnachmittag stellte ich mich regelmäßig ein, um die Frau Ratmann mit der kleinen Annelene zum Sonntag auf den Kaffee einzuladen, was bis zur letzten Zeit vor ihrem Absterben ebenso regelmäßig von ihr angenommen wurde. Am Tage darauf präzise um drei Uhr hielt dann die schwere Klosterkutsche vor unserer Haustreppe; unsere Mägde hoben die

alte Dame und ihr Enkelchen aus dem Wagen, und meine Mutter führte sie in das Festzimmer des Hauses, das schon von dem Dufte des Kaffees und des sonntäglichen Gebäckes erfüllt war. Wenn dann die Enveloppen[1] und
5 Tücher abgelegt waren und die beiden Damen sich gegenüber an dem sauber servierten Tische Platz genommen hatten, durften auch wir Kinder uns an ein Nebentischchen setzen und erhielten unseren Anteil an den „Eiermahnen“ und „Bieschen“, oder wie sonst die schönen Sachen heißen
10 mochten. Mir ist indessen, wenn ich dieser Sonntagnachmittage gedenke, als sei ich niemals unglücklicher in den Versuchen gewesen, meinen Kaffee aus der Ober- in die Untertasse umzuschütten; und ich fühle noch die strengen Blicke, die mir die alte Dame von ihrem Sitze aus hin-
15 übersandte, während meine Mutter mir meine kleine Gespielin zum Muster aufstellte, von der ich mich nicht entsinne, daß sie jemals beim Trinken die Serviette oder ihr weißes Kleid befleckt hätte.

Ein solcher Sonntagnachmittag, nachdem schon einige
20 Jahre in dieser Weise vorübergegangen waren, ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. — Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtsein des Feiertages in unserem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waschhaus gelangt, das am Ende desselben lag. Auch
25 hier hatte sich der Sonntag bemerklich gemacht; die föhrenen Tische waren gescheuert, die holländischen Klinker, womit der Boden gepflastert war, sahen so feucht und frisch gespült aus; dabei war eine so liebliche Kühle, daß ich mich fast gedankenlos an einen Tisch
30 lehnte und auf das träumerische Gackeln der Hühner lauschte, das aus dem anstoßenden Hühnerhof zu mir hereindrang. Nach einer Weile hörte ich drunten im Wohnhause aus der im Erdgeschoß befindlichen Küche das Kaffeegeschirr herauftragen, das Klirren der Tassen
35 und Kaffeelöffel; und endlich vernahm ich auch von der Straße her das Anfahren der Kutsche und bald

[1] Überkleider.

darauf das Aufschlagen der Haustür. Aber das süße Gefühl, die Nachmittagsfeier so ganz unangebrochen vor mir zu haben, ließ mich immer noch zögern, ins Haus hinabzugehen. Da vernahm ich das Summen des Fliegenschwarms, der in der Sonne an der offenen Tür gesessen. — Annelene war unbemerkt herangetreten. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine, leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin und her schwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen hing. Sie nickte mir zu, ohne weiter heranzutreten, und sagte dann: „Du solltest hereinkommen!"

Ich kam noch nicht; meine Augen hafteten noch an dem weißen Sommerkleidchen, an der himmelblauen Schärpe und zuletzt an einem alten Fächer, den sie in der Hand hielt. „Willst du nicht kommen, Marx?" fragte sie endlich, „Großmutter hat gesagt, wir sollten einmal die Menuett wieder miteinander üben."

Ich war das wohl zufrieden. Wir hatten vor einigen Wochen in der Tanzschule diese altfränkischen Künste auf den gemeinsamen Wunsch der Frau Ratmann und meines Vaters mit besonderer Sorgfalt eingeübt. Wir gingen also hinein; ich machte meine Reverenz vor Annelenes Großmutter und trank, um mich schon jetzt meiner zierlichen Partnerin würdig zu zeigen, meinen Kaffee mit besonderer Behutsamkeit. Späterhin, als mein Vater ins Zimmer getreten war und sich mit seiner alten Freundin in geschäftliche Angelegenheiten vertiefte, nahm meine Mutter uns mit in die gegenüberliegende Stube und setzte sich an das aufgeschlagene Klavier. Sie hatte den „Don Juan" aufs Tapet gelegt. Wir traten einander gegenüber und ich machte mein Kompliment, wie der Tanzmeister es mich gelehrt hatte. Meine Dame nahm es huldvoll auf, sie neigte sich höfisch, sie erhob sich wieder, und als die Melodie erklang: „Du reizest mich vor allen; Zerlinchen, tanz' mit mir", da glitten die kleinen Füße in den Kor-

duanstiefelchen[1] über den Boden, als ginge es über eine Spiegelfläche hin. Mit der einen Hand hielt sie den aufgeschlagenen Fächer gegen die Brust gedrückt, während die Fingerspitzen der anderen das Kleid emporhoben. Sie lächelte; das feine Gesichtchen strahlte ganz von Stolz und Anmut. Meine Mutter, während wir hin und her schassierten, uns näherten und verneigten, sah schon lange nicht mehr auf ihre Tasten; auch sie, wie ihr Sohn, schien die Augen nicht abwenden zu können von der kleinen, schwebenden Gestalt, die in graziöser Gelassenheit die Touren des alten Tanzes vor ihr ausführte.

Wir mochten auf diese Weise bis zum Trio gelangt sein, als die Stubentür sich langsam öffnete und ein dickköpfiger Nachbarsjunge hereintrat, der Sohn eines Schuhflickers, der mir an Werkeltagen bei meinem Räuber- und Soldatenspiel die vortrefflichsten Dienste leistete. „Was will der?“ fragte Annelene, als meine Mutter einen Augenblick innehielt. — „Ich wollte mit Marx spielen“, sagte der Junge und sah verlegen auf seine groben Nagelschuhe.

„Setze dich nur, Simon“, erwiderte meine Mutter, „bis der Tanz aus ist; dann könnt ihr alle miteinander in den Garten gehen.“ Damit nickte sie zu uns hinüber und begann das Trio zu spielen. Ich avancierte; aber Annelene kam mir nicht entgegen; sie ließ die Arme herabhängen und musterte mit unverkennbarer Verdrossenheit den struppigen Kopf meines Spielkameraden.

„Nun“, fragte meine Mutter, „soll Simon nicht sehen, was ihr gelernt habt?“

Allein die kleine Patrizierin schien durch die Gegenwart dieser Werkeltags-Erscheinung in ihrer idealen Stimmung auf eine empfindliche Weise gestört zu sein. Sie legte den Fächer auf den Tisch und sagte: „Laß Marx nur mit dem Jungen spielen.“

Ich fühle noch jetzt mit Beschämung, daß ich dem

[1] Korduan, ein Luxusleder.

schönen Kinde zu Gefallen, wenn auch nicht ohne ein deutliches Vorgefühl von Reue, meinen plebejischen Günstling fallen ließ. „Geh nur, Simon“, sagte ich mit einiger Beklemmung, „ich habe heute keine Lust zu spielen!“. Und der arme Junge rutschte von seinem Stuhle und schlich sich schweigend wieder von dannen.

Meine Mutter sah mich mit einem durchdringenden Blick an; und sowohl ich wie Annelene, als diese späterhin in ein näheres Verhältnis zu unserem Hause trat, haben noch manche kleine Predigt von ihr hören müssen, die aus dieser Geschichte ihren Text genommen hatte. Damals aber hatten die kleinen, tanzenden Füße mein ganzes Knabenherz verwirrt. Ich dachte nichts als Annelene; und als ich ihr am Montage darauf ein vergessenes Arbeitskörbchen ins Haus brachte, hatte ich es zuvor ganz mit Zuckerplättchen angefüllt, deren Ankauf mir nur durch Aufopferung meiner ganzen kleinen Barschaft möglich geworden war.

* * *

Etwa ein Jahr später kam ich eines Nachmittags auf der Heimkehr von einer Ferienreise an Annelenes Wohnung vorüber. Da die Haustür offenstand, so fiel es mir ein, hineinzugehen, um eine Kleinigkeit, die ich unterwegs für sie eingehandelt hattte, schon jetzt in ihre Hand zu legen. Ich trat in den Flur und blickte durch die Glasscheiben der Stubentür; aber ich gewahrte niemanden. Es war eine seltsame Einsamkeit im Zimmer; der weiße Sand lag so unberührt auf der Diele, und drüben der Spiegel war mit weißen Damasttüchern zugesteckt. Während ich dies betrachtete und eine unbewußte Scheu mich hinderte, hineinzutreten, hörte ich in der Tiefe des Hauses eine Tür gehen, und bald darauf sah ich meinen Vater mit einem schwarzgekleideten Kinde an der Hand auf mich zukommen. Es war Annelene; ihre Augen waren vom Weinen gerötet, und über der schwarzen Florkrause erschienen das blasse Gesichtchen und die feinen,

goldklaren Haare noch um vieles zärtlicher als sonst. Mein Vater begrüßte mich und sagte dann, indem er seine Hand auf den Kopf des Mädchens legte: „Ihr werdet jetzt Geschwister sein; Annelene wird als meine Mündel
5 von nun an in unserem Hause leben, denn ihre Großmutter, deine alte Freundin, ist gestorben."

Ich hörte eigentlich nur den ersten Teil dieser Nachricht, denn die bestimmte Aussicht, nun fortwährend in Gesellschaft des anmutigen Mädchens zu sein, erregte in
10 meiner Phantasie eine Reihe von heiteren Vorstellungen, die mich den Ort, an welchem wir uns befanden, vollständig vergessen machten. Ich merkte es kaum, als Annelene ihre Arme um meinen Hals legte und mich küßte, während ihre Tränen mein Gesicht benetzten.

15 Einige Tage darauf fand das Leichenbegängnis statt, mit aller Feierlichkeit patrizischen Herkommens, so wie die Verstorbene es bei Lebzeiten in allen Punkten selbst verordnet hatte. Ich befand mich mit meiner Mutter und Annelene im Sterbehause. Noch sehr wohl erinnere
20 ich mich, wie das Geläute der Glocken, die gedämpfte Redeweise, in der alle die schwarzen Leute miteinander verkehrten, und die kolossalen, florbehangenen Wachskerzen, welche brennend vor dem Sarge hinausgetragen wurden, ein angenehmes Feiertagsgefühl in mir erregten,
25 das dem unwillkürlichen Grauen vor diesem Gepränge vollkommen die Wage hielt.

Am andern Tage begann der werktägige Gang des Lebens wieder. Annelene war nun zwar mit mir in einem Hause, aber die Zeit unseres Beisammenseins be-
30 stand nicht mehr wie sonst nur in sonntäglichen Spielstunden. Meine Hausarbeiten für das Gymnasium wurden von meinem Vater noch strenger überwacht als sonst, und Annelene war außer ihren Schulstunden meist unter der Aufsicht der Mutter beschäftigt. Während meiner
35 Freistunden nahmen die eigentlichen Knabenspiele einen immer größern Raum ein, und ich habe meine kleine Freundin nie bewegen können, unsere Räuberspiele mitzumachen oder auch nur in dem türkischen Zelte Platz zu

nehmen, das ich von alten Teppichen in der Spitze eines Birnbaumes aufgeschlagen hatte.

Nur eine Freude blieb uns fast während unserer ganzen Jugend gemeinschaftlich. — Die Ländereien des Staatshofes waren seit dem Tode der alten Frau Ratmann an einen benachbarten Hofbesitzer verpachtet, während man das Wohnhaus mit der Werfte unter der Aufsicht der alten Wieb und ihres Mannes ließ. Da der Hof nur eine halbe Stunde von der Stadt lag, so war uns ein für allemal erlaubt, Sonntags nach Tische dort hinaus zu gehen. Und wie oft sind wir diesen Weg gegangen! Auf der ebenen Marschlandstraße bis zum Dorfe und dann seitwärts über die Fennen von einem Heck zum andern, bis wir die dunkle Baumgruppe des Hofes erreicht hatten, die schon beim Austritt aus der Stadt auf der weiten Ebene sichtbar war. Wie oft beim Gehen wandten wir uns um und maßen die Strecke, die wir schon zurückgelegt hatten, und sahen zurück nach den Türmen der Stadt, die im Sonnendufte hinter uns lagen! Denn mir ist, als habe an jenen Sonntagnachmittagen immer die Sonne geschienen und als sei die Luft über dieser endlosen, grünen Wiesenfläche immer voll von Lerchengesang gewesen.

Den alten Eheleuten auf dem Hofe war im unteren Stock des Hauses ein früher von der Familie bewohntes Zimmer zu Benutzung angewiesen; allein sie bewohnten nach eigener Wahl nach wie vor das Gesindezimmer, da dieses mit dem Stall und den übrigen Wirtschaftsräumen in Verbindung stand. Gewöhnlich kam uns der alte Marten in sonntäglich weißen Hemdärmeln schon vor dem Tore entgegen und reichte uns in seiner schweigsamen Art die Hand; er konnte es nicht lassen, nach seinen jungen Gästen auszusehen. Hatten wir uns etwas verspätet, so trafen wir ihn wohl schon auf unserem Wege draußen auf den Fennen, seinen unzertrennlichen Begleiter, den Springstock, auf der Schulter; und während Annelene auf dem Fußbrett um die Hecken ging, lehrte er mich nach Landesweise über die Gräben zu „setzen“. Im Zimmer drinnen pflegte

dann auf dem langen, blankgescheuerten Tische schon der Kaffeekessel seinen Duft zu verbreiten, und die alte Wieb, wenn sie mir die Hand gegeben und ihrem Lieblingskinde die heißen Haare von der Stirn gestrichen hatte, schenkte
5 uns viele Tassen ein, so viele, als wir immer trinken konnten, und dann noch eine „fürs Nötigen", wie sie sagte. Wenn wir uns auf diese Weise erquickt hatten und das Geschirr wieder abgeräumt war, holte die Alte ihr Rad aus dem Winkel hinter der Tragkiste hervor und begann
10 zu spinnen. Sie ließ dann wohl den Faden durch Annelenes Finger gleiten und zeigte uns die Glätte und Feinheit desselben; denn, wie sie mir später einmal vertraute, es sollte aus dem Flachse, den sie Sonntags spann, das Brautlinnen für ihre junge Herrschaft gewebt werden. —
15 Aber es duldete uns nicht lange neben ihr; wir ruhten nicht, bis sie uns ihr großes Schlüsselbund eingehändigt hatte, in dessen Besitz wir dann die dunkle Treppe nach dem obern Stockwerk hinaufstiegen und eine nach der andern die Türen zu den verödeten Zimmern aufschlossen,
20 in denen die feuchte Marschluft schon längst an Decken und Wänden ihren Zerstörungsprozeß begonnen hatte. Wir betraten diese Räume mit einer lüsternen Neugierde, obgleich wir wußten, daß nichts darin zu sehen sei als die halberloschenen Tapeten und etwa in dem einen Seiten-
25 zimmer das leere Bettgestell der verstorbenen Besitzer. Wenn wir zu lange blieben, rief die Alte uns wohl herunter und schickte uns in den Garten, der vor dem Hause lag. Aber die Einsamkeit, die oben in den verlassenen Zimmern herrschte, war auch dort. Wohin man sehen
30 mochte, zwischen den hohen Sträuchern hing das Gespinst der Jungfernrebe; über den mit Gras bewachsenen Steigen in den rotblühenden Himbeerbüschen hatten die Wespen ihre pappenen Nester aufgehangen. Obwohl seit Jahren keine pflegende Hand dort gewaltet, so wuchs doch
35 alles in der größten Üppigkeit durcheinander, und mittags in der schwülen Sommerzeit, wenn Jasmin und Kaprifolien blühten, lag die alte Hauberg wie in Duft begraben. — Annelene und ich drangen gern aufs Geratewohl in die-

sen Blütenwald hinein, um uns den Reiz eines gefahrlosen Irregehens zu verschaffen; und nicht selten glückte es, daß wir uns nach der feuchten Laube im Winkel des Gartens hinzuarbeiten meinten und statt dessen unerwartet vor dem alten Pavillon standen, welcher jetzt zur zeitweisen 5 Aufbewahrung von Sommerfrüchten diente. Dann sahen wir durch die erblindeten Fensterscheiben nach dem zärtlichen Schäferpaar hinüber, das noch immer, wie vor Jahren, auf der Mitte der Wand im Grase kniete, und rüttelten vergebens an den Türen, welche von der alten Wieb 10 sorgfältig verschlossen gehalten wurden; denn der Fußboden drinnen war unsicher geworden, und hier und dort konnte man durch die Ritzen in den Dielen auf das darunterstehende Wasser sehen.

So verging die Zeit. — Annelene war, ehe ich mich 15 dessen versehen, ein erwachsenes Mädchen geworden, während ich noch kaum zu den jungen Menschen zählte. Ich bemerkte dies eigentlich erst, als sie eines Tages mit veränderter Frisur ins Zimmer trat. Seitdem sie selbst für ihre Kleidung sorgte, war diese fast noch einfacher als zu- 20 vor; besonders liebte sie die weiße Farbe, so daß mir diese in der Erinnerung von der Vorstellung ihrer Persönlichkeit fast unzertrennbar geworden ist. Nur einen Luxus trieb sie; sie trug immer die feinsten englischen Handschuhe, und da sie dessenungeachtet sich nicht scheute, überall da- 25 mit hinzufassen, so mußte das getragene Paar bald durch ein neues ersetzt werden. Meine bürgerlich sparsame Mutter schüttelte vergebens darüber den Kopf. Aus dem nachgelassenen Schmuckkästchen ihrer Großmutter nahm sie an ihrem Konfirmationstage ein kleines Kreuz von Diaman- 30 ten, das sie seitdem an einem schwarzen Bande um den Hals trug. Sonst habe ich niemals einen Schmuck an ihr gesehen.

* * *

Die Zeit rückte heran, wo ich zum Studium der Arzneiwissenschaft die Universität besuchen sollte. — In Anne- 35 lenes Gesellschaft machte ich meinen Abschiedsbesuch bei

unsern alten Freunden auf dem Staatshof. Wir kamen eben von einer Fenne, wo der Pächter, wie es dort gebräuchlich ist, seine Rapssaaternte auf einem großen Segel ausdreschen ließ. Nach der Sitte des Landes, die bei der
5 schweren Arbeit den Leuten in jeder Weise gestattet, sich die Brust zu lüften, waren wir mit einem ganzen Schauer von Schimpf- und Neckworten überschüttet worden; weder meine rote Schülermütze noch meine damals allerdings „ins Kraut geschossene“ Figur war verschont geblieben.
10 Auch Annelene hatte ihr Teil bekommen; aber man wußte kaum, waren es Spottreden oder unbewußte Huldigungen; denn alles bezog sich am Ende doch nur auf den Gegensatz ihres zarten Wesens zu der derben und etwas schwerfälligen Art des Landes. Und in der Tat, wenn man sie be-
15 trachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen, goldklaren Locken von den Schläfen hob und wie ihre Füße so leicht über das Gras dahinschritten, so konnte man kaum glauben, daß sie hier zu Haus gehöre. Das kleine Kreuz, welches an dem schwarzen Bändchen an ihrem Halse funkelte,
20 mochte bei den Arbeitern diesen Eindruck noch vermehren helfen.

Als wir auf die Werfte kamen, fanden wir die alte Wieb in Zank mit einer Bettlerin vor der Haustür stehen, die sie vergeblich abzuweisen suchte. Die leidenschaftlichen
25 Geberden dieses noch ziemlich jungen Weibes waren mir wohl bekannt; sie ging auch in der Stadt alle Sonnabend von Tür zu Tür und zehrte dabei seit Jahren an dem Gedanken, daß sie von dem alten Ratmann van der Roden, dem in seiner Amtsführung die obervormundschaftlichen
30 Angelegenheiten übertragen waren, um ihr mütterliches Erbteil betrogen sei. Sie war infolge derartiger Äußerungen schon mehrfach zur Strafe gezogen; und jetzt schien sie, nach dem beiderseitigen Betragen zu urteilen, fest entschlossen, auch der alten Dienerin der van der Rodenschen
35 Familie diese verhaßte Geschichte vorzutragen.

Die Streitenden rührten sich bei unserer Ankunft in ihrem Eifer nicht von der Stelle, und da wir nach dem Flur zwischen beiden hindurch mußten, so nahm Annelene

ihr Kleid zusammen, um nicht an das der Bettlerin zu streifen.

Aber diese vertrat ihr den Weg. „Ei, schöne Mamsell“, sagte sie, indem sie einen tiefen Knicks vor ihr machte und mit einer abscheulichen Koketterie ihre durchlöcherten Röcke schwenkte, „habe Sie keine Angst, meine Lumpen sind alle gewaschen! Freilich die seidenen Bändchen sind längst davon, und die Strümpfe, die hat dein Großvater selig mir ausgezogen; aber wenn dir die Schuhe noch gefällig sind?“

Und bei diesen Worten zog sie die Schlumpen von den nackten Füßen und schlug sie aneinander, daß es klatschte. „Greif zu, Goldkind“, rief sie, „greif zu! Es sind Bettelmannsschuhe, du kannst sie bald gebrauchen.“

Annelene stand ihr völlig regungslos gegenüber; Wieb aber, deren Augen mit großer Ängstlichkeit an ihrer jungen Herrin hingen, griff in die Tasche und drückte der Bettlerin eine Münze in die Hand. „Geh nun, Trin'“, sagte sie, „du kannst zur Nacht wiederkommen; was hast du nun noch hier zu suchen?“

Allein diese ließ sich nicht abweisen. Sie richtete sich hoch auf, indem sie mit einem Ausdruck überlegenen Hohnes auf die Alte herabsah. „Zu suchen?“ rief sie und verzog ihren Mund, daß das blendende Gebiß zwischen den Lippen hervortrat. „Mein Muttergut such' ich, womit ihr die Löcher in eurem alten Dache zugestopft habt.“

Wieb machte Miene, Annelene ins Haus zu ziehen.

„Bleib' Sie nur, Mamsell“, sagte das Weib und ließ die empfangene Münze in die Tasche gleiten, „ich gehe schon; es ist hier doch nichts mehr zu finden. Aber“, fuhr sie fort, mit einer geheimnisvollen Geberde sich gegen die Alte neigend, „auf deinem Heuboden schlafe ich nicht wieder. Es geht was um in eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen. Wenn nur das alte, hoffärtige Weib noch mit darunter säße, damit ihr alle auf einmal euren Lohn bekämet!“

Auf Annelenes Antlitz drückte sich ein Erstaunen aus, als sei sie durch diese Worte wie von etwas völlig Un-

möglichem betroffen worden. „Wieb“, rief sie, „was sagt sie? Wen meint sie, Wieb?“

Mich übermannte bei dem Anblick meiner jungen, hülflosen Freundin der Zorn; und ehe das Weib zu einer
5 Antwort Zeit gewann, packte ich sie am Arm und zerrte sie den Hof hinunter bis hinaus auf den Weg. Aber noch als ich das Gittertor hinter ihr zugeworfen hatte und wieder auf die Werfte hinaufging, hörte ich sie ihre leidenschaftlichen Verwünschungen ausstoßen. „Geh nach Haus,
10 Junge“, schrie sie mir nach, „dein Vater ist ein ehrlicher Mann; was läufst du mit der Dirne in der Welt umher!“

Drinnen im Gesindezimmer fand ich Annelene vor ihrer alten Wärterin auf den Knien liegen, den Kopf in ihren Schoß gedrückt. „Wieb“, sprach sie leise, „sag' mir
15 die Wahrheit, Wieb!“

Die Alte schien um Worte verlegen. Sie schalt auf die Bettlerin und redete dies und das von allgemeinen Dingen, indem sie ihre rauhe Hand liebkosend über das Haar ihres Lieblings hingleiten ließ. „Was wird es sein“,
20 sagte sie, „dein Großvater und dein Urgroßvater waren große Leute; die Armen sind immer den Reichen heimlich feind!“

Annelene, die bis dahin ruhig zugehört hatte, erhob den Kopf und sah sie zweifelnd an. „Es mag doch wohl
25 anders gewesen sein, Wieb“, sagte sie traurig, „du mußt mich nicht belügen!“

Was weiter zwischen den beiden gesprochen worden, weiß ich nicht; denn ich verließ nach diesen Worten das Zimmer, da ich glaubte, die Alte werde das Gemüt des
30 Mädchens leichter zur Ruhe sprechen, wenn sie allein sich gegenüber wären. — Aber nach einigen Tagen war das Diamantkreuz von Annelenes Hals verschwunden, und ich habe dieses Zeichen alten Glanzes niemals wieder von ihr tragen sehen.

* * *

35 Ich mochte etwa ein Jahr lang in der Universitätsstadt gewesen sein, als ich durch einen Brief meines Vaters die

Nachricht von Annelenes Verlobung mit einem jungen Edelmann erhielt. Er teilte mir die Sache mit, ohne ein Wort der Billigung oder Mißbilligung von seiner Seite hinzuzufügen. — Der Bräutigam war mir wohlbekannt; seine Familie stammte aus unserer Stadt, und er selbst 5 hatte sich kurz vor meiner Abreise wegen einer Erbschaftsangelegenheit dort aufgehalten. Da er sich meines Vaters als Geschäftsbeistandes bediente und keine weiteren Bekanntschaften in der Stadt hatte, so war er in unserem Hause ein oft gesehener Gast geworden. — Mir waren 10 die blanken, braunen Augen dieses Menschen vom ersten Augenblick an zuwider gewesen; und auch jetzt noch schienen sie mir nichts Gutes zu versprechen. Doch sagte ich mir selbst, daß diese Meinung keine unparteiische sei. Ich war von dem Herrn Kammerjunker als ein junger, bürger- 15 licher Mensch von vornherein mit einer mir sehr empfindlichen Oberflächlichkeit behandelt worden; er hatte in meiner Gegenwart in der Regel getan, als ob ich gar nicht vorhanden sei; was aber das Schlimmste war, ich hatte zu bemerken geglaubt, daß er meiner jungen Freun- 20 din nicht in gleichem Grade wie mir mißfallen wollte.

Obgleich die seit meiner Knabenzeit in mir keimende Neigung für Annelene, da sie keine Erwiderung gefunden, niemals zur Entfaltung gekommen war, so wurde ich doch jetzt durch die Nachricht ihrer Verbindung mit einem mir 25 so verhaßten Manne auf das heftigste erschüttert und, ich darf wohl sagen, beunruhigt. Meine Phantasie ließ nicht nach, mir die kleinsten Züge seines Wesens wieder und wieder vor Augen zu führen; und besonders mußte ich mich eines übrigens geringfügigen Vorfalles erinnern, 30 der mich gegen die Natur dieses Menschen in völligen Widerspruch setzte.

Es war im Spätsommer; unsere Familie saß in der Ligusterlaube beim Nachmittagskaffee, wozu außer dem alten Syndikus auch der Kammerjunker sich eingefunden 35 hatte. Die Herren mochten, ehe ich hinzukam, geschäftliche Sachen erörtert haben; denn das alte Porzellanschreibzeug meines Vaters stand neben dem übrigen Ge-

schirr auf dem Tische. Annelene ging in stiller Geschäftigkeit ab und zu; bald um im Hause die Bunzlauer Kanne aufs neue zu füllen, bald um die Wachskerze für die Tonpfeife des Syndikus anzuzünden, die über dem Plaudern immer wieder ausging. Das Gespräch der beiden älteren Herren hatte sich mittlerweile auf städtische Angelegenheiten gewandt, welche für den Fremden wenig Interesse boten. Er hatte die Arme vor sich auf den Tisch gestreckt und schien seinen eigenen Gedanken nachzugehen; nur wenn draußen zwischen den sonnigen Beeten das Kleid des jungen Mädchens sichtbar wurde, hob er die Augenlider und sah nach ihr hinüber. Es war in diesem lässigen Anschauen etwas, das mich in einen ohnmächtigen Zorn versetzte; zumal als ich sah, wie Annelene die Augen niederschlug und sich, wie um Schutz zu suchen, an meiner Mutter Seite auf das äußerste Ende der Bank setzte. Der Kammerjunker, ohne sie weiter zu betrachten, haschte eine Mücke, die eben an ihm vorüberflog. Ich sah, wie er sie an den Flügeln sorgsam zwischen seinen Fingern hielt; wie er den Kopf herabneigte und die hülflosen Bewegungen des Geschöpfes mit Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Nach einer Weile nahm er die neben ihm liegende Schreibfeder, tauchte sie in das Dintefaß und begann nun nacheinander Kopf und Brustschild seines kleinen Opfers in langsamen Zügen damit zu bestreichen. Bald aber änderte er sein Verfahren; er zog die Feder zurück und führte sie wie zum Stoße wiederholt gegen die Brust der Kreatur, welche mit den feinen Füßen die auf sie eindringende Spitze vergebens abzuwehren strebte. Seine blanken Augen waren ganz in dies Geschäft vertieft. Endlich aber schien er dessen überdrüssig zu werden; er durchstach das Tier und ließ es vor sich auf den Tisch fallen, indem er zugleich eine Frage meines Vaters beantwortete, die seine Aufmerksamkeit erregt haben mochte. — Ich hatte wie gebannt diesem Vorgange zugesehen, und Annelene schien es ebenso ergangen; denn ich hörte sie aufatmen, wie jemand, der von einem auf ihm lastenden Druck mit einem Male befreit wird.

Einige Tage darauf vermißten wir Annelene bei der Mittagstafel, was sonst niemals zu geschehen pflegte. — Als ich, um sie zu suchen, in den Garten trat, begegnete mir der Kammerjunker, der wie gewöhnlich mit einem halben Kopfnicken an mir vorbeipassierte. Da ich Annelene nicht gewahrte, so ging ich in den untern Teil des Gartens, in welchem mein Vater eine kleine Baumschule angelegt hatte. Hier stand sie mit dem Rücken an einen jungen Apfelbaum gelehnt. Sie schien ganz einem innern Erlebnis zugewendet; denn ihre Augen starrten unbeweglich vor sich hin, und ihre kleinen Hände lagen fest geschlossen auf der Brust. Ich fragte sie: „Was ist denn dir begegnet, Annelene?“ Aber sie sah nicht auf; sie ließ die Arme sinken und sagte: „Nichts, Marx; was sollte mir begegnet sein?“ Zufällig aber hatte ich bemerkt, daß die Krone des kleinen Baumes wie von einem Pulsschlage in gleichmäßigen Pausen erschüttert wurde, und es überkam mich eine Ahnung dessen, was hier geschehen sein könne; zugleich ein Reiz, Annelene fühlen zu lassen, daß sie mich nicht zu täuschen vermöge. Ich zeigte mit dem Finger in den Baum und sagte: „Sieh nur, wie dir das Herz klopft!“

Diese Vorfälle, welche damals bei der kurz danach erfolgten Abreise des Kammerjunkers bald von mir vergessen waren, ließen nun nicht ab, mich zu beunruhigen, bis sie endlich von den Leiden und Freuden des Studentenlebens aufs neue in den Hintergrund gedrängt wurden.

* * *

Ich habe nicht von mir zu reden.

Etwa zwei Jahre später um Ostern kehrte ich als junger Doctor promotus in die Heimat zurück. Schon vorher hatte man mir geschrieben, daß das fortdauernde Sinken der Landpreise den Verkauf des Staatshofes nötig machen werde, und daß Annelene aus einer immerhin noch reichen Erbin wahrscheinlich ein armes Mädchen geworden sei. Nun erfuhr ich noch dazu, daß auch ihre

Verlobung sich aufzulösen scheine. Die Briefe des Bräutigams waren allmählich seltener geworden und seit einiger Zeit ganz ausgeblieben. Annelene hatte das ohne Klage ertragen; aber ihre Gesundheit hatte gelitten, und
5 sie befand sich gegenwärtig schon seit einigen Wochen zu ihrer Erholung draußen auf dem Staatshof, wo man eins der kleineren Zimmer in dem oberen Stockwerk für sie instand gesetzt hatte.

Obwohl ich seit ihrem Brautstande nicht an sie ge-
10 schrieben, so konnte ich doch nicht unterlassen, noch am Tage meiner Ankunft zu ihr hinauszugehen. — Es war schon spät nachmittags, als ich den Staatshof erreichte. Die alte Wieb fand ich draußen auf dem Wege an einem Heck stehend, von wo ein Fußsteig über die Fennen nach
15 dem Deiche zu führte. Sie hatte mich nicht kommen sehen, da sie den Rücken gegen den Weg kehrte, und als ich unvermerkt ihre harte Hand erfaßte, vermochte sie mich erst nicht zu erkennen. Bald aber trat ein Ausdruck der Freude in das alte Gesicht, und sie sagte: „Gott sei Dank, daß du
20 da bist, Marx. So eine treue Seele tut uns gerade not!"

„Wo ist Annelene?" fragte ich. Die Alte zeigte mit der Hand ins Land hinaus und sagte bekümmert: „Da geht sie wieder in der Abendluft!"

Etwa auf dem halben Wege nach dem Haffdeiche[1],
25 der hier nördlich von dem Hofe die Landschaft gegen das Meer hin abschließt, sah ich eine weibliche Gestalt über die Fennen gehen. „Setz' nur den Kessel ans Feuer, Wieb", sagte ich, „ich will sie holen, wir kommen bald zurück." — Nach einer Weile hatte ich Annelene erreicht.
30 Als ich ihren Namen rief, stand sie still und wandte den Kopf nach mir zurück. Ich fühlte plötzlich, wieviel von ihrem Bilde in meiner Erinnerung erloschen sei. So lieblich hatte ich sie mir nicht gedacht; und doch war sie dieselbe noch; nur ihre Augen schienen dunkler geworden,
35 und die Linien des zarten Profils waren ein wenig schärfer gezogen als vor Jahren. Ich faßte ihre beiden Hände.

[1] Seedeich.

„Liebe Annelene“, sagte ich, „ich bin eben angekommen; ich wollte dich noch heute sehen!“

„Ich danke dir, Marx“, erwiderte sie, „ich wußte, daß du dieser Tage kommen würdest.“ — Aber ihre Gedanken schienen nicht bei diesem Willkommen zu sein; denn sie wandte die Augen sogleich wieder von mir ab und begann auf dem Fußsteige weiterzugehen. „Begleite mich noch ein wenig“, fuhr sie fort, „wir gehen dann zusammen nach dem Hof zurück.“

„Aber es wird kalt, Annelene?“

„O, es ist nicht so kalt“, sagte sie, indem sie das große Schaltuch fester um die Schultern zog. — So gingen wir denn weiter. Ich suchte allerlei Gespräch; aber keines wollte gelingen. Es wurde schon abendlich; ein feuchter Nordwest wehte vom Meer über die Landschaft, und vor uns auf dem Haffdeich sah man gegen den braunen Abendhimmel einzelne Fuhrwerke wie Schattenspiel vorbeipassieren. Nach einer Weile bemerkte ich einen Mann an der Seite des Deiches herabsteigen und uns auf dem Fußwege entgegengehen. Es war der Postbote, der zweimal in der Woche für die Hofbesitzer die Briefe aus der Stadt holte. Ich fühlte, wie Annelene ihren Schritt beeilte, da er in unsere Nähe kam. „Hast du etwas für mich, Karsten?“ fragte sie und suchte dabei in ihrer Stimme vergebens eine innere Unruhe zu verbergen.

Der Bote blätterte in seiner Ledertasche zwischen den Briefen umher. „Für dieses Mal nicht, liebe Mamsell!“ sagte er endlich mit einer verlegenen Freundlichkeit, indem er die aufgehobene Klappe wieder über seine Tasche fallen ließ. Er mochte ihr diese Antwort schon oft gegeben haben. Annelene schwieg einen Augenblick. „Es ist gut, Karsten“, sagte sie dann, „du kannst erst mit uns gehen und Abendbrot essen.“ — Sie schien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben; denn sie kehrte bei diesen Worten um, und wir gingen mit dem Boten nach dem Hofe zurück. Die Dämmerung war schon stark hereingebrochen. Von dem Ackerstücke, an welchem wir vorüberkamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel,

die unsichtbar in den Furchen lagen; mitunter flog ein Kiebitz schreiend vor uns auf, und auf den Weiden stand das Vieh in dunkeln, unkenntlichen Massen beisammen. — Wir hatten auf dem Rückwege, als geschehe es im Einverständnis, kein Wort miteinander gewechselt; als wir schon fast im Dunkeln auf der Werfte angelangt waren, ergriff Annelene meine Hand. „Gute Nacht, Marx“, sagte sie, „verzeihe mir; ich bin müde, ich muß schlafen; nicht wahr, du kommst recht bald einmal wieder zu uns heraus!“ Mit diesen Worten trat sie in die Haustür, und bald hörte ich, wie sie die Treppe nach ihrem Zimmer hinaufging.

Ich begab mich zu den alten Hofleuten, die in Gesellschaft des Boten am warmen Ofen bei ihrem Abendtee saßen. Wieb entfernte sich einen Augenblick, um Annelene ein Licht hinaufzubringen; dann nötigte sie mich, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen, und ich mußte erzählen und mir erzählen lassen. Darüber war es spät geworden, so daß ich nicht mehr zur Stadt zurückgehen mochte. Ich bat meine alte Freundin, mir eine Streu in ihrer Stube aufzuschütten, und schlenderte, während dies geschah, in den Garten hinaus. Da ich in das Boskett an der nördlichen Seite des Hauses kam, bemerkte ich, daß Annelene noch Licht in ihrem Zimmer habe. Ich lehnte mich an einen Baum und blickte hinauf. Es schien alles still darinnen. Plötzlich aber entstand hinter den Fenstern eine starke Helligkeit, die eine Zeitlang in die kahlen Büsche des Gartens hinaus leuchtete und dann allmählich wieder verschwand. Mich überkam, während ich so im Dunkeln stand, eine unbestimmte Besorgnis, und ohne mich lange zu bedenken, ging ich durch die Hintertür ins Haus und die Treppe nach Annelenes Zimmer hinauf.

Die Tür war nur angelehnt. Annelene saß an einem Tischchen mit den Füßen gegen den Ofen, in welchem ein helles Feuer brannte. Unter der Schnur eines Päckchens, das auf ihrem Schoße lag, zog sie einen Brief hervor; sie entfaltete ihn und schien aufmerksam darin zu lesen. Nach einer Weile bewegte sie die Hand ein wenig,

so daß das Papier von der Flamme des neben ihr auf dem Tische stehenden Lichtes ergriffen wurde. Ihr Gesicht trug dabei einen solchen Ausdruck von Trostlosigkeit, daß ich unwillkürlich ausrief: „Annelene, was treibst du da?" 5

Sie blieb ruhig sitzen, ohne sich nach mir umzuwenden, und ließ den Brief in ihrer Hand verbrennen.

„Sie sind kalt", sagte sie, „sie sollen heiß werden!"

Ich war mittlerweile ins Zimmer getreten und hatte mich neben ihren Stuhl gestellt. Plötzlich, wie von einem 10 raschen Entschluß getrieben, stand sie auf und legte beide Hände fest um meinen Hals; sie wollte zu mir sprechen, aber ihre Tränen brachen unaufhaltsam hervor, und so drückte sie den Kopf gegen meine Brust und weinte eine lange Zeit, in welcher ich nichts tun konnte, als sie still 15 in meinen Armen halten. „Nein, Marx", sagte sie endlich und mühte sich, ihrer Stimme einen festeren Klang zu geben, „ich verspreche es dir, ich will nicht länger auf ihn warten."

„Hast du ihn denn so sehr geliebt, Annelene?" 20

Sie richtete sich auf und sah mich an, als müsse sie erst nachsinnen über diese Frage. Dann sagte sie langsam: „Ich weiß es nicht — das ist auch einerlei."

Ich blieb noch eine Weile bei ihr, und allmählich wurde sie ruhiger. Sie versprach mir, Mut zu fassen, 25 mir und unserer Mutter zuliebe; sie wollte arbeiten, sie wollte in der kleinen Wirtschaft der alten Wieb die Anfänge des Landhaushaltes lernen, damit sie einmal als Wirtschafterin ihr Brot verdienen könne. Sie sah dabei fast mitleidig auf ihre kleinen Hände, deren Schönheit sie 30 der Not des Lebens opfern wollte. Nur zur Rückkehr nach der Stadt vermochte ich sie nicht zu bewegen. „Nein, nicht unter Menschen!" sagte sie und sah mich bittend an, „laß mich hier, Marx, solange es mir noch gestattet ist; aber komm oft einmal heraus zu uns!" 35

So verließ ich sie an diesem Abend; aber ich ging von nun an häufig den Weg über die Fennen nach dem Staatshof. — Annelene schien ihr Versprechen halten zu

wollen; ich fand sie mehrere Male beim Sahnen in der
Milchkammer oder am Butterfasse, wo sie abwechselnd
mit der alten Wieb den Stempel führte; ja, sie ließ es
sich nicht nehmen, die Butter zum Kneten in die Mulde
5 zu tun, ganz wie sie es von ihrer alten Wärterin ge-
sehen hatte; sie schien es auch nicht zu merken, daß
diese hinterher ganz im geheim die letzte Hand an ihre
Arbeit legte. Allein man fühlte leicht, daß die Teilnahme
an diesen Dingen nur eine äußerliche war; eine An-
10 strengung, von der sie bald in der Einsamkeit ausruhen
mußte.

* * *

Es war schon in der heißen Sommerzeit, als einige
junge Leute aus unserer Stadt mit ihren Schwestern
und Bekannten eine Landpartie nach dem Staatshofe
15 hinaus zu machen wünschten. Man bat mich um meine
Vermittlung bei Annelene; und mit einiger Mühe erhielt
ich ihre Einwilligung. — So waren denn eines Sonntag-
nachmittags die verwilderten Gänge des Gartens wieder
einmal von geputzten Leuten belebt, und man sah zwi-
20 schen den Büschen die weißen Kleider und die bunten
Schärpen der Mädchen. Die alte Wieb mußte den großen
Kaffeekessel hervorsuchen; dann wurden die mitgebrachten
Körbe ausgepackt und alles vor der Haustür dem Garten
gegenüber serviert. Als der Kaffee vorüber war, stiegen
25 die besten Kletterer unter uns in den Gipfel der beiden
alten Linden, die zu den Seiten des Hoftors standen,
indem jeder das Ende eines ungeheueren Taues mit sich
hinauf nahm. Bald war zwischen den höchsten Ästen eine
Schaukel festgeknüpft, und die Mädchen wurden ein-
30 geladen, sich hineinzusetzen. „Komm, Annelene", rief
ein junger, robust aussehender Mensch, indem er fast
mitleidig auf ihre feine Gestalt herabsah, „setz' dich hinein;
ich will dir einmal eine ordentliche Motion machen!"

Annalene bedankte sich, aber ein munteres, schwarz-
35 äugiges Mädchen ließ sich williger finden; und bald
schwenkte Klaus Peters die Schaukel, bis die kleine Ju-

liane wie ein Vogel zwischen den Zweigen saß und endlich flehentlich um Gnade schrie. — Klaus Peters war der Sohn eines reichen Brauers, und es hieß, sein Vater werde ihm den Staatshof kaufen, sobald er zum Aufstrich[1] komme, und ihm eine glänzende Wirtschaft einrichten. 5 Auch schien er in seinen Gedanken sich schon als den künftigen Besitzer zu betrachten; denn als wir später in Begleitung des Hofmanns zwischen den Baulichkeiten umhergingen, fand er überall etwas zu tadeln und sprach von den Verbesserungen, die hier vorgenommen werden 10 müßten, während der alte Marten mit einem mißvergnügten Brummen nebenherging.

Es war allmählich spät geworden. Als wir von unserer Umschau zurückkehrten, fanden wir die Mädchen vor der Haustür versammelt und Annelene unter ihnen. 15

Zwei derselben hatten ihre Hände gefaßt, als könnte sie nur mit zärtlicher Gewalt hier zurückgehalten werden. „Ja, wenn wir Musik hätten!" sagte die eine. — „Musik!" rief Peters, indem er an den dicken Goldberlocks seine Uhr aus der Tasche zog, „ihr sollt bald Musik haben; in 20 einer halben Stunde bin ich wieder da!"

Er war zu Pferde herausgekommen und rief nun ins Haus nach dem Hofmann. „Bring' mir den Braunen, Marten; aber brauch' deine Beine!" Der Alte knurrte etwas vor sich hin, aber er tat doch wie ihm geheißen, 25 und bald ritt Peters im Galopp zum Tore hinaus. Wir andern gingen ins Haus und besichtigten oben den Tanzsaal. Es kam uns eine dumpfe Luft entgegen, als wir die Tür des alten Prunkgemaches geöffnet hatten.

Die goldgeblümten Tapeten waren von der Feuchtig- 30 keit gelöst und hingen teilweise zerrissen an den Wänden; überall stachen noch die Stellen hervor, wo vorzeiten die Familienporträts gehangen hatten. Wir gingen wieder hinab und trugen einen Tisch und einige Gartenbänke in das leere Zimmer; dann öffneten wir die Fen- 35 ster, durch welche es von den draußen stehenden Bäumen

[1] Versteigerung.

schon herein zu dunkeln begann, und die Mädchen umfaßten sich und tanzten miteinander. „Wartet!“ rief ich, „wir wollen einen Kronleuchter machen!“ Denn oben an der Zimmerdecke gewahrte ich noch die Krampe, an
5 der einst die Kristallkrone über der Festtafel des Hauses gehangen hatte. Bald waren zwei Holzleisten aufgefunden und kreuzweis übereinander genagelt.

Annelene ging mit den Mädchen in den Garten hinab; und aus dem Fenster sah ich, wie sie die Blumen von
10 den Jasminbüschen und von den rotblühenden Himbeersträuchen brachen. „Pflückt nur“, sagte Annelene, als eins der Mädchen fragend zu ihr umschaute, „es blüht hier doch für sich allein.“ Aber sie selber stand dabei; sie pflückte nichts. — Nach einer Weile kamen alle wieder
15 herauf und machten sich daran, meinen Kronleuchter eins ums andere mit weißen und roten Blüten zu bewinden; dann, nachdem an jedem Ende eine Kerze befestigt und angezündet war, wurde das Kunstwerk aufgehangen. Die wenigen Lichter konnten den weiten Raum nicht erhellen,
20 aber draußen war schon der Mond aufgegangen und schien durch die Fenster; und es war anmutig, wie die Blumenleuchte mitten in dem öden Zimmer schwebte, und wie der Duft erregt wurde, wenn die Mädchen unten durchtanzten. Plötzlich hörten wir ein Pferd auf-
25 traben und einen lauten Peitschenknall.

„Da kommt die Musik!“ hieß es; und alle drängten an die Fenster. — Draußen unter den Bäumen hielt Peters; eine kleine, dürre Gestalt klebte hinter ihm auf dem Pferde, Geige und Bogen in der Hand.

30 Bei näherem Hinschauen erkannte ich wohl, daß es der alte Drees-Schneider war, ein vielgewandtes Männchen, das bald mit der Nadel, bald mit dem Fiedelbogen für seinen Unterhalt sorgte, und den die harte Zeit gelehrt hatte, sich manchen derben Spaß gefallen zu lassen. —
35 „Nun, Drees, spiel' eins auf!“ rief Peters, „mach' dein Kompliment vor den Damen!“ Aber sowie der Alte die Hand vom Sattel ließ und seine Geige unters Kinn stützte, rührte Peters das Pferd mit den Sporen, daß es

ausschlug; und der Alte schwankte und griff wieder hastig nach dem Sattel. Annelene stand vor mir; ich sah in der schwachen Beleuchtung, wie die Röte ihr in die Schläfen hinaufstieg.

„Drees!“ rief sie, „komm herab, Drees!“ — Der Alte machte Anstalt hinabzuklimmen; aber der Reiter lachte und gab seinem Pferde die Sporen. „Marten“, sagte Annelene zu dem Hofmann, der mit seiner alten Frau vor der Tür stand, „halte das Pferd, Marten!“ — „Oho, Annelene!“ rief Peters; allein er machte doch keinen Versuch, seine Späße fortzusetzen, und ließ es geschehen, daß Marten dem alten Drees herunterhalf.

Gleich darauf waren alle oben im Saal, und nachdem Peters dem alten Musikanten seine Angst durch einige Gläser Wein vergütet hatte, setzte dieser sich auf ein kleines Faß und begann seine Stücke aufzustreichen. Die Paare traten an, und bald wurde unsere Blumenleuchte vom Wirbel der Tanzenden hin und her bewegt. Ich suchte Annelene, aber sie mußte unbemerkt hinausgegangen sein, und da für mich keine Tänzerin übriggeblieben war, so verließ ich ebenfalls den Saal, in der Meinung, sie unten bei den alten Hofleuten anzutreffen.

Als ich in das Gesindezimmer trat, sah ich indessen nur die alte Wieb, welche eifrig an ihrem Strickstrumpf arbeitete. Sie zog eine Nadel aus dem Brustlatz und störte damit in der Lampe, die den ziemlich großen Raum nur spärlich erhellte. Dann sah sie zu mir auf und sagte: „Ihr seid ja gewaltig lustig, Marx! Klaus Peters spielt wohl schon den Herrn im Staatshof?“

„Er wird es bald genug sein“, antwortete ich, „das ist nicht mehr zu ändern!“

Die Alte schwieg eine Weile, und ihre Gedanken schienen sich von dem alten Besitztum der Familie zu dem letzten Nachkommen derselben hinzuwenden. „Marx“, sagte sie, indem sie den Strickstrumpf auf den Tisch legte, „warum bist du auch solange fort gewesen?“

„Was hätte ich denn ändern können, Wieb?“

„Und die zwei langen Jahre! — Wenn nur der Unglücksmensch nicht gekommen wäre!“ fuhr sie fort, wie zu sich selber redend. „Sie war dazumal noch die reiche Erbtochter; heißt das, sie war so in der Leute Mäuler;
5 aber schon als die alte Frau in die Ewigkeit ging, ist nichts übrig gewesen als die schweren Hypotheken. Gott besser's! Nun soll gar der Hof verkauft werden. — Nicht meinetwegen, Marx, nicht meinetwegen; Marten und ich helfen uns schon durch, die übrigen paar Jahre.“
10 „Es ist wohl so am besten, Wieb“, sagte ich; „vielleicht bleibt noch ein Restchen übrig für Annelene, so daß sie nicht ganz verarmt ist.“

Die alte Frau wischte sich mit der Schürze über die Augen. „Es ist grausam“, sagte sie kopfschüttelnd, „so
15 eine Familie!“

Von oben schallte das Scharren der Tanzenden; im anstoßenden Stalle hörte ich, wie täglich um diese Zeit, den Hofmann den Karren und die übrigen Geräte für die Nacht an ihren Platz bringen.
20 Als ich aufsah, stand Annelene in der Tür. Sie war blaß, aber sie nickte freundlich nach uns hin und sagte: „Willst du nicht tanzen, Marx? Ich bin oben gewesen; die kleine Juliane sucht dich mit ihren braunen Augen schon in allen Ecken!“
25 „Du scherzest, Annelene; was geht mich Juliane an?“

„Nein, nein, Marx! Nimm dich in acht; Klaus Peters tanzt schon den zweiten Tanz mit ihr.“

„Aber Annelene!“ — Ich trat zu ihr. „Willst du mit mir tanzen?“
30 „Weshalb denn nicht?“

„Aber eine Menuett, Annelene!“

„Eine Menuett, Marx! — Und“, fügte sie lächelnd hinzu, „nicht wahr, Freund Simon darf dabei sein?“

Als wir gehen wollten, faßte die Alte Annelenes
35 Hand. „Kind“, sagte sie besorgt, der Doktor hat's dir ja verboten!“

Aber Annelene erwiderte: „O, gute Wieb, es schadet nicht; ich weiß das besser als der Doktor!“ Und mein

Verlangen, mit ihr zu tanzen, war so groß, daß ich mir diese Versicherung gefallen ließ.

Als wir oben in den Saal getreten waren, ging ich in die Ecke zu dem kleinen Drees und bestellte eine Menuett. Er blätterte in seinen Büchern umher; aber er hatte den alten Tanz nicht mehr darin; wir mußten uns mit einem Walzer begnügen. Klaus Peters trat an den Tisch, schenkte ihm das Glas voll und stieß mit ihm an. „Aufgespielt, Drees!“ rief er, „aber kratze nicht so, es kommen feine Leute an den Tanz.“

Der Alte setzte sein Glas an den Mund. „Nun, Herr Peters“, sagte er, indem er den jungen Menschen mit seinen kleinen, scharfen Augen ansah, „auf daß es uns wohlgehe auf unsern alten Tagen[1]!“

„Weshalb sollte es uns nicht wohlgehen, Drees?“ erwiderte Peters, indem er der kleinen Juliane die Hand bot und sich mit ihr an die Spitze der Tanzkolonne stellte.

Ich trat mit Annelene in die Reihe. Der Alte begann seine Geige zu streichen und nickte uns freundlich zu, als wir im Tanz an ihm vorüberkamen. — Ich glaube noch jetzt, daß er damals vortrefflich spielte; denn er war nicht ungeschickt in seiner Kunst, und eingedenk mancher kleinen Freundlichkeit, die er von uns empfangen, mochte er nun sein Bestes versuchen.

Wir hatten lange nicht zusammen getanzt, Annelene und ich. Aber es war nicht vergessen; ich fühlte bald, sie tanzte noch wie sonst. Es ging so leicht zwischen den übrigen Paaren hin; ihre Augen glänzten; sie lächelte, und ihr Mund war geöffnet, so daß die weißen Zähne hinter den feinen, roten Lippen sichtbar wurden; ich glaubte es zu fühlen, wie die Lebenswärme durch ihre jungen Glieder strömte. Bald sah ich nichts mehr von allem, was sich um uns her bewegte; ich war allein mit ihr; diese festen, klingenden Geigenstreiche hatten uns von der Welt geschieden; sie lag verschollen, unerreichbar weit dahinter.

[1] Der schleswigsche Trinkspruch der Martje Flors.

Dann pausierten wir. An dem offenen Fenster, wo wir standen, floß das Mondenlicht mit dem dürftigen Kerzenschein zu einer unbestimmten Dämmerung zusammen. Annelene stand atmend neben mir, sie schien
5 mir ungewöhnlich blaß. „Wollen wir aufhalten[1]?“ fragte ich sie.

„Weshalb, Marx? Es tanzt sich heut so schön!“

„Aber du verträgst es nicht?“

„O doch! — Was liegt daran!“

10 Wir tanzten schon wieder, als sie die letzten Worte sprach. Wir tanzten noch lange. Als aber Annelene mit der Hand nach dem Herzen griff und zitternd mit dem Atem rang, da bat ich sie, mit mir in den Garten hinabzugehen. Sie nickte freundlich, und wir gingen aus dem
15 Saal nach ihrem Zimmer, um ein Umschlagetuch für sie zu holen. — Ich fühlte wohl damals schon, daß die Sorge um Annelenes Gesundheit mich nicht allein zu jener Bitte veranlaßt hatte; denn als wir die Treppe zu dem dunkeln Flur hinabstiegen, war mir, als wenn ich mit
20 einem glücklich geraubten Schatz ins Freie flüchtete.

Mir ist aus jenen Stunden noch jeder kleine Umstand gegenwärtig; ich glaube noch durch die Fensterscheiben der altmodischen Haustür das Mondlicht zu sehen, das draußen wie Schnee auf den Steinfließen vor dem Hause
25 lag; im Heraustreten hörten wir drinnen in der Gesindestube die alte Wieb den Schrank verschließen, in welchem sie das Brautlinnen ihres Lieblingskindes aufgespeichert hatte. — Es war eine laue Nacht; über unsern Köpfen surrten die Nachtschmetterlinge, die den erleuchteten Fen-
30 stern des oberen Stockwerks zuflogen; die Luft war ganz von jenem süßen Duft durchwürzt, den in der warmen Sommerzeit die wolligen Blütenkapseln der roten Himbeere auszuströmen pflegen. Annelene knüpfte ihr Schnupftuch um den Kopf; dann gingen wir, wie wir
35 es oft getan, um die Ecke des Hauses und über die Werfte nach dem Baumgarten zu. Wir sprachen nicht; ich wollte

---

[1] Anhalten, eine Pause machen.

Annelene bitten, ihre Augen wieder nach der Welt zurück zu wenden und nicht mehr in den Schatten der Vergangenheit zu leben; aber das beunruhigende Bewußtsein einer eigennützigeren Bitte, die ich für günstigere Zeiten im Grunde meines Herzens zurückbehielt, raubte mir den Atem und ließ kein Wort über meine Lippen kommen. Das Herz klopfte mir so laut, daß ich immer fürchtete, es werde auch ohne Worte meine innersten Gedanken kundmachen. Wir gingen durch die kleine Pforte in den Baumgarten hinein, zwischen die schimmernden Stämme der ungeheuren Silberpappeln, deren Laubkronen keinen Lichtstrahl durchließen. Die dürren Zweige, welche überall den Boden bedeckten, knickten unter unsern Füßen; und über uns, von dem Geräusche aufgestört, flogen die Raben von ihren Nestern und rauschten mit den Flügeln in den Blättern. Annelene ging schweigend und in sich verschlossen neben mir; ihre Gedanken mochten dort sein, von wo ich sie so sehnlich zurückzurufen wünschte. — So waren wir bis zur Graft hinabgekommen, welche auch hier die Grenze des eigentlichen Hofes bildete.

Zwischen den Bäumen, welche jenseits des Wassers standen, sah man wie durch einen dunklen Rahmen in die weite, mondhelle Landschaft hinaus, in welcher hie und da die einzelnen Gehöfte wie Nebelflecken aus der Ebene ragten. Es war so still, daß man nichts hörte als das Säuseln des Schilfs, das in den Gräben stand. „Sieh, Annelene“, sagte ich, „die Erde schläft; wie schön sie ist!“

„Ja, Marx!“ erwiderte sie leise, „und du bist noch so jung!“

„Bist du denn das nicht mehr?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Komm“, sagte sie, „es ist hier feucht.“ — Und wir gingen weiter durch eine verfallene Umzäunung in den seitwärts vom Hause liegenden Gemüsegarten und unten an dem Wasser entlang nach den Boskettpartien, die vor dem Hause lagen. Hier waren wir auf unserem alten Spielplatz; es waren noch dieselben Büsche, zwischen denen wir einst als Kin-

der in die Irre gegangen waren; nur hingen ihre Zweige noch tiefer in den Weg als damals. Wir gingen auf dem breiten Steige neben der Graft, die sich im Schatten der Bäume breit und schwarz an unserer Seite hinzog. Man
5 hörte das leise Rupfen des Viehes, welches jenseits auf der Fenne im Mondschein grasete, und drüben von der Rohrpflanzung her scholl das Zwitschern des Rohrsperlings, des kleinen, wachen Nachtgesellen. Bald aber horchte ich nur dem Geräusch der kleinen Füße, die in
10 einiger Entfernung so leicht vor mir dahin schritten.

In diese heimlichen Laute der Nacht drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gellende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahinfuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, so vernahm ich nun auch aus
15 der Ferne das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht sich draußen über der wüsten, geheimnisvollen Tiefe wälzten und von der kommenden Flut dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Öde und Verlorenheit überfiel mich; fast ohne es zu wissen, stieß ich Anne-
20 lenes Namen hervor und streckte beide Arme nach ihr aus.

„Marx, was ist dir?“ rief sie und wandte sich nach mir um, „hier bin ich ja!“

„Nichts, Annelene“, sagte ich, „aber gib mir deine Hand; ich hatte das Meer vergessen, da hörte ich es
25 plötzlich!“

Wir standen auf einem freien Platze vor dem alten Gartenpavillon, dessen Türen offen in den zerbrochenen Angeln hingen. Der Mond schien auf Annelenes kleine Hand, die ruhig in der meinen lag. Ich hatte nie das
30 Mondlicht auf einer Mädchenhand gesehen, und mich überschlich jener Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist. Unwillkürlich schloß ich die Hand des Mädchens heftig in die meine; doch mit
35 der Scheu, die der Jugend eigen, sah ich in demselben Augenblick zu Boden. Als aber Annelene ihre Hand schweigend in der meinen ließ, wagte ich es endlich, zu ihr empor zu sehen. Sie hatte ihr Gesicht zu mir ge-

wandt und sah mich traurig an; mitleidig, ich weiß noch jetzt nicht, ob mit mir oder mit sich selbst. Dann entzog sie sich mir sanft und trat auf die Schwelle des Pavillons.

Ich sah durch die Lücken des Fußbodens das vom Mond beleuchtete Wasser glitzern und faßte Annelenes Kleid, um sie zurückzuhalten. „Sorge nicht, Marx!“ sagte sie, indem sie hineintrat und ihre leichte Gestalt auf den losen Brettern wiegte, „Holz und Stein bricht nicht mit mir zusammen.“ — Sie ging an das gegenüberliegende Fenster und sah eine Weile in die helle Nacht hinaus, dann hob sie mit der Hand ein Stück der alten Tapete empor, das neben ihr an der Wand herabhing, und betrachtete im Mondlicht die halb erloschenen Bilder. „Es hat ausgedient“, sagte sie, „die schönen Schäferpaare wollen sich auch empfehlen. Es mag ihnen doch allmählich aufgefallen sein, daß die saubern, weiß toupierten Herren und Damen so eines nach dem andern ausgeblieben sind, mit denen sie einst zur Sommerzeit so muntere Gesellschaft hielten. — Einmal“, und sie ließ die Stimme sinken, als rede sie im Traume, „einmal bin ich auch noch mit dabei gewesen; aber ich war noch ein kleines Kind, Wieb hat es mir oft nachher erzählt. — Nun fällt alles zusammen! Ich kann es nicht halten, Marx; sie haben mich ja ganz allein gelassen.“

Mir war, als dürfe sie so nicht weiterreden. „Laß uns ins Haus gehen“, sagte ich, „die anderen werden bald zur Stadt zurückwollen.“

Sie hörte nicht auf mich; sie ließ die Arme an ihrem Kleide herabsinken und sagte langsam: „Er hat so unrecht nicht gehabt; — wer holt sich die Tochter aus einem solchen Hause!“

Ich fühlte, wie mir die Tränen in die Augen schossen. „O, Annelene“, rief ich und trat auf die Stufen, die zu dem Pavillon hinanführten, „ich — ich hole sie! Gib mir die Hand, ich weiß den Weg zur Welt zurück!“

Aber Annelene beugte den Leib vor und machte mit den Armen eine hastige, abwehrende Bewegung nach mir hin. „Nein“, rief sie, und es war eine Todesangst

in ihrer Stimme, „du nicht, Marx; bleib! es trägt uns beide nicht.“

Noch auf einen Augenblick sah ich die zarten Umrisse ihres lieben Antlitzes von einem Strahl des milden Lichts
5 beleuchtet; dann aber geschah etwas und ging so schnell vorüber, daß mein Gedächtnis es nicht zu bewahren vermocht hat. Ein Brett des Fußbodens schlug in die Höhe; ich sah den Schein des weißen Gewandes, dann hörte ich es unter mir im Wasser rauschen. Ich riß die Augen
10 auf; der Mond schien durch den leeren Raum. Ich wollte Annelene sehen, aber ich sah sie nicht. Mir war, als renne in meinem Kopfe etwas davon, das ich um jeden Preis wieder einholen müßte, wenn ich nicht wahnsinnig werden wollte. Aber während meine Gedanken
15 diesem Unding nachjagten, hörte ich plötzlich vom Hause her die Tanzmusik. Das brachte mich zur Besinnung; ich stieß einen gellenden Schrei aus und sprang neben dem Pavillon hinab ins Wasser. Die Graft war tief; aber ich war kein ungeübter Schwimmer; ich tauchte unter,
20 und meine Hände griffen zwischen dem schlüpfrigen Kraut umher, das auf dem Grunde wucherte. Ich öffnete die Augen und versuchte zu sehen; aber ich fühlte nur wie über mir ein trübes Leuchten. Meine Kleider, deren ich keines abgeworfen, zwangen mich, auf die Ober-
25 fläche zurückzukehren. Hier suchte ich wieder Atem zu gewinnen und wiederholte dann noch einmal meinen Versuch. — Es war vergebens. Bald stand ich wieder auf dem abschüssigen Uferrande und blickte ratlos über die Graft entlang. Da fühlte ich eine Hand sich schwer
30 auf meine Schulter legen, und eine Stimme rief: „Marx, Marx, was macht Ihr da? Wo ist das Kind?“ Ich erkannte, daß es Wieb war. „Dort, dort!“ schrie ich und streckte die Hände nach dem Graben zu. Die Alte faßte mich unter den Arm und zog mich gewaltsam an den
35 Rand der Graft hinunter. Endlich brachte ich es heraus; und wir liefen an dem Wasser entlang, bis an die Laube in der Gartenecke, wo die großen, alten Erlen ihre Zweige in die Flut hinabhängen lassen. Wir haben sie dann

endlich auch gefunden; die Augen waren zu, und die kleine Hand war fest geschlossen.

Ich gab der alten Wieb einige Anordnungen zu dem, was jetzt geschehen mußte, dann zog ich den Braunen aus dem Stall und jagte nach der Stadt, um einen Arzt zu holen; denn ich traute meiner jungen Kunst in diesem Falle nicht. Wir waren bald zurück; aber die Schatten der Vergänglichkeit, die schon so früh in dieses junge Leben gefallen waren, ließen sie nun nicht mehr los.

Als wir einige Stunden später zur Stadt zurückkehrten, war die Marsch so feierlich und schweigend, und die Rufe der Vögel, die des Nachts am Meere fliegen, klangen aus so unermeßlicher Ferne, daß mein unerfahrenes Herz verzweifelte, jemals die Spur derjenigen wieder zu finden, die sich nun auch in diesen ungeheuren Raum verloren hatte.

* * *

Der jetzige Besitzer des Staatshofes ist Klaus Peters. Er hat die alte Hauberg niederreißen lassen und ein modernes Wohnhaus an die Stelle gesetzt. Die Wirtschaftsgebäude liegen getrennt daneben. — Er hat recht gehabt, es geht ihm wohl; er liefert die größten Mastochsen zum Transport nach England, in seinen Zimmern stehen die kostbarsten Möbel, und er und seine Juliane glänzen von Gesundheit und Wohlbehagen. Ich aber bin niemals wieder dort gewesen.

Drüben am Markt

Novelle (1860—61)



Einleitung des Herausgebers.

Der Stoff der Erzählung „Drüben am Markt“ taucht zuerst in einem Jugendgedichte aus Storms Studentenzeit auf, das 1841 in Lewalds „Europa“ unter dem Titel „Hüben und drüben[1]“ veröffentlicht wurde. Schon hier die Gegenüberstellung des ent-
5 sagenden Mannes, der von der Erinnerung lebt, und der jungen, glücklichen Mutter, die die Schatten der Vergangenheit nicht hochkommen läßt. Aber von diesem Gedicht über „Immensee“ bis zu unserem Werke ist ein weiter Weg. Zwar entwickelt sich die Erzählung wie dort aus der Erinnerung des Doktors, wobei der
10 Leser die Ungeschicklichkeit des Dichters, der die Rolle der Erinnerung übernimmt und flott drauflos erzählt, mit in den Kauf nehmen muß; aber sonst zeigt sich in der Anlage und inhaltlich ein gewaltiger Wandel. Im Aufbau ist Storm über die bloße Zusammensetzung einzelner Stimmungsbilder bereits zur Ent-
15 wicklung eines inneren Kampfes vorgeschritten (wie schon in „Angelika“), nur atmen die einzelnen Teile echtere Lebenswärme als die traurigen Betrachtungen in der Potsdamer Erzählung, und die Ursachen, die die beiden Menschen nicht zusammenkommen lassen, sind menschlich begreiflicher geworden: statt weich-
20 licher Gefühlsregungen Gegensätze des Herkommens, des Standes, der gesamten Geistesrichtung. Durch außerordentlich fein erwogene Züge werden die Gestalten herausgearbeitet; der schwerfällige, weltungewandte Doktor mit dem empfindlichen Stolze des aus armen Kreisen Stammenden steht ebenso deut-
25 lich vor dem Leser wie die feine Bürgermeisterstochter mit ihrem guten Herzen, das sich in dem Verhältnis zu den Kindern zeigt, mit ihrem Abscheu vor Roheiten, Lebensungewandtheit und un-

---

[1] Vgl. oben, S. 127.

gepflegtem Äußeren, zugleich mit der unberechtigten Überhebung des Mädchens der altbürgerlichen Kreise. Der Standesunterschied wird in hübschen Auftritten geschildert, alles ist wirklichkeitsnäher, greifbarer als die zarten Pflanzen in „Immensee“. Und dabei liegt über dem Ganzen ein so feiner Humor, der jede Empfindsamkeit ausschließt. Die Natur hat dem Manne, anders als in „Angelika“, zwar keinen Trost in seiner Liebesenttäuschung geben können, aber der Doktor hat sich auch nicht niederschlagen lassen. Die Gestalt dieses alten Mannes in seinem farbigen Rocke, der am Deich seine Fische fängt, gehört zu den liebenswürdigsten unseres Dichters.

Wie weit der Erzählung persönliche Erlebnisse zugrunde liegen, läßt sich nicht sagen; der Doktor trägt wohl Züge eines Husumer Bekannten, des Arztes Dr. Kuhlmann, während der strenge Bürgermeister in Schwiegervater Esmarch oder in dem selbstherrlichen Husumer Bürgermeister Lüders seine Urbilder haben wird. Entstanden ist die Novelle im Winter 1860/61 trotz stärkster beruflicher Überlastung und Kinderlärm, der das einzig geheizte Zimmer erfüllte. Sie erschien zuerst 1861 in Nummer 37 und 38 von Hackländers „Über Land und Meer“, dann in der Sammlung „Drei Novellen“ zusammen mit den „Späten Rosen“ und „Veronika“.

Schon wieder stand der kleine Herr im blauen Frack an der Wehle[1] unterhalb des Deiches zu fischen. Vier Angelruten hatte er ausgelegt; die Korke mit den Federposen schwammen auf der blanken Wasserfläche, während die Stöcke in dem üppigen Marschgrase ruhten. Auch der kleine, schwarze Hund saß wieder daneben, wie es schien in die Betrachtung des vor ihm liegenden Netzes versunken, das schon zur Hälfte mit Weißfischen und Aalen gefüllt war; nur zuweilen warf er den Kopf herum und schnappte nach den Schmeißfliegen, die um seine Nase schwärmten. Sein Herr hatte die ausgerauchte Meerschaumpfeife neben sich gelegt und blickte, die Hände auf den Rücken gefaltet, aus seinen kleinen, runden Augen gleichgültig vor sich hin; bald auf die schwimmenden Korke, bald über die Wehle nach dem spitzen Turm der nicht gar fernen Stadt. Die Sonne blitzte in den blanken Knöpfen seines Fracks und vor ihm auf dem stillen Wasser; mitunter zog er ein blaugedrucktes Schnupftuch aus der Tasche und trocknete sich damit den Schweiß aus seinen schon ergrauten Haaren. Das Schilf duftete, es war ein heißer Septembernachmittag.

Aus dem Häuschen, das droben auf dem Deiche lag, trat ein bejahrtes Frauenzimmer und stieg eilig an dem abwärts führenden Fußwege hinunter. Der alte Herr hatte sie nicht bemerkt; denn an der einen Angel begann eben die Federpose zu zucken. Als aber jetzt die Frau laut redend und jammernd auf ihn zukam, wandte er sich um und winkte ihr heftig mit der Hand. „Schrei Sie nicht so, alte Person!“ sagte er und bückte sich nach

---

[1] Wassergräben, die nach einem Deichbruch an der Küste zurückbleiben.

seiner Angel. „Hat denn die Mixtur von gestern noch nicht angeschlagen?"

Das Weib schwieg plötzlich und strich sich verlegen mit der Hand über ihre Schürze.

„Ja so", sagte er, „ich kann's mir denken; Ihr habt wieder einmal selbst gedoktert! — Da habt Ihr mir nun auch den Fisch verjagt!"

Indem hatte er sich aufgerichtet; und in seine kleinen Augen trat ein Ausdruck von Schelmerei, der vorzeiten diesem unschönen Antlitz eine vorübergehende Anmut mochte verliehen haben. „Kleine Frau", sagte er, „kennt Ihr das Gebet der Ärzte?"

Die Frau sah ihn verdutzt an. „Nur das Vaterunser, Herr Doktor, und die hinterm Gesangbuch."

„Nun, so will ich es Euch sagen: Gott behüte uns vor den alten Weibern!"

Die Alte lächelte. „Herr Doktor sind allzeit so spaßig."

„Und nun", fuhr der Doktor fort, indem er seinen alten Hut aus dem Grase aufsammelte, „nun bleib' Sie hier und pass' Sie mir auf meine Fischerei!" — Der kleine Hund sprang gegen ihn empor. „Leg' dich, Pankraz!" sagte er und bückte sich, um ihn zu streicheln, mit jener hastigen Innigkeit, womit in Gegenwart anderer einsame Menschen den an sie gewöhnten Tieren zu begegnen pflegen. Dann, während der Hund sich legte und das Weib, seinem Befehl gehorchend, sich vor den Angelruten an das Wasser stellte, stieg er langsam den Deich hinauf und verschwand in der Tür des kleinen Hauses.

* * *

Es war tiefe Dämmerung, als der Doktor, aus seinem Meerschaumkopfe rauchend, auf dem Fahrweg des Deiches nach der Stadt zurückkehrte. Neben ihm ging die alte Frau, in der einen Hand ein Rezept, in der andern das schwergefüllte Fischnetz; der kleine Hund sprang kläffend hin und wieder. — So erreichten sie die Stadt. Im Schifferhause am Hafen brannten schon die Lichter und

warfen ihren Schein auf die Gasse. Der Doktor tat einen Blick in die Gaststube, wo an dem rotangestrichenen Tisch schon ein Frühgast dem Wirte gegenübersaß; dann beschleunigte er seinen Schritt und ging durch die dunkle
5 Twiete[1] dem Markte zu, wo er mit seiner Begleiterin in ein schmales, altertümliches Haus trat, vor dem eine Linde ihre Zweige bis an die Fenster des oberen Stocks hinaufstreckte.

Während noch die Hausglocke läutete, öffnete sich im
10 Hintergrund der Diele eine Tür, und ein schon ältliches, bürgerlich gekleidetes Mädchen leuchtete mit einer Schirmlampe den Kommenden entgegen. „Bist du es, Onkel?“ fragte sie.

„Freilich; nimm nur der Frau die Fische ab.“
15 Dann, nachdem die Alte gute Nacht gewünscht, gingen beide in das geräumige Hinterzimmer. Das Mädchen trug ihr Spinnrad in die Ecke und setzte die Lampe auf des Onkels Schreibtisch, während dieser seine Taschen von dem mitgenommenen Angelgeräte leerte. „Ist je-
20 mand dagewesen?“ fragte er.

„Ja, Onkel, die arme Frau, der du das Kleid von selig Tante schenktest.“

„Sonst wer?“

„Die alte Kammerherrin hat geschickt, sie hat wieder
25 ihren Zufall.“

Der Doktor setzte sich auf den harten, lederbezogenen Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand. „So?“ sagte er, „schicken die feinen Leute auch noch! Nun“, fügte er brummend hinzu, „der andere wird nicht um den Weg
30 gewesen sein[2]. — Wann war der Diener hier?“

„Du warst nur eben fort.“

„So — nun, da brauchen Ihro Gnaden mich schon nicht mehr.“

„Der Justizrat“, sagte das Mädchen, „ist auch dage-
35 wesen; du hättest doch nicht vergessen, daß es heute der Geburtstag seiner Frau sei.“

---

[1] Twiete, norddeutsche Bezeichnung einer engen Gasse. Auch in Husum vorhanden. — [2] Der andere wird wohl nicht zu erreichen gewesen sein.

Der Doktor schwieg eine Weile. — „Es ist gut“, sagte er, „bring' nur die Fische in die Küche!“

Das Mädchen ging; der Doktor blieb auf seinem Stuhle sitzen und streichelte mit der Hand den kleinen Hund, der ihm auf den Schoß gesprungen war. Seine Augen hafteten an der Messingklinke der nach dem Flur hinausgehenden Tür, als denke er, sie werde sich im nächsten Augenblick bewegen, und jemand, den er erwarte, in das dürftig ausgestattete Gemach hereintreten. Aber es kam niemand; er blieb allein. Endlich, nachdem er das Tier behutsam auf den Fußboden gesetzt hatte, stand er auf und nahm aus dem Repositorium des Schreibtisches einen der Quartbände, welche seine ärztliche Buchführung enthielten. Das Blatt, welches er aufschlug, trug eine Jahreszahl, die der ersten Zeit seiner Praxis angehörte. — „Handlungsdiener Friedeberg“ stand darüber; darunter waren viele Visiten eingetragen, sie folgten sich fast Tag um Tag; zum Schlusse aber war die Rechnung mit einer verhältnismäßig sehr geringen Summe abgeschlossen.

Der alte Friedeberg war längst begraben; aber der Doktor sah ihn noch vor sich, den kleinen Mann im leberfarbenen Rock, wie er an sonnigen Sonntagnachmittagen drüben am Markt vor der Tür des großen Giebelhauses stand und ihm, wenn er vorüberging, sein „servus, Herr Doktor!“ zurief. — Der alte Friedeberg war es jedoch nicht, um dessenwillen die kleine, runde Hand des Doktors nach diesem Folium zurückgeblättert hatte. Er war nur der Diener gewesen; das große Giebelhaus hatte derzeit dem zweiten Bürgermeister, seinem Prinzipal, gehört; der alte Friedeberg führte nur das kleine Ladengeschäft, das der reiche Kaufherr zugleich mit jenem treuen Mann nach seinen Eltern überkommen hatte. Auch der stattliche Bürgermeister wohnte seit lange nicht mehr in seinem sonnigen Hause; er lag nicht weit davon auf dem Klosterkirchhof in der Familiengruft, die er selbst hatte bauen lassen. — Es war aber auch nicht sein Gedächtnis, das die Hand des Doktors geleitet hatte; der Doktor war nicht einmal sein Hausarzt gewesen; denn der Bürger-

meister hatte sich wie alle Honoratioren des Physikus bedient. Aber der Physikus war einmal über Land gewesen, und — der Herr Bürgermeister hatte eine Tochter gehabt.

Das war es. — —

5 Der Doktor hatte sich umgewandt. Seine Augen ruhten auf dem leeren Polsterstuhl, der ihm gegenüber zwischen dem Ofen und dem Tassenschränkchen stand. — Spät an einem Februarabend war es gewesen. Dort hatte seine Mutter, die alte Schneiderswitwe, gesessen, 10 mit gefalteten Händen, das Spinnrad neben sich. Sie war schon ein wenig eingenickt gewesen, wie es ihr vor dem Schlafengehen zu geschehen pflegte; aber sie war wieder munter geworden und saß nun nach ihrer Gewohnheit aufrecht und ohne sich anzulehnen. „Und du 15 willst ein Doktor sein“, sagte sie, „und weißt nicht, daß alte Leute nicht mehr jung sind!“ — Der Doktor zog seine silberne Taschenuhr auf und hing sie an die Wand. „Es wird Schlafenszeit, Mutter!“ sagte er lächelnd; denn er wußte alles, was noch folgen würde. Aber die Alte ließ 20 nicht ab; sie schenkte ihm nichts, er mußte alles hören: ihr Alter und das seinige, dann alle Mühen des kleinen Haushalts und das gesamte Inventar an Leinen und Bettstücken, das droben in den beiden eichenen Schränken lagerte. „Denn“, sagte sie, „wir sind immer auskömm- 25 liche Leute gewesen, ich und dein seliger Vater; und das Notwendige wäre schon beisammen, wenn die junge Frau ins Haus käme.“ — Der Doktor hatte schon fast ein wenig ungeduldig werden wollen; da plötzlich hatte die Hausglocke geschellt, und da nach einigen Augenblicken war sie 30 hereingetreten. Sie hatte das blonde Haar zurückgeschüttelt und ein weißes Tüchlein vom Kopf genommen und sich dann einen Augenblick schweigend und aufatmend im Zimmer umgesehen. Die kleine, behende Alte war fast erschrocken aus ihrem Lehnstuhl aufgesprungen; denn 35 solch einen Gast hatte sie noch niemals in dem Zimmer ihres Doktors erscheinen sehen. Aber es war Notsache gewesen; der alte Friedeberg war plötzlich schwer erkrankt, eine tiefe Ohnmacht, ein Schlaganfall, die junge Dame

wußte es selber nicht. Der Lehrling war um den Kranken beschäftigt, die Mägde schon in den Betten gewesen; in ihrer Angst und ohne zu fragen war sie fortgelaufen. Beim Physikus hatte sie vergebens angeklopft; nun sollte der junge Doktor kommen; aber sogleich, es war kein Augenblick zu verlieren. — Der Doktor stand vor ihr in seinem abgetragenen Schlafrock, der die kleine, pralle Gestalt nur kaum bedeckte, und fragte und ließ sich berichten. Die alte Frau ging währenddessen im Zimmer umher und brachte hier eine Weste, dort ein Schnupftuch auf die Seite, die er wie gewöhnlich auf den Stühlen umhergestreut hatte; sie wischte mit ihrer Schürze über das Polster des alten Lehnstuhls und lud die junge Dame zum Sitzen ein. Aber die junge Dame wollte sich nicht setzen, und bald nachdem der Doktor in die Kammer gegangen und in seinem blauen Kleidrock wieder zum Vorschein gekommen war, machten beide sich auf den Weg.

Die Alte hatte ihnen geleuchtet. „Fallen Sie nicht, Mamsell“, hatte sie gesagt, „der Ring an der Kellerluke steht vor!“ Der Doktor entsann sich alles dessen noch genau; er meinte noch zu hören, wie sie hinter ihnen die Kette vor die Haustür legte

Draußen standen schon alle Häuser dunkel; nur drüben, unweit der Twiete, in dem großen Giebelhause waren unten noch die Fenster hell. Eben schlug es von der Kirchenuhr an der andern Seite des Marktes. Unwillkürlich standen sie und sahen an dem alten Turm empor, der mit seiner dunkeln Spitze in den Sternenhimmel hinaufragte. Hoch überhin steuerte ein Zug von Wildgänsen durch die Luft; ihr gellender Schrei und der Klang ihrer Flügel fuhr weithin über die schlafende Stadt.

Der Doktor ließ sein Bambusrohr auf der Steinplatte klingen. „Kommen Sie, Mamsell Sophie“, sagte er, „es wird Frühling! Wir müssen dem alten Friedeberg helfen.“

Und nun gingen sie, das Mädchen immer einen Schritt

voraus. Er aber in dem ungewissen Sternenschimmer
sah zum erstenmal auf sie und wie fest und jugendlich sie
daherging.

* * *

Jene Nacht war längst dahin. Der Doktor war seit-
5 dem fast noch einmal so alt geworden; aber die Leute
sagten, er habe dazumal nicht anders ausgesehen, nur
sein Haar sei etwas grau und der blaue Frack ein paarmal
neu und dann wiederum alt geworden. Auch im Hause
in dem großen Hinterzimmer war es ebenso geblieben;
10 derselbe alte Tisch mit den geschweiften Beinen und dem
bunten Wachstuchbezug; dasselbe Tassenschränkchen und
der weiße Sand auf dem Fußboden. Freilich in dem
Polsterstuhl am Ofen saß jetzt nicht mehr wie sonst die
alte strickende Frau, sondern ein kleiner, schwarzer Hund,
15 den der Doktor nach ihrem Tode sich herangezogen hatte.

Auch in diesem Augenblick behauptete der kleine Haus-
genosse seinen ererbten Platz. Er hatte sich schlafen ge-
legt und schien noch von den Schmeißfliegen zu träumen,
die draußen an der Wehle ihn umschwärmt hatten; denn
20 er kläffte und schnappte ein paarmal um sich her in die
leere Luft. Der Doktor ging auf ihn zu und streichelte
ihn: „Laß doch, Pankraz, laß doch!“ sagte er, „du träumst
ja nur.“ Der Hund sah mit trüben Augen zu ihm auf,
leckte einen Augenblick die liebkosende Hand seines Herrn
25 und schob dann die Schnauze wieder zum Schlaf unter
seinen Schenkel.

Der Doktor trat wieder an seinen Schreibtisch, und
nachdem er das vorhin aufgeschlagene Buch zugemacht
und an seinen Platz getan hatte, holte er aus dem hin-
30 tersten Fache einer Schublade das Bruchstück einer roten
Hummerschere hervor, an welcher mit einem Bindfaden
ein großer Schlüssel befestigt war. Dann nahm er die
Lampe und ging zur Tür hinaus, durch den schmalen
Gang auf den Hausflur, und stieg von dort die Treppe
35 hinauf, die zwischen weiß getünchten Wänden in das obere
Stockwerk führte.

Die Stufen knarrten, die einsame Hauskatze, die auf dem Treppenabsatz eingedämmert war, sprang vor ihm auf und stob die Bodentreppe hinan. Oben auf dem engen Flur zwischen zwei dunkeln, ungeheuren Schränken stand der Doktor still und öffnete mit seinem Schlüssel die Tür eines nach der Straße hinausführenden, geräumigen Zimmers, dessen Fußboden mit einem wollenen Teppich belegt war. Der Schein der Lampe fiel auf eine Tapete, wie man sie vor einem Vierteljahrhundert wohl zu sehen pflegte; eine Südseelandschaft mit den Figuren Pauls und Virginiens[1], die sich in bunten, jetzt freilich verblichenen Farben oberhalb des hohen Paneels wie ein Panorama an der Wand entlang zog. Das mit Mahagoni fournierte, jetzt tiefdunkle Gerät des Zimmers schien im Gegensatz zu der unteren Wohnung einst mit besonderer Sorgfalt ausgewählt. — Der Doktor setzte die Lampe auf den länglichen, mit einem bunten Teppich behangenen Sofatisch. Seine Augen ruhten eine Weile auf dem mit Buchsbaum eingelegten Jagdstückchen in der Lehne des Sofas; dann breitete er sein Schnupftuch auf das Sitzpolster, stieg hinauf und hob die bestaubte Glasglocke von einer Tafeluhr, die mitten in dem hartblauen Himmel der Südseeinsel auf einem kleinen Postamente stand. Er nahm den verrosteten Stahlschlüssel, und nachdem er langsam aufgezogen und den Perpendikel angestoßen hatte, horchte er auf das plötzlich laut werdende Ticken. Die Uhr ging wieder, sie ging ganz wie vor fünfundzwanzig Jahren; es war wieder etwas lebendig in dem Zimmer, worin es sonst so still war.

Er hatte die Glasglocke wieder aufgesetzt und ging jetzt wie vorsichtig über den weichen Teppich zu einem Sessel, der in einer der beiden tiefen Fensternischen stand. Es war schon dunkel draußen; aus den einzelnen Fenstern und von den hier und da stehenden Gassenlaternen fielen spärliche Lichter; nur drüben rechts hinab über den Markt

[1] Das kindliche Liebespaar aus der idyllischen Erzählung des Franzosen Bernardin de Saint-Pierre.

in dem großen Giebelhause waren alle Fenster des oberen Stockwerks erleuchtet. Der Doktor stützte den Arm auf die Fensterbank und sah nach dem hellen Schein, der von dort in das Dunkel hinausbrach.

5 Damals, an einem Vormittag vor vielen Jahren, acht Tage mochte es gewesen sein nach jener Februarnacht, hatte das Haus drüben in vollem Sonnenlicht gestanden; auf die spiegelblanken Ladenfenster und an der andern Seite auf die Fenster des vorspringenden Ausbaues und 10 zwischen ihnen auf die Fliesen des weitgeöffneten großen Hausflurs war der goldene Schein gefallen.

Der Doktor erinnerte sich dessen wohl.

An einem Markttage war es gewesen; er hatte sich von seinem Hause an durch die Reihen der Bauernwagen 15 und der Eier- und Gemüsekörbe durchgedrängt; er hatte hier und dort einer Marschbäuerin die Hand geschüttelt und sie bei Vor- und Zunamen begrüßt; ja sogar ein Rezept hatte er stehend und aus freier Hand auf seine Brieftafel schreiben müssen. Nun trat er in das große 20 Giebelhaus, um nach dem alten Friedeberg zu sehen. Es hatte keine Gefahr mehr, er war schon in der Besserung. Auf dem Flur vor dem Laden drängten sich die Käufer. Der Lehrling konnte nicht allen Händen genügen, die ihre Körbe und Kannen vor ihm hinschoben. Aber er 25 hatte eine Gehülfin bekommen; dort auf dem Ladentritt stand eine schlanke Mädchengestalt und hantierte in den obersten Schubladen des Repositoriums.

„Ei was, Mamsell Sophie!“ rief der Doktor.

Sie wandte den Kopf zurück; ein Paar helle Augen 30 sahen auf ihn herab. „Guten Morgen!“ rief sie.

„Was treiben Sie denn da?“

„Sie wissen ja“, sagte sie und sprang mit einem leichten Satz zu Boden, „der alte Friedeberg ist invalid; da muß ich der alte Friedeberg sein!“

35 „Das seh' ich“, sagte der Doktor, und seine kleinen Augen folgten ihr mit Verwunderung, wie sie mit den flinken Fingern die Ware in Papier schlug, wie sie den Bindfaden von der Rolle schnurrte, ihn um das Päckchen

knüpfte und dann so resolut an dem großen Ladenmesser abschnitt.

Als sie die Ware aus der Hand legte, setzte schon wieder ein Arbeiter seine Branntweinflasche vor sie hin. Sie blickte einen Augenblick wie hülfesuchend nach dem Lehrling. Als sie ihn beschäftigt sah, kniete sie seitwärts vor das Ankerfaß[1] und hielt das zinnerne Maß unter das Messinghähnchen. Aber während die Flüssigkeit hineinrann, bog sie den Kopf zurück und schüttelte sich unmerklich, als widre sie der Dunst des Alkohols.

Der Doktor stand noch immer und ließ kein Auge von ihr. Und schon plauderte sie mit einem Haufen Kinder, die ungeduldig mit ihren Sechslingen klopfend vor dem Ladentisch standen. Sie neigte sich herüber und nahm das pausbackige Gesicht eines Nachbarknabens zwischen ihre Hände. „Junge, was du für ein Kerl geworden bist“, sagte sie und sah ihm ernsthaft in die Augen; „du hast wohl gar den Nachtwächter schon gesehen?“

Der Junge schüttelte den Kopf. — „Der tutet bloß!“ sagte er und sah sie trotzig an.

Sie lachte und steckte ihm sein Päckchen in die Tasche. „Halt, du vergißt ja was!“ Dann nahm sie ein Glas mit Bonbons aus dem Schaufenster. „Nun greif einmal, aber herzhaft!“ Und der Kleine ließ es daran nicht fehlen. Der Ladenbursche warf einen bedenklichen Blick auf seine junge Prinzipalin, als sie ihm das Glas zum Wegsetzen in die Hand gab; der Doktor aber lächelte still in sich hinein und blickte unvermerkt zurück, als er durch den Laden nach dem dahinterliegenden Zimmer des alten Friedeberg ging. — —

Der kleine Greis saß aufrecht in den Kissen und zählte mit den Fingern an seinen Knöcheln, während er durch die Fenster nach dem dunkeln Packhofe sah, in dessen engem Raume er einen so großen Teil seines Lebens zugebracht hatte.

„Nun, Friedeberg“, sagte der Doktor, „laßt einmal

---

[1] Anker ist ein Weinmaß von ungefähr 40 Litern.

die Rechenmaschine stillstehen! Ihr habt ja Euern Stellvertreter draußen."

Der Alte nickte, und ein sanftes Lächeln trat in das kleine, faltenreiche Gesicht. „Freilich, Doktor", sagte er,
5 „aber es schickt sich nur nicht so recht, und der Herr Bürgermeister sehen es auch nicht gern."

Der Doktor warf noch einen Blick durch das Türfensterchen in den Laden; dann aber nahm er den Puls seines Patienten und examinierte und schalt ihn freundlich,
10 wie es seine Art war.

Indessen knarrte die Tür, und das junge Mädchen trat still herein, indem sie fragend zu dem Arzt hinübersah.

Dann setzte sie sich zu dem Alten auf die Bettkante und drohte ihm mit dem Finger. „Halt dich nur ruhig,
15 Friedeberg", sagte sie, „da les' ich dir nachmittag wieder aus dem ‚Theatrum mundi[1]'; die Belagerung Magdeburgs, oder was du sonst mir aufschlägst! — Nein, nein, sprich nur nicht! Ich weiß schon alles, was du fragen kannst. Deinen faulen Burschen halt' ich auch in Respekt;
20 es wird alles sauber eingetragen, es geht alles nach deiner Vorschrift. Und verkauft haben wir heute morgen! Ich bekomme noch die ganze Kinderkundschaft."

„Traut ihr nicht, Friedeberg!" sagte der Doktor, „ein Viertel Zichorie und eine Tasche voll Bonbons als Drauf-
25 gabe, das gibt eine schlechte Rechnung!"

Der Alte nahm ihre kleinen Finger und drückte sie zärtlich zwischen seine alten, arbeitsmüden. „Lassen Sie sie, Doktor", sagte er, „das ist eine gesegnete Hand."

Das Mädchen lächelte. „Ja, alter Friedeberg", sagte
30 sie, indem sie eine kleine Münze auf dem neben dem Bette stehenden Tisch klingen ließ, „sogar einen falschen Schilling habe ich eingenommen! Du kannst ihn hernach auf deinen Ladentisch nageln; da hast du das Dutzend voll."

35 „Die falschen Stücke", erwiderte er langsam, „die sind

---

[1] Das „Welttheater" sammelte Berichte über Zeitereignisse und bildet einen Vorläufer der heutigen Zeitungen.

schon alt; das war in meiner Jugend; da nahm ich auch alles unbesehen."

Sie sah ihn mit klugen Augen an. „Es ist von meiner Kinderkundschaft", sagte sie.

Der Doktor konnte noch nicht wegfinden. Er hatte sich unter dem Fenster auf den Drehstuhl des alten Friedeberg gesetzt und begann zu plaudern; er wagte es sogar, die junge Dame an den Contretanz zu erinnern, den sie letzthin im Kasino mit ihm getanzt hatte.

Sie hörte ihm ruhig zu. „Ja", sagte sie, „und dann das Solo; vergessen Sie das Solo nicht!"

Der Doktor fand auch gar keine Veranlassung, das Solo zu vergessen. Er lachte; denn er sah sich selbst mit den Händen balancierend durch den Saal schreiten; aber trotz seiner kleinen, kurzen Füße, er hatte doch das Gleichgewicht behalten, und das war nicht allemal so ganz geglückt. — Und dann klatschten sie ein wenig über die roten Schuhe der Frau Kammerrätin und über den mathematischen Diener seines Freundes, des Justizrats; und der Doktor lachte ebenso harmlos über die andern, wie er zuvor über sich selbst gelacht hatte. Ein paarmal, wenn die schönen Mädchenaugen so frisch gegen ihn herausschauten, versuchte er auch einen ernsten Ton anzustimmen; aber er plagte sich umsonst, es schlug ihm immer wieder alles in Spaß und Gelächter aus.

Das Mädchen, deren Hände auf ihrem sauberen Morgenkleide ruhten, musterte währenddessen die kleine, untersetzte Gestalt des ihr gegenübersitzenden Mannes. Es entging ihr nichts; weder die Bänder des bescheidenen Vorhemdchens, die über den Rockkragen hervorsahen, noch der ungepflegte Zustand des Haupthaares, von dem unzählige Spitzen wie Flammen in die Höhe ragten. Zuletzt blieben ihre Augen an zwei kleinen Daunen haften, die, je nachdem der Doktor den Kopf bewegte, entweder wie aufstrebende Räupchen in der Luft gaukelten oder in das allgemeine Wirrsal wieder hinabtauchten. Mamsell Sophie strich sich unwillkürlich mit den Fingern über ihren seidenen Scheitel, und in ihrem Gesichtchen zuckte

es wieder wie vorhin, da sie vor dem Branntweinfäßchen kniete.

Der Doktor bemerkte nichts dergleichen. Als er aber die blauen Augen so unablässig auf sich gerichtet sah, warf er den Kopf zurück und schaute über sich und fuhr sich ein paarmal mit der Hand durch die Haare; und da er hier nichts Ungewohntes zu entdecken vermochte, so verstummte er plötzlich und schaute fest und fragend in das Angesicht des Mädchens. Allein er bekam keine Antwort. Wie ein ertapptes Kind wandte sie den Kopf; und der Doktor sah nur noch, wie es ihr blutrot bis an die krausen Stirnhärchen ins Gesicht stieg. Er wußte nicht mehr, wie er das zu deuten habe; sein Scharfsinn begann seltsame Wege zu wandeln, und eine Reihe lieblicher, erschreckender Gedanken tauchten in ihm auf. Er schlug seine kleinen, tapfern Augen nicht zu Boden; er wollte abwarten, daß sich das blonde Köpfchen wieder zu ihm wende.

Der alte Friedeberg sah indes von seinem Kissen, was der Doktor nicht zu sehen vermochte. Aber auch er wußte nicht, weshalb die Augen seines Lieblings und mit solchem Ausdruck von Schelmerei auf die nackte Wand gerichtet waren und weshalb sie sich mit den Zähnen den lachenden Mund festhielt. Und bevor er noch zu fragen vermochte, stand sie schon an der Stubentür, die Klinke in der Hand. „Ich muß nach deiner Suppe sehen, Vater Friedeberg!“ und mit einer leichten Verbeugung gegen den Doktor war sie zum Zimmer hinaus.

Der Doktor stand vor dem Bette seines Patienten, knöpfte seinen blauen Frack zu und ließ sich noch einmal die halbgeleerte Medizinflasche zeigen; dann nahm er Hut und Stock und empfahl sich. Kaum hörte er noch das „servus, servus“, das ihm der kleine Greis mit einer verbindlichen Handbewegung nachrief.

Vor dem Rathause begegnete ihm der Herr Bürgermeister, der mit seinem Portefeuille unter dem Arm soeben aus der Ratssitzung kam. Es war eine stattliche Gestalt; er trug den starken Kopf aufrecht und trat so fest

einher, daß ihm bei jedem Schritt die wohlgenährten Wangen schütterten. — Nachdem er den jungen Arzt nicht ohne eine gewisse Herablassung gegrüßt hatte, erkundigte er sich eingehend nach dem Befinden seines alten Handlungsdieners, und so schritten beide im Gespräche miteinander über den Markt. Der Doktor aber wußte nicht, weshalb es ihm heute unbehaglich war, sich diesen huldreich zu ihm redenden Herrn als den Vater jenes hübschen Mädchens zu denken; immer wieder, bis vor der Tür des großen Giebelhauses, zu der er ihn zurückbegleitete, stand es vor seiner Seele, wie unbequem es sein müsse, diesem gewichtigen Mann eine Bitte vorzutragen oder im geheimen Zwiegespräch gegenüberzustehen.

* * *

An diesem Tage war der Doktor nicht, wie er sonst zu tun pflegte, nach dem Abendessen wieder ausgegangen; er hatte sich ein Gläschen Grog im Hause präparieren lassen und saß nun, seine Pfeife rauchend, der Mutter gegenüber an dem kleinen Wachstuchtische. Die alte Frau hatte ihr wollenes Strickzeug mit den hölzernen Nadeln neben sich gelegt und las in ihrer Bibel, im ersten Buch Mose, von der Erschaffung des Weibes. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“ Mitunter seufzte sie und sah nach ihrem Sohn hinüber. — „Hast du den alten Friedeberg denn bald wieder auf dem Schick?“ fragte sie unter dem Lesen.

„Den alten Friedeberg? — Freilich, Mutter; er hat ja gute Pflege.“

„War denn die junge Mamsell heut wieder da?“

Der Doktor setzte plötzlich das Glas, das er eben an seine Lippen führen wollte, wieder auf den Tisch. Denn er sah sie vor sich, die junge Mamsell, wie sie vor dem Branntweinfäßchen kniete, wie sie das Hähnchen drehte, wie sie schauderte.

Die Alte hatte währenddes ihr Leseglas auf die Bibel gelegt; ihre Gedanken waren schon wieder um einige

Schritte vorwärts. „Die würde eine alte Frau auch nicht verkommen lassen!“ sagte sie seufzend und stützte den Kopf in ihre Hand.

„Ich hoffe nicht, Mutter, daß sie sich so etwas würde
5 zuschulden kommen lassen“, erwiderte der Doktor.

Die Alte blickte auf, als wolle sie sich versichern, wie das gemeint sei.

Der Doktor hielt ihr anfangs sein ehrlichstes Gesicht entgegen; bald aber mühte er sich vergebens, ein leises
10 Zucken um seinen Mund zu unterdrücken; es war nicht mehr zu halten, es stieg ihm über die Wangen, in die Augen; und als er endlich das Gesicht der alten Frau von derselben Unruhe ergriffen sah, da brach es hervor, sein volles, herzliches Lachen, dem weder seine Mutter noch
15 einer seiner Freunde widerstehen konnte.

So lachten sie beide eine ganze Weile miteinander, und die Alte schüttelte den Kopf und wischte sich mit der Schürze die Tränen aus den Augen. „Kind, Kind! Doktor!“ rief sie, „was lachst du denn so gefährlich!“

20 Ihr Sohn war aufgesprungen, er nahm den Kopf der Mutter zwischen beide Hände und drückte ihn gegen seine Brust. „Mutter“, sagte er, indem er ihr auf die Wangen klatschte, „du bist eine kluge Frau! So welche gibt es heutzutage doch nicht mehr!“

25 „Ei was!“ rief sie und suchte ihn mit beiden Armen von sich abzuwehren, „ich lass' mich nicht dumm machen! Ihr habt ja doch zusammen getanzt; warum red'st du nicht? Wie dann, wenn dein Vater selig auch den Mund nicht aufgetan hätte? Was treibt ihr denn, wenn ihr bei-
30 sammen seid?“

Der Doktor schmunzelte. — „Geh!“ rief sie, „es ist mit dir kein Fertigwerden; das kommt davon, wenn simple Leute studierte Kinder haben wollen!“ — Er ließ noch einen Augenblick die zärtlichen Augen seiner Mutter in
35 den seinen ruhen; dann trat er an sein Bücherbrett und stöberte zwischen den bestaubten Bänden. Er suchte nach einer alten Ausgabe von Bürgers Gedichten, des einzigen deutschen Dichters, der jemals in seinem Besitz gewesen

war. Da er indes den Bürger nicht zu finden vermochte, so begnügte er sich mit einer kleinen Elzevirausgabe[1] des Horaz, die ihm aus seinen Primanerjahren zurückgeblieben war. Nachdem er den Deckel an seinem Schlafrock abgestäubt hatte, setzte er sich wieder an seinen Platz. Er begann in dem Büchlein zu blättern, bis er endlich eine der Oden aufschlug und sich ganz darin vertiefte. „Lalagen amabo[2]!“ Er murmelte die Worte halblaut vor sich hin. „Ich liebe Lalagen! Wie lächelt sie und, o, wie plaudert sie so süß!“ — Und während des Lesens langte seine Hand unwillkürlich nach dem vor ihm stehenden Glase, und er las und trank und trank und las, bis die Ode zu Ende und das Glas geleert war.

* * *

Das Blechkästchen, worin der Doktor die Ersparnisse seiner Praxis aufgespeichert hatte, stand in dem untersten, wohlverschlossenen Schubfache seines Schreibtisches. Am andern Vormittage, als er von seinen Berufsgängen heimgekehrt war und während die Mutter draußen in der Küche hantierte, wurde es behutsam hervorgenommen. Er löste die Bindfäden, mit denen die Wertpapiere zusammengebunden waren, schüttete aus einem leinenen Beutel ein Häufchen Dukaten und andere Goldmünzen auf den Tisch und notierte die einzelnen Beträge auf ein Papierblättchen. Dann, nachdem er noch eine Weile gerechnet und hierauf alles wieder an seinen Ort verschlossen hatte, ging er durch den schmalen, hinter dem Hause befindlichen Garten und von dort durch die noch unbelaubte Lindenallee nach dem alten Schlosse, welches derzeit dem Herrn Kammerherrn und Amtmann zur Wohnung und zum Geschäftslokale eingeräumt war.

Der Doktor wollte den Justizrat besuchen, einen jungen Juristen, der es bislang freilich nur noch zum Amts-

[1] Elzevir, eine berühmte holländische Buchhändlerfamilie des 16. und 17. Jahrhunderts, die besonders gute Ausgaben alter Klassiker veranstaltete. — [2] Der Schluß der bekannten Ode des römischen Dichters „Integer vitae“: „Wer in Unschuld lebt und rein von Lastern“ („Oden“, Buch 1, Nr. 22).

sekretär gebracht hatte, der aber in seiner goldenen Brille und in seinem wohltoupierten Haar die später erlangte Würde so deutlich vorgezeichnet trug, daß seine Freunde ihn schon jetzt damit belehnt hatten. — Als der Doktor in
5 das hohe, düstere Wohnzimmer trat, fand er den Justizrat, in seinen türkischen Schlafrock gewickelt, mit einem Aktenstück beschäftigt, in der Sofaecke sitzen. Von oben durch die Zimmerdecke, über welcher sich die Gesellschaftsräume des Kammerherrn befanden, drangen kaum ver-
10 nehmbar die Töne eines Klaviers. Der Doktor stand still und horchte; er liebte Musik, er blies sogar selbst ein wenig auf der Flöte.

Der Amtssekretär, ohne aufzustehen, nahm seine goldene Brille herunter und polierte die Gläser mit einem
15 gelben Glacéhandschuh, der neben ihm auf dem Sofa lag. „Das hättest du Sonntag bequemer haben können!" sagte er lächelnd, „die alte Exzellenz, unsere grand'mère, träufte nur so von Gnade und Leutseligkeit. Wo stecktest du denn? Du warst doch auch befohlen!"

20 „Ich, Justizrat?" und der Doktor rieb sich mit seiner runden Hand das unrasierte Kinn, „du weißt, die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht gern geniert."

„So?" sagte der andere trocken und ließ einen scharfen Blick auf seinen Freund hinübergleiten. „Aber im
25 Schifferhause war Pickenick; unser Schreiber erzählte mir davon. Er war ja auch wohl dort?"

Der Doktor schlug seine kleinen, ehrlichen Augen gegen ihn auf. „Laß das Pulsfühlen, Eduard!" sagte er und reichte ihm die Hand über den Tisch hinüber.

30 Der Justizrat drückte sie flüchtig, indem er zugleich die Brille wieder aufsetzte und die goldenen Stäbchen an seinen Schläfen zurechtrückte. „Nun, Doktor! Aber meine Schwester und die kleine Bürgermeistertochter hatten auf deine Flöte gerechnet. — Du verstehst dich nicht auf derlei
35 Dinge; aber" — und er richtete sich ein wenig in seiner Sofaecke auf — „du hättest sie sehen sollen, wie sie beim Singen ihr feines Näschen emporhob, und wie im Affekt die schlanken Finger so eigensinnig in der Luft spielten!"

Und der Justizrat drückte hinter seinen Brillengläsern die Augen zusammen und blickte vor sich hin, als sähe er dort alles leibhaftig vor sich stehen.

Der Doktor legte die Hand, in der er seinen Rohrstock hielt, auf den Rücken und begann plötzlich im Zimmer auf und ab zu wandeln. „Justizrat“, sagte er endlich, „du hast Geschmack, du bist mit solchen Sachen aufgewachsen.“

Der Amtssekretär zog die Schöße seines Schlafrocks noch dichter um seine etwas hagere Gestalt. „Nur weiter, Doktor!“ sagte er.

Der Doktor war wieder einigemal auf und ab gegangen. „Es ist nämlich, Justizrat; du kennst doch das alte Zimmer oben in meinem Hause?“

„Freilich, Doktor; wir haben ja neulich deinen Geburtstagskommers darin gefeiert!“

Der Doktor räusperte sich ein paarmal und blieb dann vor seinem Freunde stehen: „Du mußt mir helfen das Geräte zu bestellen!“ sagte er mit einem kleinen, resoluten Schwingen seines Rohrstocks. „Die Mittel sind nun beisammen, daß ich es endlich kann instand setzen lassen.“

„Ernstlich, Christoph?“ fragte der Justizrat, während er dem andern mit unverkennbarer Verwunderung ins Gesicht blickte.

Der Doktor nickte. „Ernstlich, Eduard!“ Dann setzte er sich lächelnd in einen vor dem Tische stehenden Lehnstuhl und wartete geduldig, bis der Justizrat sich erhoben und mit gewohnter Sorgfalt seinen Anzug vollendet hatte.

Nach einiger Zeit traten beide in die Werkstatt eines ihnen bekannten Tischlermeisters. — Ein Sofagestelle, für lose Polster und Lehnkissen bestimmt, war eben in Arbeit und wurde sofort erhandelt. Der Meister legte ihnen mehrere Einsatzstücke von Buchsbaum vor, aus denen der Justizrat zwei schwebende Gestalten, diese mit einer Blumen-, jene mit einer Obstgirlande, für die vorderen Flächen der Seitenlehnen auswählte; überdies ein Täfelchen mit einer Hirschjagd für die Mitte der Rücklehne. Die Furnierung des Ganzen sollte von Mahagoni sein. — Aus der Werkstatt gingen sie in das dahinterliegende Magazin, wo sie

die meisten zur Ausstattung eines Zimmers erforderlichen Stücke bereits fertig und in entsprechender Arbeit vorfanden. Ein Postament mit eingelegten Stäbchen für eine Tafeluhr wurde noch bestellt; außerdem zwei Lehnsessel, 5 von denen je einer in den tiefen Fensternischen des Zimmers seinen Platz finden sollte.

Während in einiger Entfernung von ihm der Justizrat mit dem Meister über einen großen Wandspiegel unterhandelte, war der Doktor vor einem zierlichen Nähtischchen 10 stehengeblieben. Er hatte die Platte aufgeklappt, er bückte sich und tastete an den Rollen und Sternchen umher, die in den schmalen Seitenfächern angebracht waren, und betrachtete dann wieder mit augenscheinlichem Wohlbehagen das unter dem Tischkasten hängende, grünseidene 15 Arbeitssäckchen. Als er jedoch plötzlich das lächelnde Gesicht des Justizrats vor sich sah und daneben den Meister, der ihm den Preis des Stückes nannte und die Vorzüge der Arbeit auseinanderzusetzen begann, klappte er hastig die Platte wieder zu und erkundigte sich angelegentlich 20 nach dem Preise eines in der Nähe stehenden Pfeifenhalters. Der Justizrat klopfte ihm auf die Schulter. „Ich seh' es schon“, sagte er, „die Pfeife tut's nicht mehr allein.“

In der Tapetenhandlung, welche sie hierauf besuch-25 ten, bestand der Doktor auf einer Landschaftstapete, zu der Bernardins einst so beliebte Erzählung die Staffage geliefert hatte. Das Buch selbst kannte er nicht; aber als Knabe, da er für seinen Vater noch die fertigen Kleidungsstücke auszubringen pflegte, hatte er in dem Wohnzimmer 30 eines reichen Kaufherrn oft eine Reihe kolorierter Kupferstiche angestaunt, in welchen die Hauptszenen dieser rührenden Geschichte dargestellt waren. Die Gestalten des etwas schmächtigen, jungen Liebespaares, des alten Negers, wie er in Begleitung des großen Hundes den im 35 Walde Verirrten mit vorgestreckten Armen entgegeneilt, waren ihm seitdem von der Vorstellung eines behaglich eingerichteten Wohngemachs unzertrennlich geblieben. Er äußerte freilich hiervon nichts; aber er ließ sich auch durch

keine Einwendungen seines Freundes von der einmal getroffenen Wahl zurückbringen.

Auf ihrem Heimwege lag die Wohnung eines bei den jungen Herren der Stadt beliebten Schneidermeisters. Der Justizrat blieb stehen. „Was meinst du, Doktor“, sagte er, indem er mit seinem Fischbeinstöckchen über dessen abgetragene und übelgehaltene Kleidung hinstrich, „wir sind einmal beim Tapezieren!“

Der Doktor, wie er in bedenklichen Fällen zu tun pflegte, faßte mit der Hand in seine Lastinghalsbinde[1] und stieß ein kurzes Husten aus. Bald aber begann er nicht ohne eine kleine Begehrlichkeit eine kaffeebraune Sammetweste zu betrachten, die nebst anderen fertigen Arbeiten vor dem Fenster hing, und erkundigte sich bei seinem Freunde nach dem Preise und der Dauerhaftigkeit eines solchen Kleidungsstückes.

Der Justizrat, nachdem er die verlangte Auskunft erteilt hatte, glaubte eine solche anscheinend günstige Stimmung benutzen zu müssen. „Und wenn du“, setzte er wie beiläufig hinzu, „meinem Friseur noch eine Kleinigkeit zuwenden möchtest — der Laden ist hier nebenan.“

Aber er war schon zu weit gegangen; der Doktor hatte sich schon besonnen, er sah plötzlich den ganzen überlegten Plan des andern vor sich. „Wir wollen's nur dabei bewenden lassen, Justizrat!“ sagte er und sah seinen Freund mit einem Ausdruck der überlegensten Heiterkeit aus seinen kleinen Augen an.

* * *

Nun wurden für eine Zeitlang Tischler und Maler in dem obern Stockwerk des schmalen Hauses geschäftig, und der Doktor stieg oft die dunkle Treppe hinauf und betrachtete den Fortgang der Arbeiten. — Wieder einige Wochen später, nachdem an Fenstern und Paneelen der rötlichgraue Anstrich getrocknet, nachdem die Tapeten aufgezogen und endlich noch der Fußboden mit einem einfachen

[1] Lasting ist ein Wollstoff.

Teppich belegt war, langten nacheinander auch die von dem Tischler gefertigten Geräte an. Die Mutter des Doktors stand, während sie ins Haus getragen wurden, neben ihrem Sohn im Zuge der offenen Haustür, strich sich dann
5 und wann die grauen Härchen unter ihre Haube und betrachtete kopfschüttelnd die zierlichen Dinge. Schon ein paarmal, wenn wieder ein neues Stück angelangt war, hatte sie den Mund zum Reden geöffnet; aber ebenso oft die schon halbbegonnenen Worte wieder hinabgeschluckt.
10 Endlich, als auch der große, aus einem Stück bestehende Wandspiegel gebracht wurde, schien sie es länger nicht verschweigen zu können. „Kind, Doktor", sagte sie, „was machst du dir für Unkosten; so was gehört ja alles doch zur Aussteuer!" Aber der Sohn wollte ihr heute nicht stand-
15 halten; er stieg schon, als hätte er nichts gehört, hinter den Trägern die Treppe hinauf und stellte sich zu ihnen, um das Aufhängen des Spiegels zu beaufsichtigen. — In den folgenden Tagen, nachdem alle Dinge an ihren Ort gestellt waren, saß in der neben dem Hinterzimmer befind-
20 lichen Schlafkammer der Mutter eine Näherin, um die neuen Vorhänge anzufertigen; und die alte Frau, da es denn doch einmal sein sollte, ließ es sich nicht nehmen, sie selbst an die dazu bestimmten Brettchen anzustecken.

So war nun in dem Zimmer oben alles fertig, und die
25 Mittagssonne, die jetzt schon warm durch die Fenster schien, beleuchtete an den Wänden eine fremde, aber liebliche Welt. Die Kokospalmen ragten so still in den blauen Himmel, die Papageien und Kakadus schwebten lautlos in der Luft, und in der Lianenlaube mit den scharlachroten
30 Blüten, zu den Füßen Pauls und Virginiens, lag schlafend der große Hund. Das Sofa mit seinem Überzug von feingeblümtem Zitz stimmte wohl zu den lebhaften Farben der Tapete, und die eingelegten Figuren der Flora und Pomona[1] in den flachen Säulen der Seitenlehne, das
35 Jagdstückchen über dem Rücksitze hoben sich zart von dem lichtbraunen Mahagoni ab. Darüber an der Wand von

[1] Römische Göttin des Obstes.

dem zierlichen Postamente herab pickte die neue Tafeluhr, auf der von mattem Porzellan die spinnende Gestalt einer Parze saß; „eine rechte Doktoruhr", wie der Justizrat sagte, der auch dieses Stück im Auftrag seines Freundes besorgt hatte. Draußen aber an den Lindenzweigen, deren Spitzen bis an die Fenster reichten, waren schon die grünen Blätter aufgebrochen.

Fast täglich in der Mittagsstunde, wenn er von seinen Berufsgängen nach Hause gekehrt war und bis ihn seine alte Mutter zum Essen hinunterrief, pflegte der Doktor sich hier aufzuhalten. Ein sänftes Feiertagsgefühl überkam ihn, wenn beim Eintritt in das Zimmer seine Schritte auf dem weichen Teppich plötzlich unhörbar wurden. Er setzte sich dann wohl in einer der Fensternischen in den Lehnsessel und sah über den Markt hinüber nach dem großen Giebelhause und folgte mit den Augen den Käufern, die dort aus und ein gingen, oder den Kindern, die vor dem Ladenfenster spielten. Mitunter wurde auch eine Mädchengestalt in einem hellen Sommerkleide auf wenige Augenblicke sichtbar; und wenn sie wieder verschwunden war, wandte der Doktor seine Augen in das Zimmer zurück nach der Laube Pauls und Virginiens und horchte auf das Schreien des Heimchens, das von unten aus der Küche zu ihm heraufdrang. — Oder er war aufgestanden und blickte auf das frische Grün seiner Linde oder in den blauen Frühlingshimmel nach den Schwalben, die droben im Sonnenschein um den goldenen Knopf des Turmes flogen.

Der alte Friedeberg war währenddessen wieder gesund geworden, und die Besuche in dem großen Giebelhause hatten aufgehört. Aber diese glückliche Kur schien dem Arzte keine Freude gebracht zu haben; denn er ging still umher, und die Mutter klagte, ihr Doktor habe das Lachen ganz verlernt.

Die junge Dame von drüben hatte er in der letzten Zeit nur einmal wieder gesprochen. Es war eines Nachmittags im elterlichen Garten des Justizrats, die weißen Rosen waren eben aufgeblüht. Die Freunde saßen, ihre

Zigarren rauchend, in der Lindenlaube, während unten auf dem Rasen die Tochter des Hauses eine Gesellschaft junger Mädchen um sich versammelt hatte. Durch die Büsche des Boskets hörten sie das Lachen der Mädchen
5 und den lauten Ruf der jugendlichen Stimmen.

Da, während der Doktor schweigend die blauen Tabakswolken vor sich hinblies, stand sie plötzlich vor ihnen.

„Wir sind beim Pfänderspiel“, rief sie und streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. „Sie sollen Zweitritt mit
10 mir tanzen!“

Er blickte auf. Ihr Antlitz war gerötet vom Spiel und von der Sommerluft, ihre Augen glänzten; der weiße Florschal hatte sich verschoben und hing über die Schulter hinab. — Der Doktor schwieg noch eine Weile. „Sie
15 dürfen es mir nicht übel deuten, Mamsell Sophie“, sagte er dann, ohne die dargebotene kleine Hand zu nehmen, „ich tanzte lieber nicht.“

„Also ein Korb, Herr Doktor?“

Der Justizrat legte beide Hände auf die Schultern
20 seines Freundes. „Doktor“, sagte er, indem er langsam den Kopf schüttelte, „ich glaube fast, die Luft in deinem Prunksaal hat dich krank gemacht!“

Der Doktor fühlte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg, und er neigte den Kopf, um es zu verbergen.

25 „Krank?“ erwiderte er, nicht ohne daß ein Ausdruck von Gereiztheit in seiner Stimme bemerkbar gewesen wäre; „du weißt es wohl, Justizrat, die Gesundheit habe ich vor euch feinen Leuten voraus.“

Die andern antworteten nicht darauf. Als er wieder
30 aufblickte, waren die Augen des Mädchens mit einem Ausdruck von Güte auf ihn gerichtet. „Ich habe noch vergessen“, sagte sie, „der alte Friedeberg läßt Sie grüßen; er dankt Ihnen noch so sehr!“

Dann ging sie; aber im Fortgehen wandte sie noch ein-
35 mal den Kopf zurück. „Ich habe warten gelernt“, rief sie, „wir tanzen doch noch miteinander!“ — —

Die beiden Freunde blieben noch lange im geheimen Zwiegespräch in der Laube sitzen. Einige Tage später

aber ging auch der Justizrat in auffallender Nachdenklichkeit umher; sein indisches Schnupftuch hing ihm ungewöhnlich lang aus der Tasche, und mehr als sonst schob er die goldene Brille auf die Stirn und rieb sich kopfschüttelnd mit der Hand die Augen. 5

* * *

Die Zeit verging; die Linde unter dem Fenster der neuen Stube stand schon in dunklen Blättern. Dann war es eines Sonntags, früh noch am Vormittag; durch das offene Fenster kam der Klang des Orgelspiels aus der nahen Kirche. Auf einem Stuhle in der Mitte des Zim- 10 mers saß der Doktor und hörte auf einen Bericht seines Freundes, des Justizrats, der mit untergeschlagenen Armen vor ihm stand. Es mußte aber nichts Frohes gewesen sein, das er erfahren hatte; denn er blieb, als der Justizrat seine Mitteilung beendete, stumm und mit zitternden Lip- 15 pen sitzen; nur zuweilen hob er die Hand und trocknete mit seinem Schnupftuch sich den Schweiß von den Wangen. Und es war doch kühl genug im Zimmer; die Sonne streifte eben erst die Fensterstäbe. — „Und weiter", fragte er endlich, „weiter sagte sie nichts, Justizrat? Weiter 20 nichts, als nur: ‚Ich kann es nicht?'"

„Nein, Doktor, sie hatte auf alle meine Reden nur diese eine Antwort; aber mißverstehen konnte ich sie nicht, denn sie hat es oft genug gesprochen."

„Und weshalb", fuhr der Doktor zaghaft fort, „wes- 25 halb — das hat sie nicht gesagt?"

Der Justizrat schüttelte den Kopf. „Es war in unserm Garten, hinten an dem Steintischchen", sagte er; „was die kleine Hand in der weißen Manschette dort auf die Marmorplatte mag geschrieben haben, das hab' ich frei- 30 lich nicht entziffern können; aber gesprochen hat sie nichts hierüber."

Der Doktor war aufgestanden. Ihm gegenüber in dem großen Spiegel stand noch einmal dieselbe unscheinbare, vernachlässigte Gestalt; das wirre Haar, das runde, aus- 35 druckslose Gesicht, aus dem die kleinen Augen jetzt trüb-

selig auf den draußen stehenden Doppelgänger hinausstarrten. Der Freund sah gespannt zu ihm hinüber. Jetzt, jetzt mußte er selbst die Antwort auf seine Frage finden. — — Aber er fand sie nicht; er wandte sich und begann zu
5 sprechen. „Eduard“, sagte er leise, und es war, als blieben ihm die Worte in der Kehle hängen, „ich denke wohl kaum, daß es wegen meiner alten Mutter ist.“

Der Justizrat richtete sich fast wie erschrocken in die Höhe; über seine regelmäßigen und sonst wohl kalten Züge
10 zuckte es wie etwas, das er nicht bekämpfen könne. Mit raschen Schritten, ohne zu antworten, ging er ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor dem Doktor stehen. „Christoph“, rief er, „frage so nicht mehr! — Komm, hier! Wir beide, wir bleiben die Alten!“ Und er
15 drängte seine schlanke Hand in die kleine, festgeschlossene Faust seines Freundes. — — —

Als der Justizrat fortgegangen war, stand der Doktor noch lange unbeweglich und ließ seinen Blick über die bunten Tapeten und über das zierliche Geräte des Zim-
20 mers gleiten. Dann setzte er sich an das Fenster in den Sessel und blickte mit trüben Augen auf die Straße hinaus. Der Sommerwind rauschte in den Blättern seiner Linde; drüben, jenseits des Marktes, in dem großen Giebelhause flatterte eine Gardine aus dem offenen Fenster und
25 wehte in der Luft; vor der Tür im Sonnenscheine stand wieder wie sonst der alte Friedeberg in seinem leberfarbenen Rock.

Der Doktor verschloß das Fenster und verließ dann sein neues Zimmer. Als er draußen vor der Tür stand,
30 horchte er noch einmal, wie drinnen die Uhr pickte; dann schloß er ab und nahm den Schlüssel mit herunter. — —

Kurz darauf konnte man ihn, wie auch wohl an anderen Tagen, auf dem Deichwege in die Marsch hinauswandern sehen. Aber er hatte diesmal keine Augen, weder
35 für die grüne heimatliche Ebene zu seinen Füßen, auf der das Gras im Sonnenscheine blitzte, noch für die ans Meer fliegenden, schlanken Seeschwalben, denen er sonst stillstehend bis in die weiteste Ferne nachzusehen pflegte. Als

er das Häuschen oberhalb der Wehle erreicht hatte, an der er sonst wohl zu fischen pflegte, stieg er an der Binnenseite des Deiches hinab und streckte sich neben dem Wasser in das hohe Gras.

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte bewegungslos auf das Schilf, das leis im Winde rauschte. Neben ihm um einen blühenden Distelbusch flogen zwei Schmetterlinge; Brennesselfalter, die in den Marschen häufig sind. Erst gaukelten sie lange umeinander in der Luft; dann aber setzte sich der eine auf die Distelblüte, und während er zitternd die Flügel auf und nieder schlug, schwebte der andere über ihm und suchte sich ihm zu nähern. Es schien ein Paar zu sein, ein Liebesspiel, das diese kleinen, stummen Sommergäste vor den Augen des neben ihnen ruhenden Menschen aufführten.

Der Doktor hatte sich aufgerichtet; seine Blicke folgten unwillkürlich jeder Bewegung der beiden Kreaturen. „Papilio urticae[1]!" murmelte er. „Was das für ein glücklicher Kerl ist! — — Und doch", setzte er nach einer Weile hinzu, „ein Mannsbild höherer Gattung, so ein gewöhnlicher Engel etwa, würde hinwieder vielleicht für die kleine Sophie nichts mehr empfinden als ich für diesen Sommervogel[2]; — — er würde sie vielleicht nur mit einer besondern naturwissenschaftlichen Neugierde betrachten und nicht ohne ein gewisses Grauen vor dem fremdartigen Wesen den ambrosischen[3] Finger an ihre kleine Schulter legen." — — Und nachdem er solchergestalt das Gleichgewicht seines Herzens wiederhergestellt zu haben glaubte, warf er sich auf den Rücken und starrte gedankenlos in die weißen Wolken, die über ihn hinwegzogen.

Aber der Doktor war kein Engel; die kleinen Schultern, über denen der Sommerwind mit dem leichten Flortuch spielte, das heitere, gütige Mädchenantlitz standen vor ihm und ließen nicht ab, ihn zu quälen. —

Jetzt waren viele Jahre seitdem vergangen.

* * *

---

[1] Der Brennesselfalter. — [2] Schmetterling. — [3] Göttlichen.

Der feine Metallschlag der Uhr klang durch das Zimmer.

Der Doktor blickte auf. Er zählte; es schlug zwölf. Aber so weit in der Nacht konnte es noch nicht sein. Und
5 jetzt besann er sich, er hatte ja vorhin den Weiser nicht gestellt; draußen vom Turm schlug es jetzt eben auch, es war erst neun Uhr. Er stand auf und blickte auf die Gasse hinaus. Der alte Kirchturm hob sich nur dunkel aus der Finsternis hervor; aber drüben aus dem großen Giebel-
10 hause drang noch der helle Lichterschein in das Dunkel hinaus. Dort wohnte sie noch jetzt, wie sie es einst getan; sie wohnte dort mit dem Justizrat, den sie im Lauf der Jahre geheiratet hatte, noch jetzt im Alter heiter und geliebt, wie sie es einst in ihrer Jugend gewesen war. Oft hatte seit-
15 dem in Tagen der Krankheit der Doktor an ihrem und ihrer Kinder Bette gesessen; er hatte auch einigemal auf Bitten seines mittlerweile zum wirklichen Justizrat avancierten Freundes an ihrer Geburtstagsfeier teilgenommen; nur in den letzten Jahren war er dazu nicht mehr zu
20 bewegen gewesen. — —

Es wurde leise an die Tür geklopft. — „Sie haben wieder geschickt, Onkel!" sagte das vorsichtig eintretende Mädchen.

Der Doktor wandte den Kopf. „Von drüben?"
25 fragte er.

Das Mädchen bejahte es.

Er hatte sich wieder nach dem Fenster gewandt und blickte, ohne etwas zu erwidern, in die Dunkelheit hinaus. — Eine Strecke unterhalb der hellen Fenster in
30 der gegenüberliegenden Häuserreihe, welche von einer einsamen Straßenlaterne beleuchtet wurde, zeigte sich der finstere Raum der nach dem Hafen hinabführenden Twiete. Dann und wann trat eine Gestalt in den Dämmerschein der Laterne und verschwand zwischen den
35 Häusern.

„Ich habe nicht gesagt, daß du schon heim bist!" begann das Mädchen wieder.

Der Doktor richtete sich auf. „Nun, Christine", sagte

er, indem er seinen blauen Frack zuknöpfte, „so sag' auch jetzt nichts davon. Geh! Sie sollen mich in Ruhe lassen!"

* * *

Kurze Zeit darauf trat er in Begleitung seines kleinen, schwarzen Hundes in die mit Gästen angefüllte Schenkstube des Schifferhauses. „Nün, Doktor, wo bleibst du?" fragte eine etwas rauhe Stimme, und eine derbe Hand streckte sich ihm entgegen, „setz' dich auf deinen Platz!" und dann zu dem Wirte gewandt: „Jan Ohm, ein Glas Grog! Aber ein blasses, für den Doktor!"

Veronika

Novelle (1861)

Vorbemerkung des Herausgebers.

Den Stoff zu „Veronika“ gaben unserm Dichter Erlebnisse aus der richterlichen Tätigkeit in Heiligenstadt, über die wir jedoch nichts Näheres wissen. Jedenfalls gehört die Erzählung ganz in die Luft des katholischen Ortes, dessen Umgebung getreu nach der Wirklichkeit und ohne jede übertreibende Ungerechtigkeit geschil- 5 dert wird. Der Kampf ist allein in die Seele der Frau verlegt, der gegenüber die beiden Männer ganz zurücktreten; die seelische Veranlagung wird mehr angedeutet als geschildert, jede ausmalende Breite ist vermieden. Und doch ist alles Notwendige gebracht. 10

Ein ergreifendes Eheschicksal enthüllt sich vor dem Leser und läßt ihn den Weg der Frau aus der Enge der Kirche durch die Größe und Stille der Natur an das verstehende Herz des Mannes voll Teilnahme verfolgen. Eine bedeutsame Rolle spielt der Auftritt mit den Müllersleuten, in dem Storm das ländliche Leben ohne 15 jegliche Schönfärberei mit fast erschreckend wahren Farben schildert, wie er sie bei der Darstellung dörflicher Verhältnisse stets angewendet hat. Durch den Einblick in das jeder feineren Regung entbehrende Gefühlsleben der Landleute wird Veronika aus ihren lockenden Träumen gerissen, und die Lieblosigkeit der fremden 20 Menschen bringt ihr das eigene Vergehen zu Bewußtsein. Die mit Handschuhen bekleidete Hand ist das Sinnbild für die Überwindung der Leidenschaft. Storm läßt die Erzählung damit nicht enden, sondern entwickelt in den ergreifenden Bildern des zweiten Teiles den neuen, ihm so vertrauten Gedanken, daß nur die volle 25 Wahrhaftigkeit zwischen Mann und Weib sittliche Vergehen des einen Teiles sühnen kann. Er hält mit seiner Meinung durchaus nicht zurück, hütet sich aber, wie von katholischer Seite meist anerkannt wird, dabei sorgsam vor jeder spöttischen und ungerechten Übertreibung. Mit ihren lebenswahren, glutvollen Schilderungen, 30 in deren Kürze alles seelisch Bedeutsame gesagt ist, eine der schönsten Leistungen Storms auf dem Gebiet der „Charakternovelle“.

1.

In der Mühle.

Es war zu Anfang April, am Tage vor Palmsonntag. Die milden Strahlen der schon tief stehenden Sonne beschienen das junge Grün an der Seite des Weges, der an 5 einer Berglehne allmählich abwärts führte. Auf demselben ging in diesem Augenblick einer der angesehensten Advokaten der Stadt, ein Mann mittleren Alters, mit ruhigen, aber ausgeprägten Zügen, gemächlichen Schrittes, nur mitunter ein Wort mit dem neben ihm gehenden 10 Schreiber wechselnd. Das Ziel ihrer Wanderung war eine unfern belegene Wassermühle, deren durch Alter und Krankheit geplagter Besitzer dieselbe seinem Sohne kontraktlich überlassen wollte.

Wenige Schritte zurück folgte diesen beiden ein an- 15 deres Paar; neben einem jungen Manne mit frischem, intelligentem Antlitz ging eine schöne, noch sehr jugendliche Frau. Er sprach zu ihr; aber sie schien es nicht zu hören; aus ihren dunkeln Augen blickte sie schweigend vor sich hin, als wisse sie nicht, daß jemand an ihrer Seite gehe.

20 Als das Gehöfte des Müllers unten im Tale sichtbar wurde, wandte der Justizrat den Kopf zurück. „Nun, Vetter", rief er, „du hast eine leidliche Handschrift; wie wär' es, wenn du ein wenig Kontraktemachen lerntest?"

Aber der Vetter winkte abwehrend mit der Hand. 25 „Geht nur!" sagte er und blickte fragend auf seine Begleiterin, „ich nehme indes eine Sprechstunde bei deiner Frau!"

„So mach' ihn wenigstens nicht gar zu klug, Veronika!"

Die junge Frau neigte nur wie zustimmend den Kopf. 30 — Hinter ihnen von den Türmen der Stadt kam das Abendläuten über die Gegend. Ihre Hand, mit der sie eben das schwarze Haar unter den weißen Seidenhut zu-

rückgestrichen, glitt über die Brust hinab, und indem sie das Zeichen des Kreuzes machte, begann sie leise das Angelus zu sprechen. Die Blicke des jungen Mannes, der gleich seinem Verwandten einer protestantischen Familie angehörte, folgte mit einem Ausdrucke von Ungeduld der 5 gleichmäßigen Bewegung ihrer Lippen.

Vor einigen Monaten war er als Architekt bei dem Neubau einer Kirche in die Stadt gekommen und seitdem ein fast täglicher Gast in dem Hause des Justizrats geworden. Mit der jungen Frau seines Vetters geriet er 10 sogleich in lebhaften Verkehr; sowohl durch die Gemeinsamkeit der Jugend als durch seine Fertigkeit im Zeichnen, das auch von ihr mit Eifer und Geschick betrieben wurde. Nun hatte sie in ihm einen Freund und einen Lehrmeister zugleich gewonnen. Bald aber, wenn er des 15 Abends neben ihr saß, war es nicht sowohl die vor ihr liegende Zeichnung als die kleine, arbeitende Hand, auf der seine Augen ruhten; und sie, die sonst jeden Augenblick den Bleistift fortgeworfen hatte, zeichnete jetzt schweigend und gehorsam weiter, ohne aufzusehen, wie unter seinem 20 Blick gefangen. Sie mochten endlich selbst kaum wissen, daß abends beim Gutenachtsagen ihre Hände immer ein wenig länger aneinander ruhten und ihre Finger ein wenig dichter sich umschlossen. Der Justizrat, dessen Gedanken meistens in seinen Geschäften waren, hatte noch 25 weniger Arg daraus; er freute sich, daß seine Frau in ihren Lieblingsstudien Anregung und Teilnahme gefunden hatte, die er selbst ihr nicht zu gewähren vermochte. Nur einmal, als kurz zuvor der junge Architekt ihr Haus verlassen hatte, überraschte ihn der träumerische Ausdruck 30 ihrer Augen. „Vroni“, sagte er, indem er die Vorübergehende an der Hand zurückhielt, „es ist doch wahr, was deine Schwestern sagen.“ — „Was denn, Franz?“ — „Freilich“, sagte er, „jetzt seh' ich's selbst, daß du gefirmte Augen hast.“ — Sie errötete und duldete es schweigend, 35 als er sie näher an sich zog und küßte. — —

Heute bei dem schönen Wetter waren sie und Rudolf von dem Justizrat aufgefordert worden, ihn auf seinem

Geschäftsgange nach der nahe gelegenen Mühle zu begleiten.

Seit der gestrigen Gesellschaft, wo sie eine unter seinen Augen vollendete Zeichnung auf Bitten ihres Mannes 5 vorgelegt hatte, war indessen zwischen ihnen nicht alles so, wie es gewesen. Rudolf fühlte das nur zu wohl; und er vergegenwärtigte es sich jetzt noch einmal, wie es denn gekommen, daß er dem zwar etwas übermäßigen Lobe der andern mit so scharfem, leidenschaftlichem Tadel ent- 10 gegengetreten war.

Veronika hatte längst ihr Gebet beendet; aber er wartete vergebens, daß sie die Augen zu ihm wende.

„Sie grollen mir, Veronika!“ sagte er endlich.

Die junge Frau nickte kaum merklich; aber ihre Lippen 15 blieben fest geschlossen.

Er sah sie an. Der kleine Trotz lag immer noch auf ihrer Stirn. „Ich dächte“, sagte er, „Sie wüßten, wie es geschehen konnte! Oder wissen Sie es nicht, Veronika?“

„Ich weiß nur“, sagte sie, „daß Sie mir weh getan. — 20 Und“, setzte sie hinzu, „daß Sie mir weh tun wollten.“

Er schwieg eine Weile. „Haben Sie denn“, fragte er zögernd, „das kluge Auge des alten Mannes nicht bemerkt, der Ihnen gegenüberstand?“

Sie wandte den Kopf und blickte flüchtig zu ihm auf.

25 „Ich mußte es selber tun, Veronika — verzeihen Sie mir! — Ich kann Sie nicht von andern tadeln hören.“

Es zog sich wie ein Schleier über ihre Augen, und die langen, schwarzen Wimpern senkten sich tief auf ihre Wangen; aber sie erwiderte nichts. — —

30 Kurz darauf hatten sie das Gehöft erreicht. Der Justizrat wurde von dem Sohn des Müllers in das Wohnhaus geführt; Veronika und Rudolf traten in den zur Seite liegenden Garten. Aber sie gingen schweigend auf dem langen Steige fort; es war fast, als zürnten sie mit- 35 einander, als würde ihnen der Atem schwer, wenn sie dennoch wie beiläufig ein einzelnes Wort zu reden suchten.

Als sie den Garten durchwandert hatten, gingen sie über einen schmalen Steg in die untere Tür des Mühlen-

gebäudes, welches hier zu Ende desselben an einem stark fließenden Wasser lag. — Durch das Klappern des Werkes und das Getöse des stürzenden Wassers, welches jeden von außen kommenden Laut verschlang, herrschte eine seltsame Abgeschiedenheit in dem fast dämmerigen Raume. 5 Veronika war gegenüber in die Tür getreten, die zu dem Gerinne hinausführte, und blickte unter sich in die tosenden Räder, auf denen das Wasser in der Abendsonne blitzte. Rudolf folgte ihr nicht; er stand drinnen neben dem großen Kammrade, die Augen düster und unablässig auf sie gerichtet. — Endlich wandte sie den Kopf. Sie sprach, er sah, wie ihre Lippen sich bewegten; aber er vernahm keine Worte. 10

„Ich verstehe nicht!" sagte er, und schüttelte den Kopf.

Als er zu ihr gehen wollte, war sie schon in den innern Raum zurückgetreten. Im Vorübergehen kam sie dem Rade, neben welchem er stand, so nahe, daß die Zacken fast ihr Haar berührten. Sie sah es nicht, denn sie war noch geblendet von der Abendsonne; aber sie fühlte ihre Hände ergriffen und sich rasch zur Seite gezogen. Als sie aufsah, blickten ihre Augen in die seinen. Sie schwiegen beide; ein plötzliches Vergessen fiel wie ein Schatten über sie. Zu ihren Häuptern tosten die Mühlwerke; von draußen klang das eintönige Rauschen des Wassers, das über die Räder in die Tiefe stürzte. — Allmählich aber begannen die Lippen des jungen Mannes sich zu regen, und unter dem Schutze des betäubenden Schalles, in dem der Laut seiner Stimme wesenlos verschwand, flüsterte er trunkene, betörende Worte. Ihr Ohr vernahm sie nicht, aber sie las ihren Sinn aus der Bewegung seines Mundes, aus der leidenschaftlichen Blässe seines Angesichts. Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen; nur ihr Mund lächelte und gab von ihrem Leben Kunde. So stand sie wie in Scham gebannt, das Antlitz hülflos ihm entgegenhaltend, die Hände wie vergessen in den seinen. 15 20 25 30

Da plötzlich hörte das Rauschen auf; die Mühle stand, sie hörten über sich den Mühlknappen gehen, und draußen von den Rädern fiel das abtropfende Wasser klingend in den Teich. Die Lippen des jungen Mannes verstummten; 35

und als Veronika sich ihm entzog, versuchte er nicht, sie zu-
rückzuhalten. Erst als sie aus der Tür ins Freie trat, schien
er die Sprache wiedergefunden zu haben. Er rief ihren
Namen und streckte die Arme bittend nach ihr aus. Aber
5 sie schüttelte, ohne nach ihm umzusehen, den Kopf und
ging langsam durch den Garten nach dem Wohnhause.

Als sie drinnen in die nur angelehnte Tür des Zim-
mers trat, sah sie gegenüber den alten Müller mit gefal-
teten Händen in seinem Bette liegen. Oberhalb desselben
10 an der Wand war ein hölzernes Kruzifix befestigt, von
dem ein Rosenkranz herabhing. Ein junges Weib, mit
einem Kinde auf dem Arm, war eben herangetreten und
neigte sich über das Deckbett. „Ihm fehlt nur die Luft“,
sagte sie, „das Essen schmeckt ihm gut genug.“

15 „Welchen Arzt habt Ihr denn?“ fragte der Justizrat,
der mit einem Schriftstück in der Hand daneben stand.

„Arzt?“ wiederholte sie. „Wir haben keinen Arzt.“

„Da tut Ihr unrecht!“

Das junge Weib stieß ein verlegenes Lachen aus. „Es
20 ist die Altersschwäche“, sagte sie, indem sie ihrem dicken
Jungen sein Näschen mit der Schürze putzte, „da hilft der
Doktor nichts dazu.“

Veronika horchte atemlos auf diese Reden. — Der
Alte begann zu husten und fuhr mit der Hand nach seinen
25 Augen.

„Ist das so Euer Wille, Martin, wie es hier geschrieben
steht?“ fragte jetzt der Justizrat.

Aber der Kranke schien ihn nicht zu hören.

„Vater“, sagte das junge Weib, „ob das so richtig ist,
30 wie es der Herr Justizrat vorgelesen hat?“

„Freilich“, sagte der Kranke, „es ist alles so richtig.“

„Und Ihr habt alles wohl bedacht?“ fragte der Ju-
stizrat.

Der Alte nickte. „Ja, ja“, sagte er, „ich hab' es mir
35 lassen sauer werden; aber der Junge darf doch nicht zu
schwer zu sitzen kommen.“

Der Sohn, der bisher rauchend in der Ecke gesessen,
mischte sich jetzt in das Gespräch. „Es kommt auch noch

die Abnahme[1] dazu", sagte er und räusperte sich ein paarmal, „der Alte lebt noch sein artlich[2] Ende weg."

Der Justizrat blickte mit seinen grauen Augen auf den vierschrötigen Bauer hinab. „Ist das Euer Sohn, Wiesmann?" fragte er, indem er auf einen neben dem Bette spielenden Jungen zeigte. — „So laßt ihn hinausgehen, wenn Ihr vielleicht noch mehr zu reden habt!"

Der Mensch schwieg; aber seine Augen begegneten mit einem fast drohenden Ausdruck denen des Justizrats.

Der Greis strich mit seiner harten Hand über das Deckbett und sagte ruhig: „Es wird nicht gar so lange, Jakob. — Aber", setzte er, zum Justizrat gewandt, hinzu, „er muß mich dann nach Dorfsgebrauch zur Erde bringen lassen; das kostet auch." — —

Die junge Dame verschwand lautlos, wie sie gekommen, aus der offenen Tür, in der sie während dieses Vorganges gestanden hatte.

Draußen sah sie Rudolf jenseit des Gartens im Gespräche mit dem Mühlknappen; aber sie wandte sich ab und ging einen Fußsteig entlang, der unterhalb der Mühle an den Bach hinabführte. Ihre Augen schweiften bewußtlos in die Ferne; sie sah es nicht, wie die Dämmerung vor ihr auf die Berge sank, noch wie allmählich, während sie hier auf und ab wandelte, der Mond hinter ihnen emporstieg und sein Licht über das stille Tal ergoß. Das Leben in seiner nackten Dürftigkeit stand vor ihr, wie sie es nie gesehen; ein endloser, öder Weg, am Ende der Tod. Ihr war, als habe sie bis jetzt in Träumen gelebt, und als wandle sie nun in einer trostlosen Wirklichkeit, in der sie sich nicht zurechtzufinden wisse.

Es war schon spät, als die Stimme ihres Mannes sie auf das Gehöft zurückrief, wo sie an der Tür von ihm erwartet wurde. — Auf dem Heimwege ging sie schweigend neben ihm, ohne zu fühlen, wie seine Augen teilnehmend auf ihr ruhten. „Du bist erschreckt worden, Veronika!" sagte er und legte die Hand an ihre Wange;

[1] Abnahme = Altenteil. — [2] Reichliches.

„aber“, fügte er hinzu, „das Maß der Dinge ist für diese Leute ein anderes; sie sind, wie gegen die Ihrigen, so auch härter gegen sich selbst.“

Sie sah einen Augenblick zu dem ruhigen Antlitz ihres 5 Mannes auf; dann aber blickte sie zur Erde und ging demütig an seiner Seite.

Ebenso schweigsam folgte Rudolf neben dem alten Schreiber. Seine Augen hingen an der vom Mond beleuchteten Frauenhand, die noch vor kurzem so willenlos 10 in der seinen gelegen und die er nun zur guten Nacht noch einmal, wenn auch auf einen Augenblick nur, zu umfassen hoffte. — Aber es wurde anders; denn als sie in die Nähe der Stadt kamen, sah er die kleinen Hände, eine nach der andern, in ein Paar dunkler Handschuhe gleiten, die, wie 15 er wohl wußte, Veronika sonst nur der vollständigen Toilette wegen bei sich zu tragen pflegte.

Endlich hatten sie das Haus erreicht; und ehe er sich dessen in seinem Unmut recht bewußt wurde, empfand er schon die flüchtige Berührung der verhüllten Finger an 20 den seinen. Mit einem vernehmlich gesprochenen „gute Nacht“ hatte Veronika die Tür geöffnet und war, ihrem Manne voraus, im Dunkel des Flures verschwunden.

2.

Palmsonntag.

Der Vormittag des Palmsonntags war herangekom- 25 men. Die Straßen der Stadt wimmelten von Landleuten aus den benachbarten Dörfern. Im Sonnenschein vor den Türen der Häuser standen hie und da die Kinder der protestantischen Einwohner und blickten hinab nach dem offenen Tor der katholischen Kirche. Es war der Tag der 30 großen Osterprozession. — Und jetzt läuteten die Glocken, und der Zug wurde unter der gotischen Torwölbung sichtbar und quoll auf die Gasse hinaus. Voran die Waisenknaben mit ihren schwarzen Kreuzchen in den Händen, nach ihnen die barmherzigen Schwestern in den weißen

Schleierkappen, dann die verschiedenen städtischen Schulen und endlich der ganze unabsehbare Zug von Landleuten und Städtern, Männern und Weibern, von Kindern und Greisen; alle singend, betend, mit ihren besten Kleidern angeputzt, Männer und Knaben barhäuptig, die Mützen in den Händen haltend. Darüberher in gemessenen Zwischenräumen, auf den Schultern getragen, ragten die kolossalen Kirchenbilder: Christus am Ölberge, Christus von den Knechten verspottet, in der Mitte hoch über allen das ungeheure Kruzifix, zuletzt das heilige Grab.

Die Damen der Stadt pflegten sich an dieser öffentlichen Feierlichkeit nicht zu beteiligen.

Veronika saß in ihrem Schlafgemach halb angekleidet an einem Toilettentischchen. Vor ihr lag aufgeschlagen ein kleines Testament in Goldschnitt, wie es die katholische Kirche ihren Angehörigen gestattet. Sie schien sich über dem Lesen vergessen zu haben; denn ihr langes, schwarzes Haar hing aufgelöst über das weiße Nachtkleid herab, während ihre Hand mit dem Schildpattkamme müßig in ihrem Schoße lag.

Als das Getöse des nahenden Zuges ihr Ohr erreichte, hob sie den Kopf empor und lauschte. Immer deutlicher kam es heran, das dumpfe Geräusch der Schritte, das singende, eintönige Murmeln der Gebete. — „Heilige Maria, Mutter der Gnaden!“ erscholl es vor dem Fenster, und von hinten aus dem Zuge kam es gedämpft zurück: „Bitte für uns arme Sünder jetzund und in der Stunde des Todes!“

Veronika sprach die vertrauten Worte leise mit. Sie hatte den Stuhl zurückgeschoben; mit herabhängenden Armen stand sie in der Tiefe des Zimmers, die Augen unabläßig nach dem Fenster gerichtet. — Immer neue Menschen kamen und gingen, immer neue Stimmen erschollen, ein Bild nach dem andern wurde vorübergetragen. — Da plötzlich durchdrang ein herzerschütternder Ton die Luft. Das castrum doloris[1] nahte sich, unter Posaunenschall,

[1] Schmerzenslager.

umdrängt von Menschen, gefolgt von den Meßdienern und den vornehmsten Priestern in feierlichem Ornate. Die Bänder flatterten, der schwarze Flor des Thronhimmels flutete in der Luft; darunter in einem Blumengarten
5 lag das Totenbild des Gekreuzigten. Der eherne Schall der Posaunen war wie ein Ruf zum Tage des Gerichts.

Veronika stand noch immer unbeweglich; ihre Kniee bebten, unter den scharfgezogenen, schwarzen Brauen lagen die Augen wie erloschen in dem blassen Antlitz.

10 Als der Zug vorüber war, sank sie neben dem Stuhl, worauf sie zuvor gesessen hatte, zu Boden, und mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend, rief sie mit den Worten im Lukas: „Vater, ich habe an dem Himmel gesündigt und bin nicht wert, dein Kind genannt zu werden!“

3.

15 ## Im Beichtstuhl.

Der Justizrat gehörte zu der immer größer werdenden Gemeinde, welche in dem Auftreten des Christentums nicht sowohl ein Wunder, als vielmehr nur ein natürliches Ergebnis aus der geistigen Entwickelung der Menschheit
20 zu erblicken vermag. Er selbst ging deshalb in keine Kirche; seine Frau jedoch ließ er, vielleicht in Erwartung einer allmählichen selbständigen Befreiung, in der Gewöhnung ihrer Jugend und ihres elterlichen Hauses gewähren.

Seit ihrer vor zwei Jahren erfolgten Verheiratung
25 war Veronika indessen nur in der jetzt wieder begonnenen österlichen Zeit zur Beichte und zum Abendmahl gegangen. Er kannte es dann schon an ihr, daß sie in den Tagen zuvor still und scheinbar teilnahmlos im Hause umherging; es war ihm daher auch nicht aufgefallen, daß die zuvor
30 so eifrig betriebenen Zeichenstunden seit jenem abendlichen Spaziergange aufgehört hatten. Aber die Zeit verstrich, die Maisonne strahlte schon warm ins Zimmer, und Veronika verschob noch immer ihren Beichtgang. Es konnte ihm endlich nicht mehr entgehen, daß ihre Wangen von

Tag zu Tage mehr erblaßten, daß unter ihren Augen leichte Schatten sichtbar wurden, welche schlaflose Nächte dort zurückgelassen.

So fand er sie eines Morgens, da er unbemerkt in das Schlafzimmer getreten war, in sich versunken an dem Fenster stehen. 5

„Vroni“, sagte er und legte den Arm um sie. „Willst du nicht sorgen, daß das Köpfchen wieder aufrecht werde?“

Sie schrak zusammen, als habe er die unbewachten Gedanken in ihr ertappt. Aber sie suchte sich zu fassen. „Geh nur, Franz!“ sagte sie, indem sie seine Hand ergriff und ihn sanft zur Stubentür zurückführte. 10

Dann, nachdem er sie allein gelassen, kleidete sie sich an und verließ bald darauf mit dem Gebetbuch in der Hand das Haus. 15

Nach einer Weile trat sie in die Lambertuskirche[1]. Der Vormittag war indes herangekommen. Vor den Fenstern des mächtigen Raumes schatteten die jetzt schon belaubten Zweige der draußen stehenden Lindenbäume; nur im Chor auf die Türen des Reliquienschrankes fiel ein gebrochener Sonnenstrahl durch die bunten Glasscheiben. In den Stühlen im Schiff der Kirche saßen oder knieten hie und da noch einzelne vor den aufgeschlagenen Gebetbüchern, sich vorbereitend auf das abzulegende Bekenntnis. Nichts war vernehmlich als das Flüstern in den Beichtstühlen, mitunter ein tiefes Atemholen, das Rauschen eines Kleides oder ein leiser Schritt über die Fliesen des Fußbodens. — Bald kniete auch Veronika in einem der Beichtstühle, unweit des Bildes der Gebenedeiten, das mitleidig lächelnd auf sie herabblickte. Ihre ganz schwarze Kleidung machte heute die durchsichtige Blässe ihres Angesichts noch bemerklicher. Der Geistliche, ein kräftiger Mann in mittleren Jahren, lehnte von drinnen den Kopf gegen das Gitter, das ihn von seinem Beichtkinde trennte. 20 25 30 35

Veronika begann halblaut die Worte der Einleitungs-

[1] Lambertus ist ein Bischof von Maastricht aus dem 8. Jahrhundert, der heiliggesprochen wurde.

formel: „Ich armer, sündiger Mensch!“ und mit unsicherer Stimme fuhr sie fort: „bekenne vor Gott und Euch Priester an Gottes Statt!“ — — Aber ihre Worte wurden immer langsamer, immer unverständlicher; zuletzt verstummte sie.

Das dunkle Auge des Priesters war ruhig und fast mit einem Ausdruck von Ermüdung auf sie gerichtet; denn die Beichte hatte schon stundenlang gedauert. „Bekehret Euch zu dem Herrn!“ sprach er milde. „Die Sünde tötet; aber die Buße machet lebendig.“

Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln. Und wieder vor ihrem innern Ohr, wie sooft seit jener Stunde, war das Tosen der Mühle; und wieder stand sie vor ihm in der heimlichen Dämmerung, ihre Hände gefangen in den seinen, im Drang des übermächtigen Gefühls die Augen schließend, in Scham gebannt, nicht wagend zu entfliehen, noch weniger zu bleiben. — Ihre Lippen bewegten sich; aber sie brachte es nicht hervor, sie mühte sich vergebens.

Der Priester schwieg eine Weile. „Mut, meine Tochter!“ sagte er dann, indem er das Haupt mit dem vollen, schwarzen Haar emporhob. „Gedenken Sie der Worte des Herrn: ‚Nehmet hin den Heiligen Geist; denen ihr die Sünden erlasset, denen sollen sie vergeben sein!‘“

Sie blickte auf. Das gerötete Antlitz, der kräftige Stiernacken des Mannes im Priesterornate war dicht vor ihren Augen. Sie begann noch einmal; aber ein unüberwindliches Sträuben überkam sie, eine Scheu wie vor unkeuschem Beginnen, schlimmer, als was zu bekennen sie hieher gekommen. — Sie erschrak. War, was sich jetzt in ihr empörte, nicht eine Lockung der Todsünde, von der sie sich befreien wollte? — Sie neigte in stummem Kampf ihr Haupt auf das vor ihr liegende Gebetbuch.

Aus dem Antlitz des Geistlichen war indessen der Ausdruck von Abspannung verschwunden. Er begann zu sprechen, ernst und eindringlich und bald mit allem Zauber der Überredung; leis, aber klangvoll drang der Ton seiner Stimme in ihre Ohren. Zu jeder andern Stunde wäre sie hingerissen in den Staub gesunken; aber diesmal war das

neu erwachte Gefühl stärker als alle Macht der Rede und alle Gewöhnung ihrer Jugend. — Ihre Hand nestelte an dem Schleier, der auf ihren Hut zurückgeschlagen war. „Verzeihung, Hochwürden!“ stammelte sie. Dann, während sie stumm das Haupt schüttelte, zog sie den Schleier herab, und ohne das Zeichen des Kreuzes empfangen zu haben, stand sie auf und ging mit eiligen Schritten den Steig entlang. Ihre Kleider rauschten an den Kirchenstühlen; sie nahm sie zusammen; ihr war, als griffe alles nach ihr, um sie hier zurückzuhalten.

Draußen unter dem hohen Portale blieb sie tief aufatmend stehen. Ihr war schwer zu Sinne; sie hatte die rettende Hand, von der sie seit ihrer Jugend geführt worden war, zurückgestoßen; sie wußte keine, die sie jetzt ergreifen konnte. Da, während sie noch unentschlossen auf dem sonnigen Platze stand, hörte sie neben sich eine Kinderstimme, und eine kleine, braune Hand hielt ihr feilbietend einen vollen Primelstrauß entgegen. — Es war ja Frühling draußen in der Welt! Als hätte sie es nicht gewußt; wie eine Botschaft kam es an ihr Herz.

Sie bückte sich nach dem Kinde und kaufte ihm seine Blumen ab; dann, mit dem Strauße in der Hand, ging sie die Straße hinunter dem Tore zu. Der Sonnenschein lag so hell auf den Steinen; aus dem offenen Fenster eines Hauses drang der laute Schlag eines Kanarienvogels. — Langsam fortgehend erreichte sie die letzten Häuser. Von hier aus führte seitwärts ein Fußsteig nach dem Höhenzuge, der nach dieser Richtung hin das Stadtgebiet begrenzte. Veronika atmete freier; ihre Augen ruhten auf dem Grün der Saatfelder, die neben dem Wege hinliefen; mitunter regte sich die Luft und brachte den sanften Duft der Schlüsselblumen, die drüben an dem Fuß des Berges standen. Weiterhin, wo an der Grenze der Felder der Nadelwald begann, erhob der Weg sich steiler, und es bedurfte der körperlichen Anstrengung, obgleich Veronika des Bergsteigens von Jugend an gewohnt war. Sie hielt mitunter inne und blickte aus dem Schatten der Fichten in das sonnige Tal hinab, das immer tiefer unter ihr versank.

Als sie die Höhe erreicht hatte, setzte sie sich auf den Boden in den wilden Thymian, der hier den ganzen Berg besponnen hatte; und während sie die würzige Luft des Waldes atmete, schweifte ihr Blick nach dem blauen Ge-
5 birg' hinüber, das wie ein Duft am Horizonte lag. Hinter ihr in kleinen Pausen fuhr der Frühlingswind durch die Wipfel der Tannen, dann und wann schallte ein Amselschlag aus der Tiefe des Waldes, oder über ihr aus der Luft herab der Schrei eines Raubvogels, der unsichtbar in
10 dem unermeßnen Raume schwebte.

Veronika nahm ihren Hut ab und stützte den Kopf in ihre Hand.

So in Einsamkeit und Stille verging eine Spanne Zeit. Nichts nahte sich als nur die reinen Lüfte, die ihre
15 Stirn berührten, und der Ruf der Kreaturen, der aus der Ferne an ihr Ohr schlug. — Zuweilen flog ein helles Rot über ihre Wangen, und ihre Augen wurden groß und glänzend.

Nun klangen Glockentöne von der Stadt herauf. Sie
20 hob den Kopf und horchte. Es läutete schrill und hastig. „Requiescat[1]!" sprach sie leise; denn sie hatte die kleine Glocke vom Lambertusturm erkannt, die es über die Gemeinde ausrief, daß unter eines ihrer Dächer der finstere Bote des Herrn getreten sei.

25 Am Fuße des Berges lag der Kirchhof. — Sie sah das Steinkreuz auf dem Grabe ihres Vaters ragen, der vor Jahresfrist unter den Gebeten des Priesters in ihren Armen entschlafen war. Und weiterhin, dort, wo das Wasser glitzerte, war jenes wüste Fleckchen Erde, das sie als Kind
30 so oft mit scheuer Neugierde betreten hatte, wo nach dem Gebot der Kirche neben denen, die sich selbst den Tod gegeben hatten, auch die begraben wurden, welche nicht gekommen waren, das Sakrament des Altars zu empfangen. — Dort war auch ihre Stätte jetzt; denn die Zeit der öster-
35 lichen Beichte war zu Ende.

Ein schmerzlicher Zug stahl sich um ihren Mund, aber

[1] Ruhe sanft!

er verschwand wieder. Sie richtete sich auf; ein Entschluß stand fest und klar in ihrer Seele.

Noch eine Weile blickte sie auf die Stadt hinab und ließ ihre Augen wie suchend über die sonnbeschienenen Dächer wandern. Dann wandte sie sich und ging durch die 5 Tannen, wie sie gekommen, den Berg hinab. Bald war sie wieder unten zwischen dem Grün der Saatfelder. Sie schien zu eilen; aber sie ging aufrecht und mit festen Schritten.

So erreichte sie ihr Haus. — Von der Magd erfuhr 10 sie, daß ihr Mann in seinem Zimmer sei. Als sie die Tür geöffnet und ihn so ruhig an seinem Schreibtische sitzen sah, blieb sie zögernd auf der Schwelle stehen. „Franz!" rief sie leise.

Er legte die Feder hin. „Du, Vroni?" sagte er, sich 15 zu ihr wendend. „Du kommst ja spät! War das Register denn so lang?"

„Scherze nicht!" sagte sie bittend, indem sie zu ihm trat und seine Hand ergriff. „Ich habe nicht gebeichtet."

Er blickte verwundert zu ihr auf; sie aber kniete vor ihm 20 nieder und drückte ihren Mund auf seine Hand. „Franz", sagte sie, „ich habe dich gekränkt!"

„Mich, Veronika?" fragte er und nahm ihre Wangen sanft zwischen seine Hände.

Sie nickte und sah mit dem Ausdruck der tiefsten Be- 25 kümmernis zu ihm auf.

„Und jetzt bist du gekommen, deinem Mann zu beichten?"

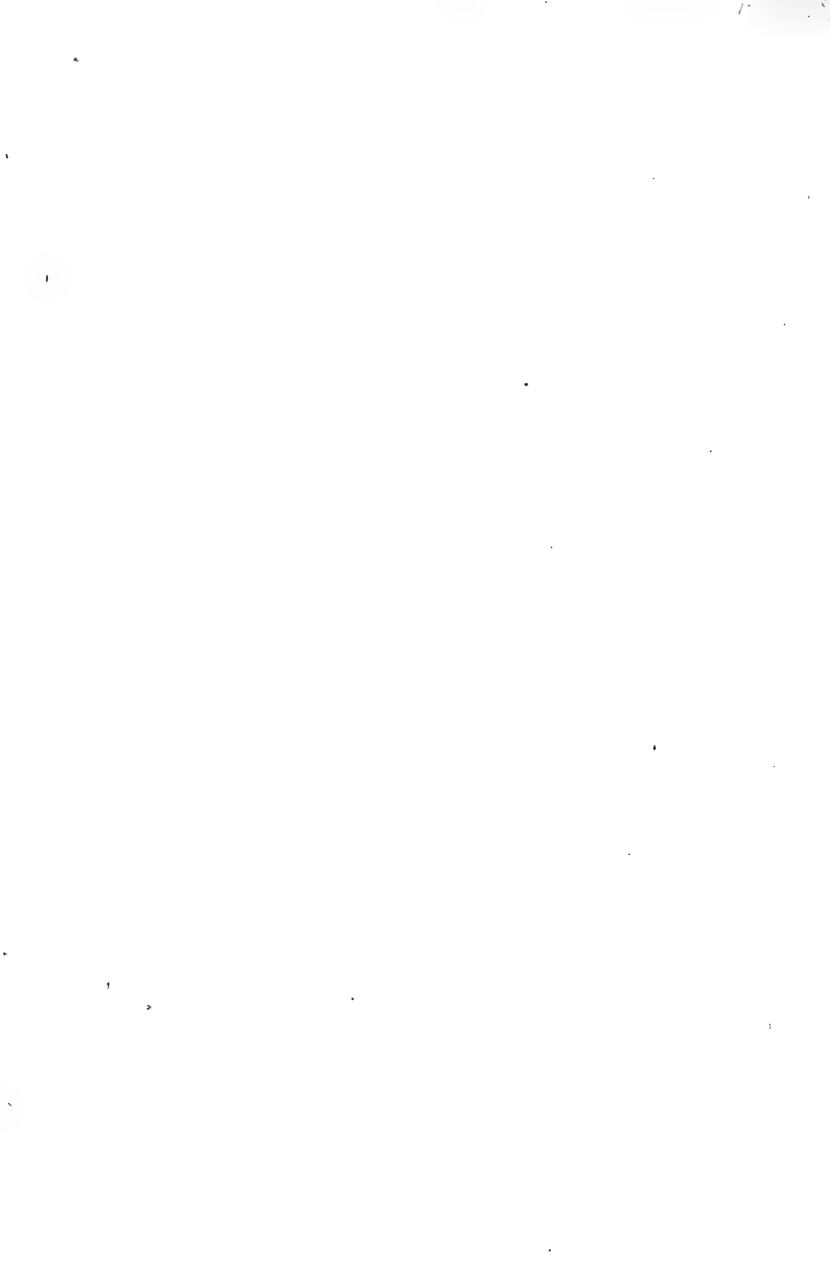
„Nein, Franz", erwiderte sie, „nicht beichten; aber vertrauen will ich dir — dir allein; und du — hilf mir und, 30 wenn du es vermagst, verzeihe mir!"

Eine Weile sah er sie mit seinen ernsten Augen an; dann hob er sie mit beiden Armen auf und legte sie an seine Brust. „So sprich, Veronika!"

Sie regte sich nicht; aber ihr Mund begann zu sprechen; 35 und während seine Augen an ihren Lippen hingen, fühlte sie es, wie seine Arme immer fester sie umschlossen.

Im Schloß

Novelle (1861)



Einleitung des Herausgebers.

Der Stoff zu der Erzählung „Im Schloß“ wurde Storm während seines Aufenthaltes in Segeberg im Herbst 1853 vor seiner Übersiedlung nach Potsdam nahegebracht. Als er seinen Schwiegervater auf Geschäftsreisen begleitete, erzählte ihm ein Müller von dem Schicksal einer schönen, vornehmen Frau, die in der Einsamkeit eines unter Buchen verborgenen Schlosses für ihre Leidenschaft und die hergebrachten Anschauungen ihres Standes büße. Storms Gattin, die in der Jugend für sie geschwärmt hatte, teilte dem Dichter einige kleine, reizende Züge mit, und Storm dachte damals schon an die Ausarbeitung einer „Sommergeschichte“, aber die Welt des preußischen Rechtes ließ ihm zu dichterischer Tätigkeit keine Zeit. Als sich in den Heiligenstädter Jahren die Schaffenslust neu regte, griff Storm auf den Stoff zurück. Und bezeichnenderweise kam die erste Anregung durch eine Aufforderung der Zeitschrift „Bazar“, eine Novelle zu schreiben, in der weder Politik noch Religion eine Rolle spielen sollten. In starkem Gegensatze zu dem Inhalte dieses Angebotes holte Storm aus dem Stoffe alles heraus, was zur Darlegung seiner politischen und religiösen Ansichten dienen konnte. Es waren die Monate, in denen der Kampf der preußischen Fortschrittspartei gegen die neue Regierung Wilhelms I. sich vorbereitete; in seinem stolzen Unabhängigkeitssinn nahm der Friese leidenschaftlich gegen den rückständigen Adel Partei und wurde durch den Verkehr mit konservativen Freunden aus diesem Kreise in seinen menschlich freisinnigen Ansichten nur bestärkt. Sein Freund Ludwig Pietsch verfolgte im Sommer 1861 das innere Reifen der Erzählung, und im Oktober und November schrieb der Dichter sie in dem einzigen geheizten Zimmer mitten im Lärm von neun spielenden und schreienden Kindern in gewaltsamer Willensanspannung nie-

der. Nachdem er sie Ende November an die „Gartenlaube“ geschickt und im Dezember den Heiligenstädter Bekannten vorgelesen hatte, klappte er mit den Nerven zusammen.

Storm war sich bewußt, daß diese Novelle das Gepräge eines Bekenntnisses erhalten habe, und die Ablehnung, die ihr 5 durch von Wussows und den konservativen Alexander Duncker, seinen früheren Verleger, dem er sie zum Verlage angeboten hatte, widerfuhr, konnte ihn nur in seiner Überzeugung befestigen, daß er gegenüber den beschränkten Ansichten der „Junkerpartei“ den Standpunkt reinen Menschentums vertrete. Darum war er 10 auch empört, als der Herausgeber der „Gartenlaube“, Keil, bei dem Abdrucke der Erzählung in den Spalten dieser Zeitung eigenmächtig und gegen bessere Überzeugung Änderungen vornahm. Und in der Tat, Keil verging sich sträflich, als er den Höhepunkt der ganzen Novelle, Annas Worte in ihrem Gespräche 15 mit Rudolf, „Leider nein!“, aus Furcht, sie könnten mißdeutet werden, strich und durch andere ersetzte. Denn gerade diese Worte entspringen der tiefsten Keuschheit des Weibes, das genau wie später Katharina in „Aquis submersus“ es als eine Entweihung ihres Leibes betrachtet, von einem ungeliebten Manne ein Kind 20 zu besitzen. Noch in den achtziger Jahren hat sich Storm zu der Schriftstellerin Ilse Frapan in diesem Sinne ausgesprochen, und dem Zeichner Otto Speckter gegenüber gab er 1863 der Meinung Ausdruck, daß gerade der Auftritt zwischen Anna und dem Vetter des höchsten Preises wert sei. Ebenso hoch wie dieses 25 Gespräch stellte der Dichter die Schilderung des taktlosen Verhaltens der Adligen auf dem Balle. Er meinte, es sei ihm gelungen, „auch den kaum in die Erscheinung tretenden, fast unbegreifbaren Hauch der Insolenz, wozu das Adelsinstitut die Menschen bringt, zu einer Szene zu gestalten und vor den mo- 30 ralischen und ästhetischen Richterstuhl des Publikums zu stellen“. Weder in dieser Schilderung noch bei den Worten über die Liebe Gottes glaubte der Dichter von Spielhagen in seinen „Problematischen Naturen“ oder in seiner Erzählung „Durch Nacht zum Licht“ übertroffen worden zu sein. 35

Der Leitgedanke von „Immensee“ — das Mädchen schließt auf Wunsch der Eltern eine Versorgungsehe — ist, wie schon Schütze bemerkte, wieder aufgenommen, aber die weichliche Ent-

sagungsstimmung ist geschwunden. Zwar kommen die Liebenden in ihren durch die bürgerliche Sitte gebundenen Anschauungen trotz ihrer geistigen Freiheit nicht auf den Gedanken, durch die Scheidung sich ihr Glück zu erkämpfen, das ihnen erst der Zufalls-
5 tod von Annas Gatten geben muß, aber der Dichter führt sie schließlich doch zusammen. In einem sehr verwickelten, meisterhaft durchgeführten Aufbau trägt Storm seine Geschichte vor. Durch die kurze Wiedergabe der äußeren Ereignisse, die von der Dorfseite wahrgenommen werden, weiß der Dichter eine treff-
10 liche Einleitung zu geben und den Leser zu spannen. Die Schilderung des Schlosses selbst ist wohl etwas zu lang geraten, aber sehr geschickt ist die Weiterführung erst durch die Erinnerung und dann durch das Tagebuch der Schloßherrin. Vortrefflich wirkt dann, daß Anna, während sie die Blätter dem liebewerbenden
15 Vetter zu lesen gibt, dem Gange ihres Lebens weiter nachsinnt. Dadurch wird dem Leser in wirksamster Kürze das Weitere mitgeteilt. Den Höhepunkt dagegen, Annas stolze Antwort „Leider nein!“, verlegt der Dichter mit meisterhafter künstlerischer Berechnung wieder in die lebendige Unterhaltung Annas mit dem
20 Vetter. Den Schluß gibt wieder in sehr wohlerwogener Absicht das warme, ruhige Frühlingsbild. Die Handlung setzt also unmittelbar vor der Lösung ein und die Hauptereignisse werden durch diese ungewöhnlich reiche Anlage der Erzählung aus der Vergangenheit heraufgeholt. Die Örtlichkeiten sind wieder ganz
25 nach Schleswig-Holstein verlegt; zur Ausmalung der Einzelbilder hat Storm Jugenderinnerungen herangezogen, indem er wunderschön die Bilder aus dem Husumer Schloß verwertet, die Ferienbesuche in der Heimat seines Vaters, in Westermühlen und auf dem „Vordamm“ (fast wörtlich wie acht Jahre vorher in einem
30 Briefe an Mörike), erzählt, und in dem jungen Erzieher, der mit den Mädchen Gesänge einübt und dem kleinen Knaben Volkslieder vorsingt, sich selber schildert. Diese wieder vortrefflich gelungenen Zustandsbilder stehen hier im Dienste der Handlung, sind aber kräftig genug, um die so entschieden vorgetragenen An-
35 sichten des Dichters in sich aufzunehmen und zusammen mit der feinen Menschenzeichnung die Novelle vor dem Eindruck unkünstlerischer Nebenabsichten zu bewahren. Sie gehört mit ihren menschlich ergreifenden Schilderungen, mit ihren der Wirklichkeit

entnommenen Kämpfen und dem frohen Siegerwillen der Liebenden zu den frischesten Erzählungen Storms. Menschen von heute, die Ehestücke Ibsens und seiner Nachfolger erlebt haben, brauchen, um einen vollen und reinen Eindruck zu erhalten, nur ein wenig Sinn und Verständnis für die strengeren Gesetze einer 5
weniger freidenkenden Zeit.

1863 erschien die Erzählung bei Brun in Münster und fand in Robert Prutz einen verständnisvollen und begeisterten Beurteiler, der sie 1863 im „Deutschen Museum“ als eine der besten Leistungen Storms rühmte und vor allem die meisterliche Cha- 10
rakterzeichnung der Heldin hervorhob. Diese Einzelausgabe zeigte gegenüber dem Druck in der „Gartenlaube“ (ganz abgesehen von Keils willkürlichen Änderungen) eine gewaltige Besserung. Denn ein bös an Kitsch streifender Auftritt, in dem Anna in bedenklicher Weise gesellschaftlichen und menschlichen Takt überschreitet, 15
wurde dort durch die einfache, schlichte Angabe ersetzt, daß Arnold und Anna auseinandergehen, sowie sie sich ihrer Liebe bewußt werden. Diese schöne Änderung scheint der Umarbeitung zu verdanken zu sein, die sich Storm, wie er Frühjahr 1862 seinem Freunde Brinkmann mitteilte, für den Sommer desselben Jahres 20
vorgenommen hatte.

Von der Dorfseite.

Vom Kirchhofe des Dorfes, ein Viertelstündchen hinauf durch den Tannenwald, dann lag es vor einem; zunächst der parkartige Garten von alten ungeheueren Lin-
5 denalleen eingefaßt, an deren einer Seite der Weg vom Dorf vorbeiführte; dahinter das große, steinerne Herrenhaus, das nach vorn hinaus mit den Flügelgebäuden einen geräumigen Hof umfaßte. Es war früher das Jagdschloß eines reichsgräflichen Geschlechts gewesen; die lebens-
10 großen Familienbilder bedeckten noch jetzt die Wände des im obern Stock gelegenen Rittersaales, wo sie vor einem halben Jahrhundert beim Verkaufe des Gutes mit Bewilligung des neuen Eigentümers vorläufig hängengeblieben und seitdem, wie es schien, vergessen waren. —
15 Vor etwa zwanzig Jahren war das Gut, dessen wenig umfangreiche Ländereien zu den Baulichkeiten in keinem Verhältnis standen, in Besitz einer alten, weißköpfigen Exzellenz, eines früheren Gesandten, gekommen. Er hatte zwei Kinder mitgebracht, ein blasses, etwa zehnjähriges
20 Mädchen mit blauen Augen und glänzend schwarzen Haaren, und einen noch sehr jungen, kränklichen Knaben, welche beide der Obhut einer ältlichen Verwandten anvertraut waren. Später hatte sich noch ein alter Baron, ein Vetter des Gesandten, hinzugefunden, der einzige von
25 der Schloßgesellschaft, der sich zuweilen unten im Dorfe blicken ließ und auch mit den Leuten im Felde mitunter einen kurzen Diskurs führte; denn im heißen Sommer oder an hellen Frühlingstagen pflegte er weit umher zu wandern, um allerhand Geziefer einzusammeln, das er
30 dann in Schachteln und Gläsern mit nach Hause nahm. Selten einmal war auch das junge Fräulein bei ihm; sie

trug dann wohl eine der leichteren Fanggerätschaften und ging eifrig redend an des Oheims Seite; aber um die Begegnenden kümmerte sie sich nicht weiter. Die kleine, hagere Gestalt der alten Exzellenz hatte, außer beim sonntäglichen Gottesdienste in dem herrschaftlichen Kirchenstuhle, kaum jemand anders als vom Wege aus gesehen, wenn er in der breiten Lindenallee des Gartens auf und ab wandelte oder stehenbleibend das Moos auf dem Steige mit seinem Rohrstocke losstieß. Den scheuen Gruß der vorübergehenden Bauern pflegte er wohl mit einer leichten Handbewegung zu erwidern; was er sonst mit ihnen zu schaffen hatte, wurde von dem Verwalter abgetan, dem die Bewirtschaftung des kleinen Gutes überlassen war.

Nach Jahren wurde diese Hausgenossenschaft noch durch einen Lehrer des kleinen Barons vermehrt. Die Leute im Dorfe erinnerten sich seiner noch sehr wohl; er war aus der Umgegend und stammte auch von Bauern her. Man hatte ihn oft mit dem alten Baron gesehen, und das Fräulein, damals schon eine junge Dame, war mitunter auch in ihrer Gesellschaft gewesen. Man erzählte sich noch, wie er mit dem alten Herrn in den Tannen einen Dohnenstieg[1] angelegt; aber das Fräulein sei meist schon vor ihnen da gewesen und habe die Drosseln, die sich lebendig in den Schlingen gefangen, heimlich wieder fliegen lassen. Einmal auch hatte der junge, freundliche Herr den kleinen, verkrüppelten Knaben auf dem Arm durch das Tannicht getragen; denn mit dem Rollstühlchen war auf dem schmalen Steige nicht fortzukommen gewesen, und das Kind hatte die gefangenen Vögel selbst aus den Dohnen nehmen können.

Bald aber war es wieder einsamer geworden; der arme Knabe war gestorben und der Hauslehrer fortgegangen. Schon früher hatte man im Dorfe von den Gutsnachbarn oder aus der Stadt drüben nur vereinzelt einen Besuch den Weg nach dem Schlosse fahren sehen; jetzt kam

[1] Die Reihe der aufgestellten Schlingen für den Vogelfang.

fast niemand mehr; auch die alte Exzellenz sah man immer seltener in der breiten Allee des Gartens wandeln.

Nur noch einmal, im Herbste des folgenden Jahres, war es droben auf einige Tage wieder lebendig geworden; als die Hochzeit des jungen Fräuleins gefeiert wurde. Unten in der Dorfkirche war die Trauung gewesen. Seit lange hatte man dort so viele vornehme Leute nicht gesehen; aber die hagere Gestalt des Bräutigams mit dem dünnen Haar und den vielen Orden wollte den Leuten nicht gefallen; auch die Braut, als sie von der alten Exzellenz an die mit Teppichen belegten Altarstufen geführt wurde, hatte in dem langen, weißen Schleier, mit den dicht zusammenstehenden schwarzen Augenbrauen ganz totenhaft ausgesehen; was aber das Schlimmste war, sie hatte nicht geweint, wie es doch den Bräuten ziemt. Der alte Baron, der in sich zusammengesunken in dem herrschaftlichen Stuhl gesessen und mit trübseligen Augen auf die Braut geblickt hatte, war nach Beendigung der Zeremonie allein und heimlich seitwärts über die Felder gegangen. — —

Am darauffolgenden Nachmittag hielt der Wagen mit den Neuvermählten eine kurze Zeit in der Durchfahrt des Dorfkruges, und die Leute standen umher und besahen sich das Wappen auf dem Kutschenschlage, einen Eberkopf im blauen Felde. Der hagere, vornehme Mann war ausgestiegen und brachte der jungen Frau eigenhändig ein Glas Wasser an den Wagen; von dieser selbst war wenig zu sehen; sie saß im Dunkel des Fonds schweigend in ihre Mäntel gehüllt.

Der Wagen fuhr davon, und seitdem vergingen Jahre, ohne daß man von dem Fräulein wieder etwas hörte. Nur dem Prediger hatte einmal der alte Baron erzählt, daß ein Knabe, den sie im zweiten Jahre der Ehe geboren, von einer Kinderepidemie dahingerafft sei; und später dann, als die alte Exzellenz gestorben und abends bei Fackelschein auf dem Kirchhof hinter den Tannen zur Erde gebracht wurde, sollte sie nachts auf dem Schlosse gewesen sein; aber von den Leuten im Dorfe hatte niemand sie

gesehen. — Bald darauf verließ auch der alte Baron mit seinen Sammlungen und Büchern das Schloß; wie es hieß, um bei einem andern Vetter seine harmlosen Studien fortzusetzen.

Einen Sommer lang wohnte niemand in dem steinernen Hause, und das Gras wuchs ungestört auf den breiten Steigen der Gartenallee. 5

Da, eines Nachmittags, es mochte jetzt ein Jahr vergangen sein, hielt wiederum der Wagen mit dem Eberkopf vor dem Wirtshause des Dorfes. Die junge Frau saß darin, das einstige Fräulein vom Schloß; sie sprach freundlich zu den Leuten, erzählte ihnen, daß sie ihr Gut jetzt selbst bewirtschaften und bewohnen werde, und bat um treue Nachbarschaft. Aber froh sah sie nicht aus, auch nicht ganz jung mehr, obwohl sie kaum mehr als fünfundzwanzig Jahre zählen mochte. 10 15

Die Leute wußten sich keinen Vers daraus zu machen; bald aber kam das Gerücht über Stadt und Land und auch in die Gaststube des Dorfkruges. Das in der Kirche drüben geschlossene vornehme Ehebündnis war nicht zum Guten ausgeschlagen. Die junge Frau sollte in der Residenz, wo ihr Gemahl eine Hofcharge bekleidete, eine Liebschaft mit einem jungen Professor gehabt haben. Einige hatten sogar gehört, es sei der ihnen wohlbekannte Hauslehrer des verstorbenen kleinen Junkers. Die Dame, hieß es, sei so etwas wie verbannt und dürfe nicht in die Residenz zurückkehren. Dann noch ein anderes, was aufs neue die müßigen Ohren reizte: der zweifelhafte Ursprung jenes unlängst begrabenen Kindes sollte zu der Trennung des Ehepaars die nächste Veranlassung gegeben haben. Das Gerücht war von allem unterrichtet, von dem, was geschehen, und noch mehr von dem, was nicht geschehen war. 20 25 30

Währenddessen hauste die Baronin droben in dem alten Schlosse in großer Einsamkeit; denn niemals sah man aus der Stadt oder von den benachbarten Adelsfamilien einen Wagen an dem Tannicht hinauffahren. Wie der Schullehrer sagte, hatte sie sich Bücher aus der Stadt kommen lassen, in denen sie die Landwirtschaft stu- 35

dierte; auch mit den Dorfleuten, wenn sie solche auf ihren täglichen Spaziergängen traf, führte sie gern derartige Gespräche. Ja, man hatte sie am heißen Juninachmittage gesehen, wie sie auf einem Acker die Steine in ihre seidene
5 Schürze sammelte und auf die Seite trug, begleitet von einem großen schwarzen St. Bernhardshunde, der nie von ihrer Seite wich.

Sie mochte sich indessen doch der übernommenen Aufgabe nicht ganz gewachsen fühlen; denn vor etwa einem
10 Vierteljahre war ein Verwalter angelangt; aber es war ein junger, vornehmer Herr, für den der Vater längst ein mehr als doppelt so großes Gut in Bereitschaft hatte. Die Bauern konnten nicht begreifen, was der in der kleinen Wirtschaft profitieren wolle, zumal sie es bald heraus-
15 hatten, daß er seine Sache aus dem Fundament verstehe; der Schulmeister meinte freilich, es sei ein weitläufiger Vetter der Baronin; allein der Förster wollte die Anwesenheit des jungen Herrn nicht als verwandtschaftliche Hülfeleistung gelten lassen. Er kniff die Augen ein und
20 sagte geheimnisvoll: „Was einmal in der Stadt geschehen — — nun, Gevatter, Ihr seid ja ein Schulmeister, macht Euch den Satz selber zu Ende!"

Im Schloß.

An dem linken Ende der Front neben dem stumpfen
25 Eckturme führte eine schwere Tür ins Haus. Rechts hinab, an der gegenüberliegenden breiten Treppenflucht vorbei, auf welcher man in das obere Stockwerk gelangte, zog sich ein langer Korridor mit nackten weißen Wänden. Den hohen Fenstern gegenüber, welche auf den geräumi-
30 gen Steinhof hinaussahen, lag eine Reihe von Zimmern, deren Türen jetzt verschlossen waren. Nur das letzte wurde noch bewohnt. Es war ein mäßig großes, düsteres Gemach; das einzige Fenster, welches nach der Gartenseite hinaus lag, war mit dunkelgrünen Gardinen von schwe-
35 rem Wollenstoffe halb verhangen. In der tiefen Fensternische stand eine schlanke Frau in schwarzem Seidenkleide.

Während sie mit der einen Hand den Schildpattkamm
fester in die schwere Flechte ihres schwarzen Haares drückte,
lehnte sie mit der Stirn an eine Glasscheibe und schaute
wie träumend in den Septembernachmittag hinaus. Vor
dem Fenster lag ein etwa zwanzig Schritte breiter Stein- 5
hof, welcher den Garten von dem Hause trennte. Ihre
tiefblauen Augen, über denen sich ein Paar dunkle, dicht
zusammenstehende Brauen wölbten, ruhten eine Weile
auf den kolossalen Sandsteinvasen, welche ihr gegenüber
auf den Säulen des Gartentores standen. Zwischen den 10
steinernen Rosengirlanden, womit sie umwunden wa-
ren, ragten Federn und Strohhalme hervor. Ein Sper-
ling, der darin sein Nest gebaut haben mochte, hüpfte
heraus und setzte sich auf eine Stange des eisernen Gitter-
tors; bald aber breitete er die Flügel aus und flog den 15
schattigen Steig entlang, der zwischen hohen Hagebuchen-
wänden in den Garten hinabführte. Hundert Schritte
etwa von dem Tore wurde dieser Laubgang durch einen
weiten, sonnigen Platz unterbrochen, in dessen Mitte zwi-
schen wuchernden Astern und Reseda die Trümmer einer 20
Sonnenuhr auf einem kleinen Postamente sichtbar waren.
Die Augen der Frau folgten dem Vogel; sie sah ihn eine
Weile auf dem metallenen Weiser ruhen; dann sah sie ihn
auffliegen und in dem Schatten des dahinterliegenden
Laubganges verschwinden. 25

Mit leichtem Schritt, daß nur kaum die Seide ihres
Kleides rauschte, trat sie ins Zimmer zurück und, nachdem
sie auf einem Schreibtische einige beschriebene Blätter ge-
ordnet und weggeschlossen hatte, nahm sie einen Stroh-
hut von dem an der Wand stehenden Flügel und wandte 30
sich nach der Tür. Von einem Teppich neben dem Kamin
erhob sich ein schwarzer Sankt Bernhardshund und drängte
sich neben ihr auf den Korridor hinaus. Während sie wie
im stillen Einverständnis ihre Hand auf dem schönen Kopf
des Tieres ruhen ließ, erreichten beide eine Tür, welche 35
unterhalb der großen Haupttreppe in den schmalen Hof
hinausführte. Sie gingen über die mit Gras durchwach-
senen Steine und durch das dem Fenster des Wohnzim-

mers gegenüberliegende Gittertor in den breiten Gartensteig hinab.

Die Luft war erfüllt von dem starken Herbstdufte der Reseda, welcher sich von dem sonnigen Rondell aus über
5 den ganzen Garten hin verbreitete. Hier an der rechten Seite desselben bildete die Fortsetzung des Buchenganges eine Nachahmung des Herrenhauses; die ganze Front mit allen dazugehörigen Tür- und Fensteröffnungen, das Erdgeschoß und das obere Stockwerk, sogar der stumpfe
10 Turm neben dem Haupteingange, alles war aus der grünen Hecke herausgeschnitten und trotz der jahrelangen Vernachlässigung noch gar wohl erkennbar; davor breitete sich ein Obstgarten von lauter Zwergbäumen aus, an denen hie und da noch ein Apfel oder eine Birne hing.
15 Nur ein Baum schien aus der Art geschlagen; denn er streckte seine vielverzweigten Äste weit über die Höhe des grünen Laubschlosses hinaus. Die Dame blieb bei demselben stehen und warf einen flüchtigen Blick umher; dann setzte sie den geschmeidigen Fuß in die unterste Gabel des
20 Baumes und stieg leicht von Ast zu Ast, bis die Umgebung der hohen Laubwände ihren Blick nicht mehr beschränkte.

Seitwärts, unmittelbar am Garten, erhob sich der Tannenwald und verdeckte das tiefer liegende Dorf; vor ihr aber war die Schau ins Land hinaus eine unbegrenzte.
25 Unterhalb des Hochlandes, worauf das Schloß lag, breitete sich nach beiden Seiten eine dunkle Heidestrecke fast bis zum Horizont; in braunviolettem Dufte lag sie da; nur an einer Stelle im Hintergrunde standen schattenhaft die Türme einer Stadt. Die schlanke Frauengestalt lehnte
30 sorglos an einen schwanken Ast, indes die scharfen Augen in die Ferne drangen. — Ein Schrei aus der Luft herab machte sie emporsehen. Als sie über sich in der sonnigen Höhe den revierenden[1] Falken erkannte, hob sie die Hand und schwenkte wie grüßend ihr Schnupftuch gegen den
35 wilden Vogel. Ihr fiel ein altes Volkslied ein[2]; sie sang es halblaut in die klare Septemberluft hinaus. — Aber

---

[1] Kreisenden. — [2] Gemeint ist: „Wär' ich ein wilder Falke".

unten neben dem auf dem Boden liegenden Sommerhut stand der Hund, die Schnauze gegen den Baum gedrückt, mit den braunen Augen zu seiner Herrin emporsehend. Jetzt kratzte er mit der Pfote an den Stamm. „Ich komme, Türk, ich komme!“ rief sie hinab; und bald war sie unten und ging mit ihrem stummen Begleiter den hinteren Buchengang hinab, der von dem Rondell aus nach der breiten Lindenallee führte.

Als sie in diese eintrat, kam ihr ein junger, kaum mehr als zwanzigjähriger Mann entgegen, in dessen gebräuntem Antlitz mit der feinen, vorspringenden Nase eine Familienähnlichkeit mit ihr nicht zu verkennen war. „Ich suchte dich, Anna!“ sagte er, indem er der schönen Frau die Hand küßte.

Ihre Augen ruhten mit dem Ausdruck einer kleinen, mütterlichen Überlegenheit auf ihm, als sie ihn fragte: „Was hast du, Vetter Rudolf?“

„Ich muß dir Vortrag halten!“ erwiderte er, während er sie höfisch zu einer in der Nähe stehenden Gartenbank führte. Dann begann er, vor ihr stehend, einen ernsthaften Vortrag über die Dränierung einer kaltgrundigen Gutswiese; über die Art, wie dies am zweckmäßigsten ins Werk zu richten sei, und über die Kosten, die dadurch veranlaßt werden könnten. — Er hatte schon eine Zeitlang gesprochen. Sie lehnte sich zurück und gähnte heimlich hinter der vorgehaltenen Hand. Endlich sprang sie auf. „Aber Rudolf“, rief sie, „ich verstehe von alledem nichts; du hast mir das ja selbst erklärt!“

Er runzelte die Stirn. „Gnädige Frau!“ sagte er bittend.

Sie lachte. „So sprich nur; ich habe schon Geduld!“ — Dann brachte er's zu Ende. — Sie reichte ihm die Hand und sagte herzlich: „Du bist ein gewissenhafter Verwalter, Rudolf; aber ich werde mich nach einem andern umsehen müssen; ich kann dies Opfer nicht länger von dir fordern.“

Ein leidenschaftlicher Blick traf sie aus seinen Augen. „Es ist kein Opfer“, sagte er; „du weißt es wohl.“

„Nun, nun! Ich weiß es“, erwiderte sie ruhig, „du bist ja sogar als zehnjähriger Knabe mein getreuer Ritter

gewesen. — Bestelle mir nur den Rappen; wir können gleich miteinander zur Wiese hinabreiten."

Er ging, und sie sah ihm nachdenklich und leise mit dem Kopfe schüttelnd nach.

Bald waren beide zu Pferde. Der junge Reiter suchte an ihrer Seite zu bleiben; aber sie war ihm immer um einige Kopfeslängen voraus. Sie ließ den Rappen ausgreifen, der Schaum flog von den Ketten des Gebisses, während der Hund in großen Sätzen nebenher sprang. Ihre Augen schweiften in die Ferne, über die braune Heide, auf der sich schon die Schatten des Abends zu lagern begannen. — — — —

Einige Stunden später saß sie wieder allein in ihrem Zimmer am Schreibtisch, die am Nachmittage weggeschlossenen Blätter vor sich. Neben ihr auf seinem Teppich ruhte Türk. — Von der Lampe beleuchtet, erschien ihre nicht gar hohe Stirn gegen die Schwärze des schlicht zurückgestrichenen Haars von fast durchsichtiger Blässe. Sie schrieb nur langsam; mitunter ließ sie die Feder gänzlich ruhen und blickte vor sich hin, als suche sie die Gestalten ferner Dinge zu erkennen.

Sie gedachte einer Novembernacht, da sie zum letztenmal vor ihrem gegenwärtigen Aufenthalt das Schloß betreten hatte. — Der Brief des Oheims, der ihr die Nachricht von der tödlichen Erkrankung ihres Vaters in die Residenz brachte, trug auf dem Kuverte einen mehrere Tage alten Poststempel. Eilig war sie abgereist; nun dämmerte schon der zweite Abend, und die Wälder und Fluren an der Seite des Weges wurden allmählich ihr bekannter. Schon machte aus der Dunkelheit die Nähe des letzten Dorfes sich bemerklich; sie hörte die Hunde bellen und spürte den Geruch des Heidebrennens. An einem kleinen Hause in der Dorfstraße hielt der Wagen. Ihre Jungfer stieg ab, der sie erlaubt hatte, bei ihren dort wohnenden Eltern bis zum andern Morgen zu bleiben. Dann ging es weiter; sie hatte sich in die Wagenecke gedrückt und zog fröstelnd den Mantel um ihre Schultern. Vor ihrem innern Auge war die Gestalt ihres Vaters; sie sah ihn, wie

er in der letzten Zeit ihres Zusammenlebens zu tun pflegte, im Zwielicht in dem öden Rittersaale mit seinem Rohrstock auf und ab wandern; den weißen Kopf gesenkt, nur zuweilen vor einem der alten Bilder stehenbleibend oder aus den schwarzen Augen von unten auf einen Blick zu ihr hinüberwerfend. — — Es war ganz finster geworden, die Pferde gingen langsam; aber sie wagte nicht, den Postillon zum Schnellerfahren zu ermuntern. Eine unbewußte Scheu schloß ihr den Mund; es war ihr fast lieb, daß der Augenblick der Ankunft sich verzögerte. Immer aber, wenn sie die Augen schloß, sah sie die kleine, hagere Gestalt an sich vorüberwandern, und unter dem Wehen des Windes war es ihr, als höre sie den bekannten, abgemessenen Schritt und das Aufstoßen des Rohrstocks auf dem Fußboden. — — Als die Ulmenallee erreicht war, welche über die Brücke nach dem Schloßhof führte, vernahm sie das Schlagen der Turmuhr, deren Regulierung die alte Exzellenz immer selbst überwacht hatte. Sie atmete auf und lehnte sich aus dem Wagen. Eine ungewöhnliche Helligkeit blendete ihre Augen, als sie in den Hof einfuhren. Die ganze obere Front des Gebäudes schien erleuchtet. Der Wagen rasselte über das Steinpflaster und hielt vor der Eingangstür neben dem Turm; der Postillon klatschte mit der Peitsche, daß es an den Mauern des alten Rittersaals widerklang; aber es kam niemand. — Nach einer Weile vergeblichen Wartens ließ die zitternde Frau sich den Schlag öffnen und bezeichnete ihrem Fuhrmann einen Raum, worin er seine Pferde zur Nacht unterbringen könne. Dann stieg sie aus und trat, nachdem sie die schwere Tür zurückgedrängt, in den großen Korridor des Erdgeschosses. Einige Augenblicke blieb sie stehen und blickte unentschlossen um sich her. Auf den Geländersäulen der breiten Treppe, die in das obere Stockwerk führte, brannten Walratkerzen[1] in schweren, silbernen Leuchtern. — Sie beugte sich vor und lauschte; aber es war alles still. Leise, kaum aufzutreten wagend, begann sie die Stufen

[1] Walrat ist das Fett des Walfisches.

hinaufzusteigen. Da war ihr, als hörte sie droben auf dem
Flur die Tür zum Rittersaale knarren; und gleich darauf
kam es ihr entgegen, die Treppe herab. Sie sah es nun
auch, es war der Hund ihres Vaters; sie rief ihn bei Na-
5 men; aber das Tier hörte nicht darauf, es jagte an ihr
vorbei auf den Korridor hinab und entfloh durch die offene
Tür ins Freie. — — Erst jetzt fiel ihr ein dumpfer Geruch
von Rauchwerk auf. Sie stieg langsam die letzten Stufen
in dem erleuchteten Treppenhause hinauf, bis sie den
10 oberen Flur erreicht hatte. Die Tür des Rittersaals stand
offen; in der Mitte des weiten Raumes sah sie zwei
Reihen brennender Kerzen auf hohen Gueridons[1]; da-
zwischen wie ein Schatten lag ein schwarzer Teppich. Aber
es war niemand drinnen; nur die Bilder verschollener
15 Menschen standen wie immer schweigend an den Wänden.
Die gegenüberliegende Tür zu des Oheims Zimmer war
weit geöffnet, und auch dort schienen Kerzen zu brennen;
denn sie konnte deutlich die vergoldeten Engelköpfe unter
dem Kamingesims erkennen. — Zögernd trat sie über die
20 Schwelle in den Saal, aber von Scheu befangen blieb sie
zunächst der Tür in einer Fensternische stehen. Ihr war,
als vernähme sie Choralgesang aus der Ferne, und da sie
durch die Scheiben einen Blick in das Dunkel hinauswarf,
sah sie jenseit der Tannen, von drüben, wo der Kirchhof
25 lag, einen roten Schein am Himmel lodern. — — Sie
wußte es nun, sie war zu spät gekommen; unwillkürlich
mußte sie die Augen in den leeren Saal zurückwenden.
Die Kerzen brannten leise knisternd weiter; nur mitunter,
wo der Sarg mochte gestanden haben, lief ein Krachen
30 über die Dielen, als drängte es sie, sich von der unheim-
lichen Last zu erholen, die sie hatten tragen müssen. —
Sie drückte sich schauernd in die Fensterecke; es war nicht
Trauer, es war nur Grauen, das sie empfand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber ihre Gedanken waren ihrer Feder weit voraus.

---

[1] Leuchtergestell.

Die beschriebenen Blätter.

Ich will es niederschreiben, mir zur Gesellschaft; denn es ist einsam hier, einsamer noch, als es schon damals war. Sie sind alle fort; es ist nur eine Täuschung, wenn ich draußen im Korridor mitunter das Husten der Tante Ursula oder die Krücke des kleinen Kuno zu vernehmen glaube. Es war ein klarer Spätherbstmorgen, als wir das Kind begruben; die Leute aus dem Dorfe standen alle umher mit jener schaurigen Neugier, die wenigstens den letzten Zipfel vom Leilaken[1] des Todes noch in die Grube will schlüpfen sehen. — Dann, als ich fern war, starb die Tante und dann mein Vater. Wie oft habe ich heimlich in seinen Augen geforscht, was wohl im Grund der Seele ruhen möge, aber ich habe es nicht erfahren; mir war, als hielten jene ausgeprägten Muskeln seines feinen Antlitzes gewaltsam das Wort der Liebe nieder, das zu mir drängte und niemals zu mir kam. — Droben im Rittersaal hängen noch die Bilder; die stumme Gesellschaft verschollener Männer und Frauen schaut noch wie sonst mit dem fremdartigen Gesichtsausdruck aus ihren Rahmen in den leeren Saal hinein; aber aus dem dahinterliegenden Zimmer läßt sich jetzt weder das Pfeifen des Dompfaffen noch das Gekrächze Don Pedros, des lahmen Starmatzes, vernehmen; der gute Oheim, mit seinen harten Worten und seinem weichen Herzen, mit seinem toten und lebendigen Getier, hat es seit lange verlassen. Aber er lebt noch; er wird vielleicht zurückkehren, wenn es Frühling wird; und ich werde wieder, wie damals, meine Zuflucht in dem abgelegenen Zimmer suchen.

Damals! — — Ich bin immer ein einsames Kind gewesen; seit der Geburt des kleinen Kuno steigerte sich die Kränklichkeit meiner Mutter, so daß ihre Kinder nur selten um sie sein durften. Nach ihrem Tode siedelten wir hier hinüber. In der Stadt hatten wir, wie hergebracht, nur das Geschoß eines großen Hauses bewohnt; jetzt hatte ich ein ganzes Schloß, einen großen, seltsamen Garten und

[1] Leintuch.

unmittelbar dahinter einen Tannenwald. Auch Freiheit hatte ich genug; der Vater sah mich meistens nur bei Tische, wo wir Kinder schweigend unser Mahl verzehren mußten; die Tante Ursula war eine gute, förmliche Dame, die nicht 5 gern ihren Platz dort in der Fensternische verließ, wo sie ihre sauberen Strick- und Filetarbeiten für ferne und nahe Freunde verfertigte; hatte ich meinen Saum genäht und meine Lafontainesche Fabel bei ihr aufgesagt, so warf sie höchstens einen Blick durchs Fenster, wenn ich mit 10 dem grauen Windspiel meines Vaters zwischen den Buchenhecken des Gartens hinabrannte.

Spielgenossen hatte ich keine; mein Bruder war fast acht Jahre jünger als ich, und die von Adelsfamilien bewohnten Güter lagen sehr entfernt. Von den bürgerlichen 15 Beamten aus der Stadt waren im Anfang zwar einzelne mit ihren Kindern zu uns gekommen; da wir jedoch ihre Besuche nur selten und flüchtig erwiderten, so hatte der kaum begonnene Verkehr bald wieder aufgehört. — Aber ich war nicht allein; weder in den weiten Räumen des 20 Schlosses, noch draußen zwischen den Hecken des Gartens oder den aufstrebenden Stämmen des Tannenwaldes; der „liebe Gott“, wie ihn die Kinder haben, war überall bei mir. Aus einem alten Bilde in der Kirche kannte ich ihn ganz genau; ich wußte, daß er ein rotes Unterkleid und 25 einen weiten, blauen Mantel trug; der weiße Bart floß ihm wie eine sanfte Welle über die breite Brust herab. Mir ist, als sähe ich mich noch mit dem Oheim drüben in den Tannen: es war zum erstenmal, daß ich über mir das Sausen des Frühlingswindes in der Krone eines Baumes 30 hörte. „Horch!“ rief ich und hob den Finger in die Höhe; „da kommt er!“ — „Wer denn?“ — „Der liebe Gott!“ — Und ich fühlte, wie mir die Augen groß wurden; mir war, als sähe ich den Saum seines blauen Mantels durch die Zweige wehen. Noch viele Jahre später, wenn abends 35 in meinem Kissen der Schlaf mich überkam, war mir, als läge ich mit dem Kopf in seinem Schoß und fühlte seinen sanften Atem an meiner Stirn.

Mein Lieblingsaufenthalt im Hause war der große

Rittersaal, der das halbe obere Stockwerk in seiner ganzen Breite einnimmt. Leise und nicht ohne Scheu vor der schweigenden Gesellschaft drinnen schlich ich mich hinein; über dem Kamin im Hintergrunde des Saales, von Marmor, in Basrelief gehauen, ist der Krieg des Todes mit 5 dem menschlichen Geschlechte dargestellt. Wie oft habe ich davor gestanden und mit neugierigem Finger die steinernen Rippchen des Todes nachgefühlt! — Vor allem zogen mich die Bilder an; auf den Zehen ging ich von einem zu dem andern; nicht müde konnte ich werden, die Frauen in 10 ihren seltsamen, roten und feuerfarbenen Roben, mit dem Papageien auf der Hand oder dem Mops zu ihren Füßen, zu betrachten, deren grelle, braune Augen so eigen aus den blassen Gesichtern herausschauten, so ganz anders, als ich es bei den lebenden Menschen gesehen hatte. Und 15 dann dicht neben der Eingangstür das Bild des Ritters mit dem bösen Gewissen und dem schwarzen, krausen Bart, von dem es hieß, er werde rot, sobald ihn jemand anschaue. Ich habe ihn oftmals angeschaut, fest und lange; und wenn, wie es mir schien, sein Gesicht ganz mit Blut 20 überlaufen war, so entfloh ich und suchte des Oheims Tür zu erreichen. Aber über dieser Tür war ein anderes Bild; es mochten die Porträts von Kindern sein, die vor einigen hundert Jahren hier gespielt hatten; in steifen, brokatenen Gewändern mit breiten Spitzenkragen standen sie wie die 25 Kegel nebeneinander, Knaben und Mädchen, eines immer kleiner als das andere. Die Farben waren verkalkt und ausgeblichen, und wenn ich unter dem Bilde durch die Tür lief, war es mir, als blickten sie alle aus den kleinen, begrabenen Gesichtern mit ihren beerschwarzen Augen 30 auf mich herab. War dann der Oheim in seinem Zimmer, so flog ich auf ihn zu, und er, von seinen Büchern auffahrend, schalt mich dann wohl und rief: „Was ist? Sind dir die albernen Bilder schon wieder einmal auf den Hacken?"

Großes Bedenken hatte es für mich, in der Dämme- 35 rung durch den Saal zu kommen. Zum Glück waren die sich gegenüberstehenden Türen an der Gartenseite, die Fenster sahen hier nach Westen, und der Abendschein stand

tröstlich über dem Tannenwald. In des Oheims Zimmer waren dann die Vogelstimmen schlafen gegangen; nur draußen vor dem Fenster wurde der Kauz in seinem großen Käfig nun lebendig. Der Oheim saß dann wohl mit gefalteten Händen in seinem Lehnstuhl, während das Abendrot friedlich durch die Fenster leuchtete. Aber ich wußte ihn zum Sprechen zu bringen; ich ließ mich nicht abweisen, bis er mir das Märchen von der Frau Holle oder die Sage vom Freischützen erzählte, an der ich mich nie ersättigen konnte. Einmal freilich, als die Geschichte eben im besten Zuge war, stand er plötzlich auf und sagte: „Aber Anna, glaubst du denn all das dumme Zeug? — Wart' nur ein wenig", fuhr er fort, indem er seine Schiebelampe anzündete; „du sollst etwas hören, was noch viel wunderbarer ist." Dann haschte er eine Fliege, und nachdem er sie getötet, legte er sie vor uns auf den Tisch. „Betrachte sie einmal genau!" sagte er. „Siehst du an ihrem Körperchen die silbernen Pünktchen auf dem schwarzen Sammetgrunde; die zwei schönen Federchen an ihrem Kopf?" Und während ich seiner Anweisung folgte, begann er mir den kunstreichen Bau dieses verachteten Tierchens zu erklären. Aber ich langweilte mich; die Wunder der Natur hatten keinen Reiz für mich nach den phantastischen Wundern der Märchenwelt. — — —

Indessen war ich unmerklich herangewachsen; und wenn ich, was selten genug geschah, einmal vor meinem Spiegel stand, so schaute mir eine schmächtige Gestalt mit einem gelben, scharfgeschnittenen Gesicht entgegen. Zwar bemerkte ich die auffallende Bläue meiner Augen; im übrigen aber hatte dies zigeunerhafte Wesen mit dem ebenholzschwarzen Haar keineswegs meinen Beifall. Mein Aussehen kümmerte mich indessen wenig. Ich war über die Bibliothek meines Vaters geraten, in der sich eine Anzahl schönwissenschaftlicher Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts befand. Ich begann zu lesen, und bald befiel mich eine wahre Lesewut; ich kauerte mit meinen Büchern in den heimlichsten Winkeln des Hauses oder des Gartens und hatte manche Rüge meines Vaters zu er-

dulden, wenn ich den Ruf zum Mittagsessen überhörte. Eines Nachmittags war ich draußen, mein Lesefutter in der Tasche, in eine der oberen Fensterhöhlen des Laubschlosses hineingeklettert und hatte es mir auf dem flach geschorenen Gezweig bequem zu machen gewußt. Ich saß im Schatten, die grüne Blätterwölbung über mir, und hatte mich bald in ein Bändchen von Musäus' Volksmärchen[1] vertieft, während unten in der Mitte des Rondells die heiße Junisonne kochte. Plötzlich kam die Stimme des Oheims in meine Märchenwelt hinein. Als ich hinabblickte, sah ich ihn zwischen den Zwergbäumchen stehen und, die Augen mit der Hand beschattend, zu mir hinaufreden. „So", rief er, „es wird sich wohl niemand darum kümmern, wenn du hier das Genick brichst?"

„Ich breche ja nicht das Genick, Onkel", rief ich hinunter; „es sind lauter alte, vernünftige Bäume!"

Aber er ließ sich nicht beruhigen; er holte eine Gartenleiter, stieg zu mir hinauf und überzeugte sich selbst von der Sicherheit meines luftigen Sitzes. „Nun", sagte er, nachdem er noch einen kurzen Blick in mein Buch geworfen hatte, „du bist ja doch nicht zu hüten; spinne nur weiter, du wilde Katz'!" — —

Um dieselbe Zeit war es, daß eine seltsame Schwärmerei von mir Besitz nahm. Im Rittersaal auf dem Bilde oberhalb der Tür befand sich seitab von den reichgekleideten Kindern noch die Gestalt eines etwa zwölfjährigen Knaben in einem schmucklosen, braunen Wams. Es mochte der Sohn eines Gutsangehörigen sein, der mit den Kindern der Schloßherrschaft zu spielen pflegte; auf der Hand trug er, vielleicht zum Zeichen seiner geringen Herkunft, einen Sperling. Die blauen Augen blickten trotzig genug unter dem schlicht gescheitelten Haar heraus; aber um den fest geschlossenen Mund lag ein Zug des Leidens. Früher hatte ich diese unscheinbare Gestalt kaum bemerkt; jetzt wurde es plötzlich anders. Ich begann der möglichen Ge-

[1] „Die Volksmärchen der Deutschen" von Musäus erschienen 1782—86 und sind erst nach und nach durch die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm verdrängt worden.

schichte dieses Knaben nachzusinnen; ich studierte in bezug auf ihn die Gesichter seiner vornehmen Spielgenossen. Was war aus ihm geworden, war er zum Manne erwachsen und hatte er später die Kränkungen gerächt, die vielleicht jenen Schmerz um seine Lippen und jenen Trotz auf seine Stirn gelegt hatten? — Die Augen sahen mich an, als ob sie reden wollten; aber der Mund blieb stumm. Ein schwermütiges, mir selber holdes Mitgefühl bewegte mein Herz; ich vergaß es, daß diese jugendliche Gestalt nichts sei als die wesenlose Spur eines vor Jahrhunderten vorübergegangenen Menschenlebens. Sooft ich in den Saal trat, war mir, als fühle ich die Augen des Bildes auf meinen Lidern, bis ich emporsah und den Blick erwiderte; und abends vor dem Einschlafen war es nun nicht sowohl das Antlitz des lieben Gottes, als viel öfter noch das blasse Knabenantlitz, das sich über das meine neigte. Einmal, da der Oheim über Feld war, trat ich aus seinem Zimmer, wo ich die Fütterung des Käuzchens besorgt hatte. Während ich durch den Saal ging, wandte ich den Kopf zurück und sah das Bild oberhalb der Tür von der Nachmittagssonne beleuchtet, die durch die nahe liegenden hohen Fenster schien. Das Gesicht des Knaben trat dadurch in einer Lebendigkeit hervor, wie ich es bisher noch nicht gesehen, und mich erfaßte plötzlich eine unwiderstehliche Sehnsucht, es in nächster Nähe zu betrachten. Ich horchte, ob alles still sei. Dann schleppte ich mit Mühe einige an den Wänden stehende Tische vor des Oheims Tür und türmte sie aufeinander, bis ich die Höhe des Bildes erreicht hatte. Während ich mitunter einen scheuen Blick über die schweigende Gesellschaft an den Wänden gleiten ließ, mit der ich mich in dem großen Raume eingeschlossen hatte, kletterte ich mit Lebensgefahr hinauf. Als ich oben stand, wallte mein Blut so heftig, daß ich das laute Klopfen meines Herzens hörte. Das Angesicht des Knaben war gerade vor dem meinen; aber die Augen lagen schon wieder im Schatten, nur die roten, festgeschlossenen Lippen waren noch von der Sonne beleuchtet. Ich zögerte einen Augenblick, ich fühlte, wie mir der Atem schwer wurde,

wie mir das Blut mit Heftigkeit ins Gesicht schoß; aber ich wagte es und drückte leise meinen Mund darauf. — Zitternd, als hätte ich einen Raub begangen, kletterte ich wieder hinab und brachte die Tische an ihre Stelle.

* * *

Dies alles hatte ein plötzliches Ende. An meinem vierzehnten Geburtstag kündigte mein Vater mir an, daß ich die nächsten drei Jahre bis nach meiner Einsegnung, die dort erfolgen solle, bei der Tante in einer großen Stadt sein würde. — Und so geschah es. Ich war wieder, wie in den ersten Jahren meiner Kindheit, auf den Raum einiger Zimmer beschränkt, ohne Wald, ohne Garten, ohne ein Plätzchen, wo ich meine Träume spinnen konnte. Ich sollte alles lernen, was ich bisher nicht gelernt hatte, ich wurde dressiert von innen und außen, und die Tante, unter deren Augen ich jetzt mein ganzes Leben führte, war eine strenge Frau, die von den hergebrachten Formen kein Titelchen herunterließ. Der einzige, der etwas über sie vermochte, war vielleicht der kleine Rudolf, dessen allzu leidenschaftliche Anhänglichkeit mich gegenwärtig zu beunruhigen beginnt. Mit ihm vereint gelang es mitunter, uns zu einer gemeinschaftlichen Wanderung in die Anlagen vor der Stadt loszubitten. — Der Aufenthalt wurde erst erträglich, als der Musikunterricht mir größere Teilnahme abgewann, und als ich durch Vermittelung meines Lehrers die Erlaubnis erhielt, einem Gesangvereine beizutreten. Freilich wurde sie nur widerwillig gegeben, denn die Gesellschaft war eine aus allen Ständen gemischte; „mauvais genre“, wie die Tante mit einer ablehnenden Handbewegung zu sagen pflegte. Mich kümmerte das nicht. In den Pausen hielt ich mich zu der Schwester einer Hofdame und einer schon ältlichen Baronesse, die beide leidenschaftliche Sängerinnen waren; ein paar Leutenants von der Linie traten zu uns, und wir plauderten, bis der Taktstock wieder das Zeichen gab. Ich hätte von den übrigen kaum einen Namen anzugeben ver-

mocht. Später waren dann die Bedienten zeitig da, um uns nach Hause zu geleiten.

Dann und wann kam ein kurzer, förmlicher Brief meines Vaters, der mich ermahnte, in allem der Tante
5 Folge zu leisten, oder ein längerer des Oheims, der kaum etwas anderes enthielt als das Gegenteil davon, bisweilen freilich auch einen Bericht über Schloß und Garten, der mich mit Heimweh nach diesen einsamen Orten erfüllte.

Endlich war der dreijährige Zeitraum verflossen; Tante
10 Ursula und mein Vater kamen, um mich nach Hause zu holen, und Rudolfs Mutter übergab mich ihnen als ein nicht ganz mißlungenes Werk ihrer Erziehung. Auch mein Bruder Kuno hatte die Reise mitgemacht; er war gewachsen, aber er sah blaß und leidend aus, und es schnitt
15 mir ins Herz, als bei der Ankunft eine kleine Krücke mit ihm vom Wagen gehoben wurde. Wir waren bald vertraute Freunde; auf dem Heimwege saß er zwischen mir und der Tante und ließ meine Hand nicht aus der seinen.

An einem klaren Aprilnachmittage langten wir zu
20 Hause an. Schon als wir über die Brücke in den Hof einfuhren, sah ich den Oheim neben dem Turme in der Tür stehen. Er war barhäuptig wie gewöhnlich; sein volles, graues Haar schien in der Zwischenzeit nicht bleicher geworden. „Nun, da bist du ja!“ sagte er trocken und reichte
25 mir die Hand. Als wir im Wohnzimmer waren und ich mich aus meinen Umhüllungen herausgeschält hatte, ließ er einen mißtrauischen Blick über meine modische Kleidung gleiten. „Wie willst du denn mit den Fahnen in die Beletage deines Gartenschlosses hinaufkommen?“ sagte er,
30 indem er den Saum meiner weiten Ärmel mit den Fingerspitzen faßte. „Und ich hab' es eben expreß für dich putzen lassen.“

Aber seine Besorgnis war überflüssig; das Wesen, das in den Kleidern mit Volants und Spitzen steckte, war dem
35 Kerne nach kein anderes als das in den knappen Kinderkleidern. Es ließ mir keine Ruh'; mit Entzücken lief ich in den Garten, wo eben das junge Grün an den Buchenhecken hervorsprang, durch das Hinterpförtchen in den

Tannenwald und von dort wieder zurück ins Haus. Ich
flog die breite Treppe hinauf; es kam mir alles so groß
und luftig vor. Dann begrüßte ich die altfränkischen
Herren und Damen im Rittersaal; aber ich trat unwill-
kürlich leiser auf, es war mir doch fast unheimlich, daß sie
nach so langer Zeit noch ebenso wie sonst mit ihren grellen
Augen in den Saal hineinschauten. Droben über der Tür
neben den kleinen Grafenkindern stand noch immer der
Knabe mit dem Sperling; aber mein Herz blieb ruhig.
Ich ging achtlos, und ohne seinen trotzigen Blick zu er-
widern, unter dem Bilde weg in das Zimmer des Oheims.
Da saß er schon wieder wie sonst in seinem alten Lehn-
stuhl, unter seinen Büchern und seinem lebenden und toten
Getier; Don Pedro, der lahme Starmatz, krächzte noch
ganz in alter Weise, als ich die Finger durch die Stangen
seines Käfigs steckte; und auch draußen vor dem Fenster
saß wieder ein Käuzchen in einem großen, hölzernen
Bauer und schaute träumend in den Tag. Der Oheim
hatte seine Bücher fortgelegt; und während ich die be-
kannten Dinge eines nach dem andern wieder begrüßte,
fühlte ich bald, wie seine grauen Augen mit der alten
Innigkeit auf mich gerichtet waren.

Als ich nach einer Weile in die Wohnstube hinabkam,
saß auch Tante Ursula schon strickend in ihrer Fensternische,
und nebenan in seinem Zimmer sah ich durch die offene
Tür meinen Vater über seine Korrespondenzen und Zei-
tungen gebückt. So war denn alles noch beim Alten; nur
eine Vermehrung unserer Hausgenossenschaft stand bevor,
da noch am selbigen Abend ein junger Mann erwartet
wurde, der von meinem Vater auf die Empfehlung eines
Gymnasialdirektors als Lehrer für den kleinen Kuno en-
gagiert war. Er hatte Philologie und Geschichte studiert
und sich nach einem längeren Aufenthalte in Italien dem
akademischen Lehrfach widmen wollen, war aber durch
äußere Umstände zu einer vorläufigen Annahme dieser
Privatstellung genötigt worden. Außer seinen sonstigen
Kenntnissen sollte er, was besonders mich interessieren
mußte, ein durchgebildeter Klavierspieler sein.

Ich sah ihn zuerst am folgenden Tage, da er unten an der Mittagstafel neben seinem Zögling saß. Das blasse Gesicht mit den raschblickenden Augen kam mir bekannt vor; aber ich sann umsonst über eine Ähnlichkeit nach.
5 Während er die Fragen meines Vaters über seinen Aufenthalt in der Fremde beantwortete, strich er mitunter mit einer leichten Kopfbewegung das schlichte, braune Haar an der Schläfe zurück, als wolle er dadurch ein tiefes, inneres Sinnen mit Gewalt zurückdrängen. Nach Be-
10 endigung des Mittagessens brachte mein Vater das Gespräch auf Musik und bat ihn, bisweilen meinem Gesange mit seinem Akkompagnement zu Hülfe zu kommen.

Obgleich aber dies mit Bereitwilligkeit zugesagt wurde, so verflossen doch einige Wochen, ohne daß ich mich dieser
15 Abrede erinnert hätte; überhaupt bekümmerte ich mich um den neuen Hausgenossen nicht weiter, als daß ich ihn zu Mittag und bei dem gemeinschaftlichen Abendtee in der herkömmlichen Weise begrüßte. Eines Nachmittags aber war mit einer jungen Dame aus der Stadt, mit der ich zu-
20 weilen zu singen pflegte, eine Sendung neuer Musikalien angelangt. Wir hatten ein Duett von Schumann hervorgesucht; aber die eigensinnige Begleitung ging über unsere Kräfte. „Wir wollen den Lehrer bitten“, sagte ich und schickte den Diener nach dessen Zimmer.

25 Er kam nach einer Weile zurück: „Herr Arnold könne augenblicklich nicht; werde aber sobald wie möglich die Ehre haben.“ So mußten wir denn warten; ich sah nach der Uhr, eine Minute nach der andern verging, es war schon über eine Viertelstunde. Wir hatten uns eben wieder
30 selbst daran gemacht, da ging die Tür, und Arnold trat herein. „Ich bedauere, meine Damen; die Stunde des Kleinen war noch nicht zu Ende.“

Ich erwiderte hierauf nichts. — „Wollen Sie die Güte haben?“ sagte ich und zeigte auf das aufgeschlagene Noten-
35 blatt.

Er trat einen Schritt zurück. „Darf ich bitten, mich der Dame vorzustellen?“

„Herr Arnold!“ sagte ich leichthin und ohne aufzu-

blicken; ich nannte den Namen des jungen Mädchens nicht, ich wollte es nicht.

Er sah mich an. Ein überlegenes Lächeln glitt über sein Gesicht, und die leicht aufgeworfenen Lippen zuckten unmerklich. „Fangen wir an!“ sagte er dann, indem er sich auf das Taburett setzte und mit Sicherheit die einleitenden Takte anschlug. Dann setzten wir ein; nicht eben geschickt, ich vielleicht am wenigsten; nur die Sicherheit des Klavierspielers hielt uns. Als wir aber etwa bis auf die Mitte des Stückes gekommen waren, hielt er inne. „Ancora[1]!“ rief er, indem er mit der flachen Hand die Noten bedeckte; „aber jede Stimme einzeln! — Sie, mein Fräulein — ich darf mir vielleicht Ihren Namen erbitten!“

Die junge Dame nannte ihn.

„Wollen Sie den Anfang machen?“ — Und nun begann, bald auch mit mir, eine strenge Übung; unerbittlich wurde jeder Einsatz und jede Figur wiederholt, wir sangen mit heißen Gesichtern; es war, als seien wir plötzlich in der Gewalt unseres jungen Meisters. Mitunter fiel er selbst mit seiner milden Baritonstimme ein; und allmählich trat das Musikstück in seinen einzelnen Teilen immer klarer hervor, bis wir es endlich unaufgehalten bis zu Ende sangen.

Als er sich lächelnd zu uns wandte, stand mein Vater hinter ihm, der unvermerkt herangetreten war. Das etwas abgespannte Gesicht des alten Herrn, der für Musik kein besonderes Interesse hatte, nahm sich zu der herkömmlichen Freundlichkeit zusammen. „Bravo, mein lieber Herr Arnold“, sagte er, indem er den jungen Mann auf die Schulter klopfte, „Sie haben den Damen heiß gemacht; aber Sie sollten uns auch nun selbst noch etwas singen!“

Arnold, der noch die eine Hand auf den Tasten hatte, setzte sich wieder und begann eines jener italienischen Volkslieder, in denen die Klage um den Glanz der alten Zeit wie ein ruheloser Geist umgeht. Mein Vater blieb noch einige Augenblicke stehen; dann wandte er sich ab und

[1] Noch einmal.

ging, die Hände auf den Rücken, im Zimmer auf und ab. Seine Gedanken waren längst bei andern Dingen, vielleicht bei dem Bildnis des Königs, das er durch Vermittelung eines einflußreichen Freundes als Geschenk der Majestät zu empfangen Hoffnung hatte. Statt seiner war der kleine Kuno mit seiner Krücke ans Klavier geschlichen und lehnte sich schweigend an seinen Lehrer. Dieser legte unter dem Spielen den Arm um ihn und sang so das Lied zu Ende. — „Hörst du das gern, mein Junge?“ fragte er, und als der Knabe nickte und mit zärtlichen Augen zu ihm aufsah, nahm er ihn auf den Schoß und sang halblaut, als solle es dem Kleinen ganz allein gehören, das liebe deutsche Lied: „So viel Stern' am Himmel stehen!“

Aber, ob mit oder ohne Willen, auch für mich war es gesungen. Er sang es später noch oft für mich; denn unmerklich bildete sich seit diesem Tage ein freundlicher Verkehr zwischen uns. Es war aber nicht nur die Musik, die uns zusammenführte; der kleine Kuno hatte bald seine Liebe zwischen mir und seinem Lehrer geteilt und veranlaßte uns dadurch zu mannigfachem Beisammensein in und außer dem Hause.

* * *

Eines Tages im Juli waren der Oheim, Arnold und ich mit dem Knaben in der Stadt, um uns nach einem Rollstühlchen für ihn umzutun; denn schon damals begann das Gehen ihm mitunter schwer zu werden. Da unser Geschäft bald besorgt war, so nahmen wir auf Arnolds Vorschlag einen etwas weiteren Rückweg, der am Saume eines schönen Buchenwaldes entlang führte. Hinter demselben in einem Dorfe ließen wir den Wagen halten und wandelten miteinander die Straße hinab, zwischen den meist großen, strohbedeckten Bauernhäusern. Nach einer Weile bog Arnold wie zufällig in einen Fußweg ein, welcher zwischen zwei mit Nußgebüsch und Brombeerranken bewachsenen Wällen entlang führte. Wir andern folgten ihm; Kuno, der sich heute kräftiger als sonst zu fühlen

schien, hatte seine Augen auf den Hummeln und Schmetterlingen, welche im Sonnenschein um die Disteln schwärmten. Es dauerte indes nicht lange, so hörten zu beiden Seiten die Wälle auf, und vor uns in einer weiten Busch- und Wieseneinsamkeit lag ein stattlicher Bauerhof. Unter einer Gruppe dunkelgrüner Eichen erhob sich das Gebäude mit dem mächtigen, fast bis zur Erde reichenden Strohdache, die braungetünchte Giebelseite uns entgegen, aus der die weißgestrichenen Fenster freundlich hervorleuchteten.

„In jenem Hause“, sagte Arnold, „bin ich als Knabe oft gewesen, und weil es mir hier wie fast nirgends in der Welt gefallen hat, so wünschte ich, daß auch Sie es einmal sähen.“

Der Oheim nickte. „Wer ist denn der Besitzer jenes schönen Gutes?“

„Es ist der Schulze Hinrich Arnold.“

„Hinrich Arnold?“

„Ja, der Bauer auf diesem Gute heißt allezeit Hinrich Arnold.“

„Aber“, fragte ich jetzt, „heißen denn Sie nicht auch so?“

„Die ältesten Söhne aus der Familie tragen alle diesen Namen“, erwiderte er; „auch bei dem Zweige derselben, der in die Stadt übergesiedelt ist. Der Vater des gegenwärtigen Besitzers war der Bruder des meinigen.“

Mittlerweile waren wir bei dem Hause angelangt. Durch das offenstehende Eingangstor am andern Ende des Gebäudes führte uns Arnold auf die große, die ganze Höhe desselben einnehmende Diele, an deren beiden Seiten sich die jetzt leerstehenden Stallungen für das Vieh befanden. Ein leichter Rauchgeruch empfing uns in dem dämmerigen Raume. Im Hintergrunde, wo vor den Türen der Wohnzimmer sich die Diele erweiterte und durch niedrige Seitenfenster erhellt war, saß neben einem am Boden spielenden kleinen Knaben eine alte Frau in der gewöhnlichen Bauertracht von dunklem, eigengemachtem Zeuge, das graue Haar unter die schwarzseidene

Kappe zurückgestrichen. Als wir näher getreten waren, stand sie langsam auf und musterte uns gelassen mit ein Paar grauen Augen, die unter noch schwarzen Brauen kräftig aus dem gebräunten Gesicht hervorsahen. „Sieh,
5 sieh; Hinrich!“ sagte sie nach einer Weile, indem sie unserm jungen Freunde die Hand schüttelte, scheinbar ohne uns andern weiter zu beachten.

„Das ist meine Großmutter“, sagte dieser; „da meine Eltern nicht mehr leben, meine nächste Blutsfreundin.“
10 Dann bedeutete er ihr, wer wir seien; und sie reichte nun auch uns, der Reihe nach, die Hand.

Während sie halb mitleidig, halb musternd auf die Krücke des kleinen Kuno blickte, fragte Arnold: „Ist denn der Schulze zu Haus, Großmutter?“

15 „Sie heuen unten auf den Wiesen“, erwiderte sie.

„Und Ihr“, sagte mein Onkel, „wartet indessen vermutlich den jüngsten Hinrich Arnold?“

„Das mag wohl sein!“ erwiderte sie, indem sie die Tür des einen Zimmers öffnete; „so ein abgenutzter, alter
20 Mensch muß sehen, wie er sein bißchen Leben noch verdient.“

„Die Großmutter“, sagte Arnold, als wir hineingetreten waren, „kann es nicht lassen, den Jüngern behülflich zu sein. — Aber“, fuhr er zu dieser fort, „Ihr wißt es
25 wohl, dem Schulzen ist es schon eine Freude, daß Ihr noch da seid, und daß er und die Kinder Euch noch sehen, wenn sie von der Arbeit heimkommen.“

„Freilich, Hinrich, freilich“, erwiderte die Alte; „aber es erträgt einer doch nicht allezeit, wenn der andere so
30 überzählig nebenher geht.“ — Sie hatte währenddes zu dem Antlitz ihres Enkels emporgeblickt. „Du siehst nur schwach aus, Hinrich“, sagte sie, „das kommt von all dem Bücherlesen. — Er hätte es besser haben können“, fuhr sie dann zu uns gewendet fort; „denn sein Vater war doch
35 der Älteste zum Hof, und er war wieder der Älteste. Aber der Vater wurde studiert; da muß nun auch der Sohn bei fremden Leuten herum sein Brot verdienen.“

Arnold lächelte; der Oheim sandte ihr einen beobach-

tenden Blick nach, als sie bei diesen Worten aus der Tür ging. Bald aber kam sie mit einigen Gläsern Buttermilch zurück, die Arnold für uns erbeten hatte.

In der Stube, die nicht zum täglichen Gebrauch bestimmt schien, standen mehrere sehr große Tragkisten an 5 den Wänden, grün oder rot gestrichen, mit blankem Messingbeschlag, die eine auch mit leidlicher Blumenmalerei versehen; so daß fast nur auf der unter dem Fenster hinlaufenden Bank sich Platz zum Sitzen fand. Ich wollte der Alten eine Güte tun. „Ihr seid hier schön eingerichtet; mit 10 all den saubern Kisten!“ sagte ich.

Sie sah mich forschend an. „Meinen Sie das?“ erwiderte sie, „ich dächte, ein paar eichene Schränke, daneben noch ein Stuhl oder ein Kanapee Platz hätte, wären doch wohl besser; aber es ist einmal die Mode so.“ 15

Der Oheim nahm schweigend eine Prise, indem er mit seinen verschmitztesten Augen zu mir hinüberblickte. Die Alte war nach der Tür gegangen, um von einem über derselben befindlichen Brettchen einen Apfel für meinen Bruder herabzuholen. Da sie nicht hinauflangen konnte, 20 trug ich rasch einen Stuhl herbei, stieg hinauf und reichte ihr den Apfel; zugleich erfreut, dadurch eine Verlegenheit zu verbergen, die ich nicht zu unterdrücken vermochte. Sie ließ mich ruhig gewähren. „Ja“, sagte sie, während sie dem kleinen Kuno den Apfel in die Hand drückte, 25 „das hat jüngere Beine, da kann man nicht mehr mit.“ Als ich aber bald darauf die strengen Augen der alten Bäuerin mit dem Ausdruck einer milden Freundlichkeit auf mich gerichtet sah, war mir unwillkürlich, als habe ich etwas gewonnen, das ebenso wertvoll als schwer er- 30 reichbar sei.

Bald darauf verließen wir die Stube und besahen die Einrichtung des Gebäudes, vorab den großen, Sauberkeit und Frische atmenden Milchkeller; wie Arnold bemerkte, das eigentliche Staatszimmer unsrer Bauern. 35 Dann, während die Alte bei dem künftigen Hoferben zurückblieb, traten wir aus dem Eingangstor ins Freie, unter den Schatten der alten, vollbelaubten Eichen. „Ihre

Großmutter ist eine Frau von wenig Komplimenten", sagte der Oheim im Gehen; „aber man weiß nun doch, wo Sie zu Hause sind."

Arnold ergriff für einen Augenblick die Hand des alten 5 Herrn, die dieser, ohne aufzublicken, ihm gereicht hatte.

Vor uns, seitwärts von dem Hauptgebäude, lag das jetzt leerstehende Abnahmehäuschen[1]. Auf einer Wiese dahinter befanden sich die Reste eines im Viereck gezogenen, lebendigen Zaunes, welche die Neugierde meines Bru- 10 ders erregten. Auch ein Paar Pfähle standen noch in den Büschen, zwischen denen einst ein Pförtchen den Eingang in den kleinen Raum verschlossen haben mochte. „Es ist ein Bienenhof", sagte Arnold, „den mein Vater als Knabe vor vielen Jahren angelegt hat. Als sein Bruder später 15 das Gut erhielt, hatte er zwar weder Zeit noch Lust, den Betrieb des jungen Bienenvaters fortzusetzen; aber er ließ den Zaun zu seinem Angedenken stehen, und mir zuliebe hat es auch der Schulze so gelassen."

Vor uns lag, soweit das Auge reichte, eine ausge- 20 dehnte Wiesenfläche, hie und da durch lebendige Hecken oder einzelne Baumgruppen unterbrochen. Arnold wies mit der Hand hinaus und sagte: „Hier ist es mir seltsam ergangen. Als zwölfjähriger Knabe, da ich in den Sommerferien bei dem Oheim auf Besuch war, wanderte ich 25 eines Morgens mit meinem einige Jahre älteren Vetter, dem jetzigen Schulzen, da hinab in die Wiesen. Wir gingen immer geradeaus, mitunter durch ein Gebüsch brechend, das unsern Weg durchschnitt. Ich blies dabei auf einer Pfeife, die mir mein Vetter aus Kälberrohr geschnitten 30 hatte; auch ist mir noch wohl erinnerlich, wie an einigen Stellen das Auftreten auf dem sumpfigen, mit weißen Blumen überwachsenen Boden mir ein heimliches Grauen erregte. Nach einer Viertelstunde etwa kamen wir in einen dichten Laubwald, und nach der Sommerhitze 35 draußen empfing uns eine plötzliche Schattenkühle; denn der Sonnenschein spielte nur sparsam durch die Blätter.

[1] Altenteil.

Mein Vetter war bald weit voran; ich vermochte nicht so schnell fortzukommen, wegen des Unterholzes, das überall umherstand. Mitunter hörte ich ihn meinen Namen rufen, und ich antwortete ihm dann auf meiner Pfeife. Endlich trat ich aus dem Gebüsch in eine kleine, sonnige Lichtung. 5 Ich blieb unwillkürlich stehen; mich überkam ein Gefühl unendlicher Einsamkeit. Es war so seltsam still hier; ein paar Schmetterlinge gaukelten lautlos über einer Blume, der Sonnenschein lag schimmernd auf den Blättern, und ein schwerer, würziger Duft schien wie eingefangen in dem 10 abgeschiedenen Raume. In der Mitte desselben auf einem bemoosten Baumstumpf lag eine glänzend grüne Eidechse und sah mich wie verzaubert mit ihren goldenen Augen an. — — Ich weiß dies alles genau; ich weiß bestimmt, daß wir vom Bienenhof hier in gerader Richtung über 15 die Wiesen fortgegangen sind. Und doch lacht der Schulze mich aus, wenn ich ihn jetzt daran erinnere; denn dort hinunter liegt kein Wald und hat auch seit Menschengedenken keiner mehr gelegen. — Wo aber bin ich damals denn gewesen?" 20

„Vielleicht dort nach der andern Seite hin", sagte mein Oheim.

„Dann hätte der Weg nicht über die Wiesen führen können."

„Hm; eine grüne Eidechse? Ich habe hier herum so 25 eine noch nicht gefunden. — Wissen Sie, Herr Arnold, es ist doch gut, daß Sie nicht der Schulze hier geworden sind. Sie sind ja ein Phantast, trotz der Anna da mit ihren alten Bildern."

Ich weiß nicht, weshalb wir beide rot wurden, als der 30 Oheim uns bei diesen Worten eines nach dem andern ansah; aber ich bemerkte noch, wie Arnold mit jener leichten Bewegung den Kopf schüttelte und wie zur Abwehr das Haar mit der Hand zurückstrich.

Auf dem Heimwege, den wir bald darauf antraten, 35 wurde wenig zwischen uns gesprochen. Der kleine Kuno saß bald schlafend in meinem Arm; mir war still und friedlich zu Sinne. Als wir zu Hause anlangten, lagen schon

die bräunlichen Tinten des Abends am Horizont, und einzelne Sterne drangen durch den Himmel.

* * *

Der Sommer ging auf die Neige, während das Leben im Schlosse seinen ruhigen, einförmigen Verlauf nahm. 5 Arnold und sein kleiner Schüler schienen immer mehr Gefallen aneinander zu finden; denn der Knabe lernte leicht und willig, wenn die Unterrichtsstunden auch mitunter durch seine Kränklichkeit unterbrochen wurden. Auffallend schwer wurde ihm dagegen das Auswendiglernen alter 10 Kirchenlieder, von denen er an jedem Sonntagmorgen einige Verse vor dem Vater in dessen Zimmer aufsagen mußte. — Eines Vormittags wollte ich, um ihn zu ermutigen, das ihm aufgegebene Lied von Nicolai[1] gleichfalls auswendig lernen. Ich war in den Rittersaal hin- 15 aufgegangen; bald aber trat ich durch die offenstehende Tür in das Zimmer des Oheims, der wie gewöhnlich um diese Zeit im Lehnstuhl an seinem Tische saß. Er warf einen flüchtigen Blick zu mir hinüber und fuhr dann schweigend fort, die am vorhergehenden Tage gefangenen Insekten 20 auf einer Korktafel auszuspannen. Ich ging mit meinem Buche im Zimmer auf und ab, erst leise und allmählich lauter die Worte des Gesanges vor mir hermurmelnd. So kam ich an den dritten Vers:

Geuß sehr tief in mein Herz hinein,
25 Du heller Jaspis und Rubin,
Die Flammen deiner Liebe.

Mein Onkel erhob plötzlich den Kopf und sah mich scharf durch seine großen Brillengläser an. „Tritt her!“ sagte er. „Was lernst du da?“ Als ich Folge geleistet hatte, 30 zeigte er mit dem Finger auf einen schwarzen Käfer, der mit aufgesperrten Kiefern an der Nadel steckte. „Weißt du“, fuhr er fort, „wie der carabus[2] den Maikäfer frißt?“ — — Und nun begann er mit unerbittlicher Ausführlich-

[1] Philipp Nicolai starb 1608 als Prediger in Hamburg. Die Verse bilden den Anfang der dritten Strophe des Liedes „Wie schön leuchtet der Morgenstern“. — [2] Der Laufkäfer.

keit die grausame Weise darzulegen, womit dies gefräßige Insekt sich von andern seinesgleichen nährt. — Ich hatte selbst so etwas in unserm Garten wohl gesehen, aber es hatte weitere Gedanken nicht in mir angeregt. Meine Augen hingen regungslos an den Lippen des alten Mannes; es überfiel mich eine unbestimmte Furcht vor seinen Worten.

„Und das, mein Kind“, sprach er weiter, indem er jedes seiner Worte einzeln betonte, „ist die Regel der Natur. — — Liebe ist nichts als die Angst des sterblichen Menschen vor dem Alleinsein.“

Ich antwortete nicht; mir war plötzlich, als wäre der Boden unter meinen Füßen fortgezogen worden. Der Ausdruck meines Gesichts mochte das verraten haben; denn auch mein Oheim schien über die Wirkung seiner Worte bestürzt zu werden. „Nun, nun“, sagte er, indem er mich sanft in seinen Arm nahm; „es mag vielleicht nicht so sein; nur etwas anders doch, als es dort in deinem Katechismus steht.“ — —

Aber die Worte wühlten in mir fort; mein Herz hatte in der Einsamkeit so oft nach Liebe geschrieen, während ich in den weiten Gemächern des Hauses umherstrich, wo nie die Hand einer Mutter nach der meinen langte. Um die Mittagszeit sah ich die Leute von der Feldarbeit zurückkehren. Mir war, als müßte der Ausdruck der Trostlosigkeit auf allen Gesichtern zu lesen sein; aber sie schlenderten wie gewöhnlich gleichgültig und lachend über den Hof.

Am Nachmittage, als müßte ich ihn zwingen, weiterzureden, trieb es mich wieder nach dem Zimmer des Oheims. Die Tür stand offen, aber er selbst war nicht dort. — Mitten auf der Diele lag eine schwarze Katze, eine gefangene Maus zwischen den Krallen, die sich in der Nachmittagsstille hervorgewagt haben mochte. Ich blieb auf der Schwelle stehen und schaute grübelnd zu. Die Katze begann ihr Spiel zu treiben; sie zog die Krallen ein, und die Maus rannte hurtig über die Dielen und an den Wänden entlang. Aber die grünen, glimmenden Augen hatten sie nicht losgelassen; ein heimliches Spannen der Muskeln,

ein Satz, und wieder lag das Raubtier da, mit dem glänzenden Schwanz den Boden fegend, die gefangene Maus vorsichtig mit den spitzen Zähnen fassend. Sie war noch nicht aufgelegt, ein Ende zu machen; das Spiel begann
5 von neuem. Manchmal, wenn sie die kleine, entrinnende Kreatur immer wieder mit der zierlich gekrümmten Pfote an sich riß, wollte mich fast das Mitleid überwältigen; aber ein Gefühl, halb Trotz, halb Neugier, hielt mich jedesmal zurück.

10 Während ich so für mich hinbrütend dastand, hörte ich die gegenüberliegende Tür gehen, indes die Katze mit ihrem noch lebenden Opfer davonsprang. „Sie, gnädiges Fräulein!" sagte eine jugendliche Stimme; und als ich aufblickte, sah ich Arnold vor mir stehen, der seit einiger
15 Zeit mit dem Oheim viel verkehrte. Da ich ihm nichts erwiderte, so machte er eine Bewegung, als wollte er sich entfernen; plötzlich aber, als habe er auf meinem Antlitz die Hülflosigkeit meines Innern gelesen, zögerte er wieder und sagte fast demütig: „Kann ich Ihnen in irgend etwas
20 dienen, Fräulein Anna?"

Es war ein Ausdruck in seinen Augen, der mich reden machte. Ich trat an den Tisch und zeigte ihm des Oheims Spannbrett, auf welchem noch der schwarze Käfer steckte.

„Befreien Sie mich von dem", sagte ich, „und — von
25 der schwarzen Katze!" Und als er mich zweifelnd ansah, erzählte ich ihm, was mir am Vormittage hier geschehen, und was soeben vor meinen Augen vorgegangen war. Er hörte mich ruhig an. „Und nun?" fragte er, als ich zu Ende war.

30 „Ich habe bisher noch immer den Finger des lieben Gottes in meiner Hand gehalten", sagte ich schüchtern.

Seine Augen ruhten eine Weile wie prüfend auf mir. Dann sagte er leise:

„Es gibt noch einen andern Gott."

35 „Aber der ist unbegreiflich."

Ein mildes Lächeln glitt über sein Antlitz. „Das sind noch die Kinderhände, die nach den Sternen langen." — Er stand einige Augenblicke in Nachdenken verloren; dann

sagte er: „In der Bibel steht ein Wort: So ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich finden lassen! — Aber sie scheinen es nicht zu verstehen; sie begnügen sich mit dem, was jene vor Jahrtausenden gefunden oder zu finden glaubten.“ — Und nun begann er mit schonender Hand die Trümmer des Kinderwunders hinwegzuräumen, das über mir zusammengebrochen war; und indem er bald ein Geheimnis in einen geläufigen Begriff des Altertums auflöste, bald das höchste Sittengesetz mir in den Schriften desselben vorgezeichnet wies, lenkte er allmählich meinen Blick in die Tiefe. Ich sah den Baum des Menschengeschlechtes heraufsteigen, Trieb um Trieb, in naturwüchsiger, ruhiger Entfaltung, ohne ein anderes Wunder als das der ungeheuern Weltschöpfung, in welchem seine Wurzeln lagen.

Die Begeisterung hatte seine Wangen gerötet, seine Augen glänzten; ich horchte regungslos auf diese Worte, die wie Tautropfen in meine durstige Seele fielen. Da, als ich zufällig aufblickte, sah ich meinen Oheim an dem gegenüberliegenden Fenster stehen, scheinbar an den Käfigen seiner Vögel beschäftigt; als aber jetzt auch Arnold den Kopf zu ihm wandte, hob er drohend den Finger. „Wenn das meine brüderliche Exzellenz wüßte!“ sagte er. „Steht denn der Unterricht auch in dem allerhöchst genehmigten Stundenplan? — Nun, nun“, fuhr er lächelnd fort, „ich werde das nicht verraten!“ Dann trat er an den Tisch, und indem er mit einer gewissen Feierlichkeit seine Hand über die daraufliegenden Werke der neueren Naturforscher hingleiten ließ, sagte er halblaut, wie zu sich selber: „Das sind die Männer, die ihn suchen, von denen er sich wird finden lassen; aber der Weg ist lang und führt oftmals in die Irre.“ — — —

Ich gedenke noch, wie dieser Tag sich neigte. — Das Abendrot leuchtete an den Wänden der Wohnstube; mein kleiner Bruder, der an dem Tischchen in der Fensternische saß und über den Hof in den Garten hinabblickte, wollte noch gern einmal ins Freie; aber ich und „der liebe Arnold“ sollten mit. Da mein Vater auswärts war, so ließ

die Tante sich bereden. Nachdem Arnold von seinem Zimmer herabgekommen, packten wir den Knaben in sein Rollstühlchen und ließen es durch den Diener in den Garten bringen. Aber dann durfte wiederum niemand anfassen als Arnold und ich; und so schoben wir denn, jeder mit einer Hand, das kleine Gefährte in der breiten Lindenallee auf und ab. Die Tante mit ihrem Filettüchlein um den Kopf ging nebenher und zog mitunter das Mäntelchen dichter um die Füße des Knaben. Aber kaum ein Wort wurde gewechselt; es war still bis in die weiteste Ferne; nur mitunter sank leise ein Blatt aus dem Gezweig' zur Erde, und oben über den Wipfeln war das stumme, ruhelose Blitzen der Sterne. Das Kind saß zusammengesunken und träumend in seinen weichen Kissen; nur einmal richtete es sich auf und rief: „Arnold, Anna! da flog ein Goldkäferchen, ganz oben bei den Sternen!"

„Das war eine Sternschnuppe, mein Kind", sagte Tante Ursula.

Ich sah, wie Arnold den Kopf zu mir wandte; aber wir sprachen nicht; wir fühlten, glaube ich, beide, daß dieselben Gedanken uns bewegten. Als wir bald darauf mit dem schlafenden Kinde in das Haus zurückgekehrt waren, stand ich noch lange am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Es war ein Gefühl ruhigen Glückes in mir; ich weiß nicht, war es die neue, bescheidenere Gottesverehrung, die jetzt in meinem Herzen Raum erhielt, oder gehörte es mehr der Erde an, die mir noch nie so hold erschienen war.

* * *

Im September hatten wir, da in den unteren Zimmern eine Reparatur vorgenommen wurde, uns oben in dem großen Bildersaale eingerichtet. Es war an einem Sonntagvormittage. Am Abend sollte in der Stadt die Einweihung des neuerbauten Rathauses mit festlichen Aufführungen und darauffolgendem Ball begangen werden. Mein Vater, der guter Laune war, da das erhoffte Königsbild seit einigen Tagen nun wirklich in seinem Zim-

mer hing, hatte auf die Einladung der städtischen Behörde für uns alle zugesagt. Die Oberforstmeisterin von dem uns zunächstgelegenen Gute und eine bei ihr lebende Schwester, welche den nach meiner Rückkehr abgestatteten Besuch noch nicht erwidert hatten, wurden zu Tisch erwartet. Die Damen waren gleichfalls eingeladen und wollten am Abend gemeinschaftlich mit uns zur Stadt fahren.

Ich saß mit einer Handarbeit am Fenster. Arnold, mit dem ich zuvor gesungen hatte, stand noch im Gespräche neben mir. Er hatte mich eben auf den Abend um einen Tanz gebeten, als meine Tante mit den erwarteten Gästen in den Saal trat. Die Oberforstmeisterin war eine stattliche Dame in mittleren Jahren; ihre Augen waren beständig halb geschlossen, als sei die Welt ihres vollen Blickes nicht wert, und ich dachte immer, ihr Fuß müsse jedes kleine Geschöpf auf ihrem Wege zertreten; so wenig sah sie, was unter ihr am Boden war. Aber die Fältchen um ihre Augen verschwanden, als sie auf mich zukam; sie küßte mich, sie war entzückt von der Frische meines Teints und dem Glanze meiner Augen; in ihrer matten Sprechweise überschüttete sie mich mit Zärtlichkeiten. Meine Tante hatte ihr Arnolds Namen genannt, und sie hatte, während sie das Gespräch mit mir fortsetzte, seine Verbeugung leicht und höflich erwidert.

„Ist der junge Mann ein Verwandter des Herrn von Arnold auf Grünholz?“ fragte sie mich nach einiger Zeit.

Ich hatte nicht den Mut, es einfach zu verneinen, als ich in das hochmütige Gesicht dieser Frau blickte. „Ich glaube kaum“, sagte ich leise; „er hat uns nicht davon gesprochen.“

Aber er mußte meine Lüge gehört haben; denn schon war er näher getreten, und während ich seinen ernsten Blick auf meinen niedergeschlagenen Augen zu fühlen glaubte, hörte ich ihn sagen: „Ich heiße Arnold, gnädige Frau, und bin seit einigen Monaten der Lehrer des jungen Barons.“

Die Oberforstmeisterin ließ wie musternd ihre Augen über ihn hingleiten. „So?“ sagte sie trocken; „der Kleine

macht Ihnen gewiß recht große Freude!“ Dann wandte sie sich mit einem verbindlichen Lächeln zu meiner Tante und begann mit dieser ein Gespräch.

Arnold blickte ruhig über sie hin; es war ein Ausdruck
5 der Verwunderung in seinen dunkeln Augen.

Bald darauf ging meine Tante mit den beiden Damen nach ihrem Zimmer. Ich blieb bei meiner Arbeit am Fenster sitzen; Arnold stand neben dem offenen Klavier. Keiner von uns sprach; es war wie beklommene Luft im
10 Zimmer. „Singen Sie doch etwas“, sagte ich endlich; „ein Volkslied, oder was Sie wollen!“

Er setzte sich, ohne zu antworten, ans Klavier, und nach ein paar leidenschaftlichen Akkordenfolgen sang er in bekannter Volksweise:

15 Als ich dich kaum gesehn,
Mußt' es mein Herz gestehn,
Ich könnt' dir nimmermehr
Vorübergehn.

Fällt nun der Sternenschein
20 Nachts in mein Kämmerlein,
Lieg' ich und schlafe nicht
Und denke dein.

Die Melodie hatte ich oft gehört; aber der Text war ein anderer. Mir kam eine Ahnung, daß diese Worte mir gal-
25 ten; ich fühlte, wie seine Stimme bebte, als er weiter sang. Aber die Worte klangen süß, daß ich wie träumend die Arbeit ruhen ließ.

Ist doch die Seele mein
So ganz geworden dein,
30 Zittert in deiner Hand,
Tu' ihr kein Leid!

Er sang die Strophe nicht zu Ende; er war aufgesprungen und stand vor mir. „Fräulein Anna“, sagte er, und in seiner Stimme klang noch die ganze Aufregung des Ge-
35 sanges; „weshalb verleugneten Sie mich vor jener Frau?“

„Arnold!“ rief ich, „o bitte, Arnold!“ denn die Worte hatten mich gerade ins Herz getroffen.

Als ich aufblickte, fuhr ein Strahl von Stolz und Zorn

aus seinen Augen. Ich konnte es nicht hindern, daß mir die Tränen über die Wangen liefen und auf meine Arbeit herabfielen. Er sah mich einen Augenblick schweigend an; dann aber verschwand der Ausdruck der Heftigkeit aus seinem Antlitz. „Weinen Sie nicht, Anna“, sagte er; „es mag schwer zu überwinden sein, wenn einem die Lüge schon als Angebinde in die Wiege gelegt ist.“

„Welche Lüge? Was meinen Sie, Herr Arnold?“

Seine Augen ruhten mit einem Ausdruck des Schmerzes auf mir. „Daß man mehr sei als andere Menschen“, sagte er langsam. „Wer wäre so viel, daß er nicht einmal auf Augenblicke dadurch herabgezogen würde!“

„O Arnold“, rief ich, „Sie wollen alles in mir umstürzen!“

Er sah mich wieder mit jenen resoluten Augen an, als da ich zum erstenmal ihm gegenüberstand; und jetzt plötzlich wußte ich es, was mich so vertraut aus diesem Antlitz ansprach. Ich schwieg; denn mir war, als fühlte ich das Blut in meine Wangen steigen. Dann aber, als er mich fragend anblickte, suchte ich mich zu fassen und wies mit der Hand nach jenem alten Familienbilde oberhalb der Tür. „Sehen Sie keine Ähnlichkeit?“ fragte ich; „der eine von jenen Knaben muß Ihr Vorfahr sein?“

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Bild. „Sie wissen ja“, erwiderte er kopfschüttelnd, „ich gehöre nicht zu den Ihrigen.“

„Ich meine den Knaben, der den Sperling auf der Hand trägt“, sagte ich.

Ein Ausdruck des bittersten Hohnes flog über sein Gesicht. „Den Prügeljungen? — Das wäre möglich; meine Familie ist ja hier zu Haus.“ Aber gleich darauf strich er mit jener leichten Kopfbewegung das Haar zurück und sagte fast weich: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Anna; ich bin nicht immer gut.“

Ich war aufgestanden, und ich glaube, ich habe ihn mit meinen finstersten Augen angesehen. „Sie machen mir den Vorwurf“, erwiderte ich, „aber Sie selbst, meine ich, sind der Hochmütige!“

„Nein, nein“, rief er, indem er die Hand wie abwehrend von sich streckte, „das ist es nicht; ich schätze niemanden gering.“

Unser Gespräch wurde unterbrochen. Die Damen 5 kamen zurück, und ich hatte Mühe, meine Aufregung zu verbergen.

* * *

Am Abend befanden wir uns alle, außer dem Oheim, der niemals eine Gesellschaft besuchte, in dem schönen, hellerleuchteten Rathaussaale der nächsten Stadt.

10 Es war eine Reihe von lebenden Bildern gestellt, welche die verschiedenen Epochen der städtischen Entwicklung zur Anschauung bringen sollten. Nun wurde der Saal geräumt, um Platz zum Tanzen zu gewinnen; jung und alt stand umher, sich über die eben beendigten Auf- 15 führungen unterhaltend. „Scharmant; in der Tat scharmant!“ hörte ich die Stimme meines Vaters; ich sah ihn bald mit diesem, bald mit jenem in verbindlicher Weise konversieren; er lächelte, er bot den Herren seine Dose; es schien überall eine harmlose Gegenseitigkeit zu walten. 20 Ich hatte mich Arnold zum ersten Tanz versagt[1]; mir klopfte das Herz, denn ich hatte seit lange nicht und niemals noch mit ihm getanzt. Meine gesangskundige Freundin hatte sich zu mir gefunden; wir hatten Arm in Arm gelegt und wandelten unter den brennenden Kronleuch- 25 tern plaudernd auf und ab. Während schon die Musikanten ihre Geigen stimmten, kam mein Vater auf uns zu. Er machte der jungen Dame über ihre Mitwirkung in den gestellten Bildern ein Kompliment und sagte dann wie beiläufig: „Du wirst dich fertigmachen müssen, Anna; der 30 Wagen ist vorgefahren.“

„Was, Sie wollen schon fort? — Anna! Die Uhr ist ja kaum erst zehn!“ rief das junge Mädchen.

Mein Vater neigte sich höflich zu ihr. „Wir müssen herzlich bedauern; aber ich hoffe, Sie werden uns recht 35 bald bei uns zu Hause das Vergnügen machen!“

---

[1] Ich hatte Arnold den ersten Tanz versprochen.

Mir quoll das Herz, aber ich schwieg; es konnte mich nicht überraschen, was geschah; ich hatte es in meiner Freude nur vergessen.

Nun traten auch andere hinzu, und es erfolgten Bitten und freundliches Drängen von allen Seiten; mein Vater hatte vollauf zu tun, das alles in leicht hingeworfenen Worten abzulehnen. Die Vorwände waren zwar augenscheinlich nichtig, aber sie waren ja auch nicht darauf berechnet, Glauben zu erwecken. Man begann denn auch allmählich zu begreifen; es entstand eine Stille, und die Leute zogen sich einer nach dem andern zurück. Mein Vater wandte sich an seinen Hauslehrer. „Amüsieren Sie sich, liebster Herr Arnold, und haben Sie nur die Güte, dem Kutscher zu sagen, wann Sie geholt sein wollen.“

„Ich danke, Exzellenz; ich werde gehen.“

Dann brachen wir auf. Tante Ursula, die Oberforstmeisterin und ihre Schwester nahmen mich in ihre Mitte; so schritten wir an der schweigenden Gesellschaft vorbei den Saal hinab. — Es waren Männer darunter, die den Stempel langjähriger ernster Gedankenarbeit auf der Stirn trugen, Jünglinge mit tiefen, vornehmen Augen, Mädchen mit allem Stolz und aller Grazie der Jugend; wir aber waren etwas zu Apartes, um uns mehr als andeutungsweise mit ihnen zu bemengen. Im Vorübergehen sah ich den stillen Ausdruck der Kränkung auf manchem jungen Antlitz, auf manchem alten ein ruhiges Lächeln. Ich mußte die Augen niederschlagen; ich haßte — nein! ich verachtete, mit Füßen hätte ich sie von mir stoßen mögen, die mich zwangen, mich so vor mir selber zu erniedrigen.

Am andern Vormittag, da ich noch ganz erfüllt von solchen Gedanken in den Garten gegangen war, begegnete mir Arnold in dem hintern Quergange der Lindenallee. Es lag eine finstere Trauer in seinen Augen, als er langsam auf mich zukam. Wie von innerer Gewalt gedrängt, streckte ich beide Hände gegen ihn aus. „Arnold“, rief ich, „das war nicht meine Schuld!“

Er ergriff sie und sah mir eine Weile voll und tief in

die Augen. „Dank, Dank für dieses Wort“, sagte er, indem alle Düsterkeit aus seinem Angesicht verschwand; „es hat nicht helfen wollen, daß ich es mir selbst schon tausendmal gesagt habe.“

5 Dann gingen wir schweigend nebeneinander ins Schloß zurück; mir war, als sei eine Zentnerlast von meiner Brust gefallen, als ich jetzt wieder zu der Tante in den Saal trat.

* * *

Bald darauf wurde es eine trübe, einsame Zeit. Die 10 Schwäche des kleinen Kuno nahm in einer Weise zu, daß der Arzt jeden Unterricht auf Jahre hinaus untersagte. — Infolgedessen verließ uns Arnold; er wollte nach der Residenz, um sich an der dortigen Universität als Dozent zu habilitieren.

15 Der kleine Kranke war fast nicht zu trösten; Arnold mußte ihm versprechen, daß er wiederkommen oder daß er ihn zu sich holen wolle, sobald seine Kräfte wieder zugenommen hätten. Wenn wir vorausgewußt, daß schon nach einem Monat das kleine Bett leer stehen würde, er 20 wäre wohl solange noch geblieben.

An einem klaren Novembervormittag hielt unser Wagen unten auf dem Hofe, um ihn zur nahen Stadt zu bringen. Ich war, von einem Gefühl schmerzlicher Unruhe getrieben, in den Garten hinabgegangen; die Buchenhecken 25 waren schon gelichtet, die letzten gelben Blätter wehten von den Bäumen. Während ich in dem Gange hinter dem Laubschlosse auf und ab ging, sah ich Arnold in dem Hauptsteige herabkommen; er stand mitunter still und blickte um sich her; ich fühlte wohl, daß er mich suchte. Aber ich ging 30 ihm nicht entgegen; ein Trotz, eine Wollust des Schmerzes überfiel mich; ich sollte ihn auf immer verlieren, so wollte ich auch diese letzten, armseligen Minuten von mir werfen. Ich schlich mich leise durch die Büsche in die Seitenallee und floh wie ein gejagtes Wild den Steig hinab. Unten 35 durch eine Lücke des Zaunes schlüpfte ich in das angrenzende Gehölz. Dann, nachdem ich seitwärts durch die

Bäume gegangen war, so weit, daß ich den Hauptgang des Gartens überblicken konnte, stand ich still und schlang den Arm um einen Tannenstamm. Ich sah noch, wie Arnold aus dem Garten trat, wie hinter ihm das eiserne Gittertor zuschlug. Ich rührte mich nicht; als ich nach einer Weile hörte, wie der Wagen über das Steinpflaster des Hofes rollte, warf ich mich auf den Boden und weinte bitterlich.

Da legte sich eine Hand sanft auf meine Schulter. Es war mein Oheim. „Komm“, sagte er, „komm, mein Kind; wir wollen noch einige Kiefernäpfel für meinen Kreuzschnabel suchen.“ Er hob mich vom Boden auf und strich mit der Hand die trockenen Tannennadeln aus meinen Haaren; dann, während er einige Kienäpfel zwischen den Stämmen auffammelte, führte er mich ins Haus und über eine Hintertreppe auf sein Zimmer. „So“, sagte er und drückte mich in seinen großen Lehnstuhl nieder und streichelte mir die Wangen, „besinne dich, mein Kind!“ — Ein paarmal ging er, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und nieder; dann fütterte er den Kreuzschnabel und den lahmen Starmatz und machte sich draußen vor dem Fenster am Bauer des Käuzchens was zu tun; endlich kam er wieder zu mir zurück. „Es wird recht einsam für dich werden“, sagte er; „im Winter allein mit all den alten Menschen; aber um Ostern — ich habe es mir bedacht — da reisen wir beide einmal in die Residenz — was meinst du von der Residenz? — Ich werde den Vetter bitten, daß er dich mit mir reisen läßt. — — Der Arnold ist dann auch dort“, setzte er wie beiläufig hinzu; „er kann uns umherführen; der Bursche muß ja dann schon überall Bescheid wissen.“

Als ich bei diesen Worten seine Augen mit dem Ausdruck der zartesten Fürsorge auf mich gerichtet sah, gedachte ich unwillkürlich der seltsamen Erklärung der Liebe, die er mir vor einiger Zeit und an derselben Stelle gegeben hatte. „Onkel“, sagte ich leise, während ich den Druck seiner Hand an der meinen fühlte, „ist denn das auch nur die Furcht vor dem Alleinsein?“

„Freilich“, erwiderte er, „was denn anders, Kind? — Mein lahmer Starmatz und der alte Herr mit den Brillenaugen dort draußen vor dem Fenster, es sind zuzeiten schon ganz unterhaltende Gesellen; aber sie gehören denn
5 doch, wie Hegel sagt, zu dem schlechthin Fremdartigen; und — mitunter, glaube ich, verstehen sie mich nicht ganz.“

Ich sah ihn zärtlich an und schüttelte den Kopf.

„Nun, nun“, fügte er sanft hinzu, „vielleicht ist es auch die Furcht, daß du allein seist.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

10 Hier brachen die beschriebenen Blätter ab.

Ein anderer Tag.

Die schweren Fenstervorhänge des Wohnzimmers schienen heute fast zu dunkel; denn draußen über dem Garten lag ein feuchter Oktobernachmittag. — Zwischen
15 der Gutsherrin und ihrem jungen Verwandten war soeben ein Gespräch verstummt, das von besonderer Bedeutung gewesen sein mußte; denn während sie an ihren Schreibtisch ging und das Heft hervornahm, woran sie vor einigen Wochen geschrieben hatte, lehnte er in der Fenster-
20 nische und blickte, augenscheinlich mit einer schmerzlichen Verstimmung kämpfend, in den trüben Tag hinaus.

„Lies das, Rudolf, lies es jetzt gleich“, sagte sie, die Blätter vor ihm auf die Fensterbank legend; „ich dachte, es sei nur für mich selbst, als ich es niederschrieb; aber ich
25 vertraue dir, und es wird gut sein, wenn du weißt, wie es einst mit mir gewesen ist.“

Er nahm schweigend das Heft und begann zu lesen. Sie sah ihm eine Weile zu; dann setzte sie sich in einen Sessel vor dem Kamin, in welchem der kühlen Jahreszeit
30 wegen schon ein leichtes Feuer brannte. — Sie durchdachte noch einmal den Inhalt des Geschriebenen, und unwillkürlich schrieb sie in Gedanken weiter. Wie Nebelbilder erhellten sich einzelne Szenen ihrer Vergangenheit vor ihrem innern Auge und verblaßten wieder. Als Rudolf

einmal unter dem Lesen einen Blick nach ihr hinüberwarf, sah er, wie sie die geballten Hände gegen ihre Augen drückte. Es waren die Tage ihrer Hochzeit, die grell beleuchtet vor ihr standen. Sie suchte mit körperlicher Gewalt der Bilder Herr zu werden, die sich frech und meisterlos zu ihr herandrängten und nicht weichen wollten. — Und es gelang ihr auch. Es wurde finster um sie her; ihr war, als ginge sie durch den Bauch der Erde. Sie hörte vor sich einen kleinen, schlurfenden Schritt; in tödlicher Sehnsucht streckte sie die Arme aus; sie wußte es, es war ihr totes Kind, das vor ihr ging, ganz einsam durch die dichte Nacht; es konnte nicht fort, es hatte Erde auf den kleinen Füßen. Aber wo war es? Ihre zitternden Hände griffen umsonst in die leere Finsternis. — Da blickten ein Paar Augen durch die Nacht; und es wurde wieder hell; denn diese Augen gehörten noch dem Leben an. „Arnold", sprach sie leise. — So hatte er sie angeschaut, als die kleinen Augen ihres Kindes sich geschlossen, tröstlich und doch ein Spiegel ihres Schmerzes; so auch, jahrelang nach jenem stummen Abschiednehmen dort im Garten, als sie in der Residenz, mit ihrem Gemahl in eine Gesellschaft tretend, ihn zum ersten Male wiedergesehen hatte. Sein Name war damals schon ein vielgenannter; er war ein Mann von „Distinktion" geworden, und auch hochgestellten Personen schmeichelte es, ihn unter ihren Gästen nennen zu können. So geschah es, daß sie sich von nun an zuweilen am dritten Orte sahen; bald aber kam er auch in ihr Haus, oft und öfter, zuletzt fast täglich, wenn auch nur auf Augenblicke. Was er für seine Vorlesungen, was er sonst zur Veröffentlichung niederschrieb, es war zuvor in geistigem Austausch zwischen ihnen hin und wieder gegangen. Sie wurde allmählich sein Gewissen in diesen Dingen; er konnte ihrer Bestätigung kaum noch entbehren. — Mittlerweile war ihr Kind geboren und nach kaum Jahresfrist wieder gestorben. Sie hatten sich dadurch unwillkürlich nur um so fester aneinandergeschlossen; sie ahnten wohl selber kaum, daß ihr Verhältnis allmählich ein Gegenstand des öffentlichen Tadels geworden sei. Auch dem Gemahl der jungen

Frau schien dies verborgen geblieben; sein Amt vergönnte ihm nur geringe Zeit in seinem eignen Hause; er suchte überdies nicht dort, sondern in den tausend kleinen Dingen bei Hofe den Schwerpunkt seines Lebens. — Endlich, wie
5 es nicht ausbleiben konnte, kam ihnen selbst der Augenblick plötzlicher Erkenntnis. — Sie sah es noch, wie er damals die Blätter, aus denen er ihr gelesen, zusammenrollte, wie seine Hand zitterte, und wie er durch die Tür verschwand. Kein Wort einer schmerzlichen Erklärung war
10 zwischen ihnen laut geworden; aber sie wußten es beide, er, daß er nicht wiederkehren dürfe, sie, daß er nicht wiederkehren würde. — — Es war zu spät gewesen. Rastlos und heimlich hatte das Gerücht geschafft, und schon war auch das letzte Körnchen zugetragen, das die über ihren
15 Häuptern drohende Lawine herabstürzte. Sie mußte in eine Trennung von ihrem Gemahl willigen; seine Stellung zum Hofe und zur Gesellschaft verlangten das. — Öde, trostlose Tage folgten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Rudolf hatte die Geschichte seiner Verwandten ge-
20 lesen, soweit jene Blätter sie enthielten. Er blickte durch das Fenster den Buchengang hinab. Dort am Ende desselben hinter der Lindenallee lag der Tannenwald, in dem damals um einen ihm unbekannten Menschen von niedriger Herkunft ihre heißen Tränen geflossen waren. — „Und
25 wie kam es dann später?“ fragte er nach einer Weile, während er die Blätter aus der Hand legte.

Sie blickte auf, als müsse sie erst den Sinn zu dem Wortlaute finden, der eben an ihr Ohr gedrungen war. „Dann“, sagte sie endlich — „dann kam ein Augenblick der
30 Schwäche.“

Rudolf nickte. „Ich weiß, du hast ihn wiedergesehen.“

Eine dunkle Röte bis unter das schwarze Haar überlief ihre Stirn. „Nein“, sagte sie; „das war es nicht. Aber ich war so jung; ich duldete es, daß mich mein Vater einem
35 fremden Mann zur Ehe gab.“

„Noblesse oblige!“ erwiderte er leichthin. „Was hätte denn geschehen sollen?“

„Sprich nicht so, Rudolf; die Anmaßung wird nicht schöner dadurch, daß man sie als ein apartes Pflichtgebot formuliert.“

„Es hat sich so gefügt“, sagte er mit einer gewissen Strenge, „daß du durch diese Grundsätze gelitten hast.“ 5

Sie nickte. „O“, rief sie, „ich habe gelitten! Und nach Jahren, als mein Herz bitter und mein Sinn hart geworden — es ist wahr, wir haben uns wiedergesehen; und jene armselige Ehe ist darüber fast zerbrochen. Aber — sie logen, sie logen alle!“ Sie sprang auf und preßte 10 zitternd ihre Hände gegeneinander. — „So!“ rief sie; „so, Rudolf, habe ich mein Herz gehalten.“

„Und doch“, erwiderte er, „ich lebte damals viele Meilen von deinem Wohnorte, und doch habe ich auch dort gehört, wie sie es sich gierig in die Ohren raunten.“ Er 15 verstummte plötzlich, als habe er zuviel gesagt.

Aber sie blickte ihn finster an. „Sprich nur“, sagte sie; „ich weiß es alles, alles!“

Er sah ihr voll leidenschaftlicher Spannung in die Augen. „Und jenes Kind?“ fragte er endlich. 20

„Es war das meine“, sagte sie, und ihre Stimme bebte vor Schmerz.

„Das deine; — und nicht auch das seine?“

Sie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, während eine Flut von Tränen über ihr Gesicht stürzte; Trotz und 25 Verachtung gegen die Menschen, die sie besudeln wollten, fraßen an ihrem Herzen. „Nein, Rudolf!“ rief sie, „leider nein!“ — Einen Augenblick stand sie hoch aufgerichtet; dann warf sie sich in den Lehnstuhl und drückte beide Hände vor die Augen. 30

Der junge Mann war neben ihr aufs Knie gesunken; sein Blick ruhte angstvoll auf ihren blassen Fingern, durch welche immer neue Tränen hervorquollen. Einmal erhob er die Hand, als wolle er die ihrigen herabziehen; aber er ließ sie wieder sinken. — Als sie ruhiger geworden, ließ sie 35 einige Sekunden ihre Augen auf dem jungen Antlitze ruhen, aus dem die Anbetung wie ein Opfer zu ihr emporstieg. Bald aber lehnte sie den Kopf zurück und starrte mit

zusammengezogenen Brauen gegen die Zimmerdecke. „Geh jetzt, Rudolf!“ sagte sie leise.

Der junge Mann ergriff die Hand, die wie leblos in ihrem Schoße lag, und küßte sie. Dann stand er auf und 5 ging.

Es war dämmerig geworden; ein greller Abendschein leuchtete an der Wand; aber in den Ecken und am Kamin dunkelte es schon, und allmählich wuchs die Dämmerung. Die in dem tiefen Lehnsessel ruhende Frauengestalt war 10 kaum noch erkennbar; dann fiel ein bleiches Mondlicht über den getäfelten Fußboden. Draußen erhob sich der Wind. Er kam aus weiter Ferne; ihr war, als sähe sie, wie er drunten über die mondhelle Heide fegte, wie er die Wolkenschatten vor sich her trieb; sie hörte es näher kom- 15 men, die Tannen sausten, die alten Linden der Gartenallee; und nun fuhr es gegen die Fenster und warf einen Schauer von abgerissenen Blättern an die Scheiben. — Der große Hund erhob sich von seinem Teppich und legte seinen Kopf auf ihren Schoß. Sie blickte eine Weile auf 20 das glänzende Auge des Tieres; endlich sprang sie auf aus dem weichen Sessel und drückte mit beiden Händen das Haar an den Schläfen zurück, als wollte sie alles Träumen gewaltsam von sich abstreifen. „Ausharren!“ rief sie leise. Dann trat sie zur Tür und zog die Klingelschnur; 25 über sich hörte sie Rudolf in seinem Zimmer auf und ab gehen. Es wurde Licht gebracht. „Und was denn nun zunächst?“ — Aber sie wußte es schon; nachdem sie noch einen Augenblick in das verglimmende Kaminfeuer geblickt hatte, setzte sie sich an ihren Schreibtisch. Nach einer 30 Stunde stand sie auf und siegelte einen Brief; die Adresse lautete an Rudolfs Mutter.

Es wird Frühling.

Es war Winter geworden und einsam. In dem Zimmer oben ließ sich kein Schritt mehr hören; Rudolf hatte, 35 wie sie es gewollt, das Schloß verlassen. Draußen vor dem Fenster sauste es in den nackten Zweigen, und in der

Dämmerung vernahm man vom Korridor her das Schrillen der Spitzmäuse, welche in den öden Gängen umherhuschten. Manchmal, wenn sie abends aus dem Wohnzimmer in ihr Schlafgemach trat, blieb sie wie angewurzelt auf der Schwelle stehen. „Eine Kammer zum Sterben!“ 5
Sie schauderte. „Aber man braucht nur still zu halten; die Natur besorgt es ganz von selber!“

Sie ging umher, grübelnd, ob das, was ihre Gedanken zu dem fernen Geliebten zwang, nur die geistige Übereinstimmung ihres Wesens oder nicht vielmehr jene berau- 10
schende Naturgewalt sei, der sie keine Berechtigung zugestehen wollte. So reifte in ihr der Entschluß, soviel sie selbst vermöge, die Wiederherstellung ihrer Ehe zu versuchen. Zu dem Ende schrieb sie an ihren Gemahl, ausführlich und mit aller Wahrhaftigkeit und aller Milde, 15
deren sie fähig war; eine aussichtslose Arbeit jenem Manne gegenüber, für den die Ehe nur die Bedeutung eines äußern Anstandsverhältnisses hatte.

Der Brief wurde abgesandt; aber ein Tag nach dem andern verging, es kam keine Antwort. Ruhelos wanderte 20
sie umher in den weiten Räumen; das trübe Dunkel des Wintertages lastete auf ihr wie eine Schwermut, die sie nicht abzuwerfen vermochte.

Doch es wurde wieder heller in dem alten Hause. Um Weihnachten war Schnee gefallen und leuchtete in die 25
Fenster. Eine freundliche Wintersonne begann zu scheinen. Eines Nachmittags war mit den Zeitungen ein Schreiben angelangt, das den Poststempel der Residenzstadt trug. Ihre Hände zitterten, als sie das Siegel brach. Einen Augenblick noch, und ein Schrei stieg aus ihrer Brust, wie 30
es dem Erstickenden geschehen mag, wenn ihn plötzlich wieder der frische Strom der Luft berührt.

Sie hatte den Tod ihres Mannes gelesen.

Noch an demselben Tage reiste sie ab. — Einige Wochen vergingen; dann war sie wieder da. Während 35
draußen allmählich der Schnee zerschmolz, wurde ein lebhafter Briefwechsel mit dem alten Oheim geführt; und endlich war es ausgemacht, sobald im Garten die Buchen-

hecken grün seien, wollte er kommen und sein altes Quartier beziehen; denn früher sei die große, lebendige Vogelsammlung nicht zu transportieren. Als sie den Brief bekommen, ging sie hinauf in das obere Stockwerk, durch den
5 Saal in das einst so trauliche Zimmer des guten Oheims. Die Wände waren kahl, aber draußen vor dem Fenster hing noch der große Holzkäfig des Käuzchens. Sie ging wieder zurück; sie schloß eine Tür nach der andern auf, sie ging unten durch die ganze Zimmerreihe, die sie wäh-
10 rend ihrer Anwesenheit noch nicht betreten; die verlassenen, dumpfigen Räume schienen ihr nicht öde; überall in ihnen war ja Raum für den Beginn eines neuen Lebens.

Und endlich kam der Frühling. — Über der schwarzen Erde sprang an Gebüsch und Bäumen das frische Grün
15 hervor; im Garten an den Grasrändern der Buchenhecken stand es blau von Veilchen, und morgens und abends hörte man drüben vom Tannenwald die Amseln schlagen.

An einem solchen Tage wandelte die junge Schloß-
20 herrin in der Seitenallee ihres Gartens. Mitunter blickte sie über den niedrigen Zaun auf den Weg hinaus oder jenseit desselben in die weite, morgenhelle Landschaft. Zwischen den Feldern stand hie und da ein Baum wie brennend im Sonnenfeuer; es war alles so licht, so heiter
25 klangen die Grüße der vorübergehenden Arbeiter, und in der Luft schwammen die „süßen ahnungsreichen[1]" Düfte des Frühlings.

Da sah sie zwei Männer aus dem Tannicht den Weg heraufkommen, ein Bursche vom Dorfe trug ihnen das
30 Gepäck nach. Der eine, dessen Haar völlig weiß war, blieb stehen und blickte, die Augen mit der Hand beschattend, nach dem Garten hinüber. Auch sein jüngerer Begleiter zögerte; er hatte den Hut abgenommen und schüttelte mit einer leichten Bewegung den Kopf, während er an den
35 Schläfen das schlichte Haar zurückstrich. Dann kamen sie näher; und schon waren sie von ihr erkannt. „Arnold,

[1] Wohl falsche Anführung aus Mörikes Frühlingslied: „Er ist's": „Süße, wohlbekannte Düfte".

Onkel Christoph!“ rief sie und streckte weit die Arme ihnen entgegen; „beide! Alle beide seid ihr da!“

Der alte Herr schwenkte seine Mütze. „Geduld, Geduld!“ rief er zurück. „Erst um die Ecke dort und dann über den Hof ins Haus! — Kommen Sie, Professor!“ setzte er hinzu, indem er fürbaß schritt.

Aber Arnold war schon jenseit des niedrigen Zauns und hielt die Geliebte fest in seinen Armen.

„Ja so!“ brummte der Alte, als er sich nach seinem Reisegefährten umsah. „Aber so geht's mit der Kameradschaft.“ Dann schritt er, etwas langsamer als zuvor, den Weg hinauf, der nach dem Hoftor führte.

Arnold und Anna traten aus der Allee auf das Rondell hinaus, dem Laubschloß gegenüber, das hell von der Sonne beleuchtet vor ihnen lag. Er hatte ihre Hand gefaßt. So gingen sie den grünen Buchengang hinab, dem Hause zu. — Drinnen auf dem Korridor vor der Tür des Wohnzimmers trafen sie den Oheim wieder. Er schloß sein Lieblingskind in seine Arme; sie sah an seinen Lippen, daß er sprechen wollte; aber er schwieg und legte nur sanft die Hand auf ihren Kopf.

„So“, sagte er dann, als ob es ihn haste fortzukommen; „geht jetzt hinein; ich komme nach, ich muß einmal nach oben, mein altes Quartier zu revidieren.“

Sie hob ihr Haupt empor, das sie unter der Hand des alten Mannes gesenkt hatte, und blickte ihm nach, wie er eilig den Korridor hinabschritt und am Ende desselben in dem Treppenhause verschwand. Dann legte sie die Hand auf den Arm des Geliebten, der schweigend danebengestanden hatte. „Arnold“, sagte sie, „lebt denn die Großmutter auf dem Schulzenhofe noch?“

„Sie lebt; aber sie wartet nicht mehr den jungen Hinrich Arnold; es hat sich umgekehrt, sie sitzt in ihrem Lehnstuhl in der Stube, und der kleine Hinrich bedient jetzt seine Urgroßmutter.“

„So laß uns morgen zu ihr, damit auch von den Deinigen sich eine Hand auf unsere Häupter lege.“

Dann traten sie in das Wohnzimmer. Als er den offen-

stehenden Flügel sah, überkam es ihn plötzlich. Wie trunken griff er in die Tasten und sang ihr zu:

Als ich dich kaum gesehn,
Mußt' es mein Herz gestehn,
5 Ich könnt' dir nimmermehr
Vorübergehn!

Sie stand ihm lächelnd gegenüber und sah ihn groß mit ihren blauen Augen an, während sie wie träumend mit der Hand ihr glänzend schwarzes Haar zurückstrich. Er
10 vermochte nicht weiter zu singen; er sprang auf und faßte sie mit beiden Händen und hielt sie weit vor sich hin; seine Augen ließen nicht von ihr, als könnten sie sich nicht ersättigen an ihrem Anblick. „Und nun?“ fragte er endlich.

„Nun, Arnold, mit dir zurück in die Welt, in den hohen,
15 hellen Tag!“ — —

Dann gingen sie Arm in Arm, zögernd, als müßten sie die Seligkeit jeder Sekunde zurückhalten, die breite Treppe in das obere Stockwerk hinauf. Als sie in den Rittersaal traten, kam ihnen der Oheim aus seinem Zimmer ent-
20 gegen. Seine Gestalt war noch ungebeugt, und seine Augen blickten noch so innig wie vor Jahren. „Du brauchst einen Verwalter, Anna“, sagte er; „gegen freies Quartier werde ich diesen Posten übernehmen.“

Sie wollte Einwendungen machen. „Nein, nein“,
25 sagte er, „es wird nicht anders; ich bleibe hier und sehe nach dem Rechten. Aber ich habe eine Bedingung; in den Sommerferien kommen der Herr und die Frau Professorin auf das Schloß, um meine Jahresrechnung abzunehmen!“

30 Sie gelobten das.

Über ihnen auf dem alten Bilde stand wie immer der Prügeljunge mit seinem Sperling, seitab von den geputzten kleinen Grafen, und schaute stumm und schmerzlich herab auf die Kinder einer andern Zeit.

Anmerkungen des Herausgebers.

Vorbemerkung.

Storm hat über sein Leben verschiedene Male geschrieben. Nicht fertig geworden sind die „Nachgelassenen Blätter“ in der „Deutschen Rundschau“, Bd. 57 (vgl. Bd. 6 dieser Ausgabe); Nachträge zu ihnen bringt Gertrud Storm (s. unten). Vieles steht in den „Zerstreuten Kapiteln“, aber auch in anderen Novellen und vor allem in den Briefen. Als Student hat Storm vom 5. August 1837 bis zum 26. September 1839 ein Tagebuch geführt, ebenso während seiner Bräutigamszeit. Von beiden ist so gut wie nichts bekanntgeworden. Im Alter schrieb der Dichter in ein Büchlein „Was der Tag gibt“ allerlei Bemerkungen, die Gertrud Storm zum Teil veröffentlicht hat. Die zahlreichen Belege für Nachrichten, die aus Briefen oder Dichtungen Storms entnommen sind, konnten hier nicht einzeln aufgeführt werden.

Der umfangreiche Briefwechsel Theodor Storms ist nun allmählich der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden, wenn auch noch sehr wichtige Stücke fehlen. Die bedeutendsten Sammlungen von Familienbriefen sind:

„Brautbriefe“ = Theodor Storm, Sämtliche Werke, Bd. 9. Aus dem Nachlaß. Briefe an seine Braut, herausgegeben von Gertrud Storm (Braunschweig 1915).

„Briefe an seine Frau“ = Theodor Storm, Sämtliche Werke, Bd. 10. Aus dem Nachlaß. Briefe an seine Frau, herausgegeben von Gertrud Storm (Braunschweig 1915).

„Briefe an seine Kinder“ = Theodor Storm, Sämtliche Werke, Bd. 11. Aus dem Nachlaß. Briefe an seine Kinder, herausgegeben von Gertrud Storm (Braunschweig o. J. [1916]).

„Heimatbriefe“ = Theodor Storms Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853 bis 1864, herausgegeben von Gertrud Storm (Berlin 1907).

Dazu kommen Briefe an die Freunde. So vor allem:

Eggers-Storm = Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers. Herausgegeben von G. Wolfgang Seidel (Berlin 1911).

„Briefe an seine Freunde“ = Theodor Storms Sämtliche Werke. Bd. 12. Aus dem Nachlaß. Briefe an seine Freunde (Hartmuth Brink-

mann und Wilhelm Petersen). Herausgegeben von Gertrud Storm (Berlin-Braunschweig-Hamburg 1917).

Heyse-Storm = Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm. Herausgegeben und erläutert von Georg J. Plotke, Bd. 1: 1854—1881 (München 1917). — Durch die Liebenswürdigkeit des Herausgebers war es mir möglich, die Briefe des zweiten Bandes in der Abschrift zu benutzen. Der 2. Band, enthaltend die Briefe von 1881 bis 1888, erschien München 1918.

Keller-Storm = Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster (2. durchgesehene Auflage, Berlin 1904).

Kuh-Storm = Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh. Veröffentlicht von Paul R. Kuh (in „Westermanns Monatsheften“, Bd. 17, Nr. 379—400, Braunschweig 1889).

Mörike-Storm = Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Baechtold (Stuttgart 1891).

Daneben stehen viele kleinere Veröffentlichungen:

Esmarch = Ernst Esmarch: Aus Briefen Theodor Storms (in den „Monatsblättern für deutsche Literatur“, Bd. 7, S. 63—70, Leipzig 1902—03).

Fontane I = Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches (Berlin 1898).

Fontane II = Fontanes Briefe, 2. Sammlung. Herausgegeben von Otto Pniower und Paul Schlenther (2. Auflage, Berlin 1910, 2 Bde.).

Heiberg = Hermann Heiberg: Wilhelm Jensen, Theodor Storm und Klaus Groth. Persönliche Erinnerungen (in der Zeitschrift „Der Lotse“, Jahrg. 1, S. 691—697, Hamburg 1900—1901).

Heyse-Keller = Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel von Max Kalbeck (Hamburg, Braunschweig, Berlin 1918).

Jensen = Wilhelm Jensen: Heimaterinnerungen II. Theodor Storm (in „Velhagen und Klasings Monatsheften“, Jahrg. 14, Heft 11, S. 501—512, Bielefeld 1900).

Litzmann = K. Th. Litzmann: Emanuel Geibel, aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern (Leipzig 1887).

Mommsen = Theodor Storm: Briefe an Tycho Mommsen, herausgegeben von Fritz Krüger (in der „Neuen Rundschau“, Bd. 25, S. 355—381, Berlin 1914).

Pietsch = Ludwig Pietsch: Wie ich Schriftsteller geworden bin (Berlin 1893—94, 2 Bde.).

Pietsch, Erinnerungen = Ludwig Pietsch: Theodor Storm; Persönliche Erinnerungen (in der „Vossischen Zeitung“, 8.—13. Juli, Berlin 1888), mit wichtigen Briefstücken.

Preuschen = Hermine v. Preuschen: Erinnerungen an Theodor Storm (in der „Deutschen Revue“, Bd. 24, S. 188—208, Stuttgart 1899), mit wichtigen Briefen.

Rodenberg = Neun Briefe Storms an Julius Rodenberg (im Goethe- und Schillerarchiv in Weimar).

Tönnies = Ferdinand Tönnies: Theodor Storm. Zum 14. September 1917. Gedenkblätter (Berlin 1917).

Trotz der sehr umfangreichen Literatur fehlt über Storm eine befriedigende Zusammenfassung. Das wichtigste Buch ist immer noch:

Schütze = Paul Schütze: Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. 3. verb. und verm. Auflage von Edmund Lange (Berlin 1911). Die Nachträge Langes haben die als Festgabe zu Storms 70. Geburtstag geschriebene Arbeit Schützes trefflich nach den neueren Veröffentlichungen ergänzt. Das Leben kommt aber noch immer zu kurz. Diese Lücke füllte aus:

Gertrud Storm = Gertrud Storm: Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. Bd. 1 Jugendzeit (2. Aufl., Berlin 1912); Bd. 2 Mannesalter (Berlin 1913). Das mit großer Liebe geschriebene Buch der Tochter des Dichters schöpft aus reichsten brieflichen Quellen, vor allem aus nachgelassenen Aufzeichnungen Storms und persönlichen Erinnerungen, ist aber einer künstlerischen Wertung bewußt aus dem Wege gegangen.

Für diese war wegweisend der zuerst 1880 erschienene Aufsatz:

Erich Schmidt = Erich Schmidt: Theodor Storm; in Schmidts „Charakteristiken", 1. Reihe, S. 402ff. (2. Aufl., Berlin 1902).

Wertvoll sind die Ausführungen von

Adolf Stern = Adolf Stern: Theodor Storm; in Sterns „Studien zur Literatur der Gegenwart", Bd. 1 (3. Aufl., Dresden 1905).

Unermüdlich war für Storms Anerkennung tätig Alfred Biese, dessen zahlreiche Arbeiten zum größten Teile gesammelt sind in:

Biese I = Alfred Biese: Pädagogik und Poesie (Berlin 1905—1913, 3 Bde.).

Den hübschen Versuch einer kurzen Zusammenfassung der neuesten Quellen macht Biese in seinem Büchlein:

Biese II = Alfred Biese: Theodor Storm. Eine Festgabe zum 100. Geburtstage (2. vermehrte Auflage, Leipzig 1917). Es konnte erst nach Abschluß des ersten Teiles der vorliegenden Ausgabe benutzt werden.

Eine ähnliche Zusammenfassung gibt Hartwig Jeß: Theodor Storm, sein Leben und sein Schaffen (Braunschweig 1917).

Wichtig sind auch Bieses Ausführungen in seiner „Deutschen Literaturgeschichte", Bd. 3 (München 1911). Von anderen Literaturgeschichten äußern sich am verständnisvollsten die beiden Bände von Adolf Bartels: „Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen", S. 46f. u. 67ff. (7. Aufl., Leipzig 1907) und „Geschichte der deutschen Literatur, Bd. 2, S. 536ff. (Leipzig 1902). Ferner Carl Busse: Geschichte der Weltliteratur, Bd. 2, S. 670 und 671 (Leipzig 1913). Nicht in die Tiefe geht die geistreiche Dar-

stellung Richard M. Meyers in der „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“, S. 481—492 (Berlin 1900).

Für den Storm vor 1875 sind noch immer mit Ehren zu nennen die zwei Aufsätze von Eduard Tempeltey: Theodor Storms Dichtungen. Ein Vortrag (Kiel 1867), und von Emil Kuh: Theodor Storm (in der „Wiener Abendpost“ vom 11.—16. November 1874), dazu der Lebensabriß von Ludwig Pietsch in „Westermanns Monatsheften“, Bd. 25 (Braunschweig, Oktober 1868), der auf Storms eigenen Angaben beruht. Eine sehr gründliche und aufschlußreiche, bloß etwas umständliche Arbeit ist:

Kobes = Franz Kobes: Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm in Dichtung und Leben (Berlin 1917).

Sehr gediegen sind die zahlreichen Anmerkungen in

Böhme = Fritz Böhme: Theodor Storm, Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken (in den „Sämtlichen Werken“, Bd. 9, Braunschweig 1913).

Über den Liederdichter schrieben am aufschlußreichsten:

Binder = Hermann Binder: Theodor Storm. Ein deutscher Lyriker („Deutsche Lyriker“, Bd. 14, Leipzig o. J. [1913]).

Herrmann = Walther Herrmann: Theodor Storms Lyrik („Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig“, herausgegeben von Albert Köster, Bd. 17, Leipzig 1911).

Peyn = Bruno Peyn: Theodor Storms lyrisches Schaffen (Dissertation, Marburg 1913).

Wegen der Nachrichten aus den Handschriften Storms ist noch jetzt wichtig, obwohl vielfach überholt:

Lichtenstein = Bernhard Lichtenstein: Über die Gedichte Theodor Storms (25. Jahresbericht der Staatsrealschule in Jägerndorf 1902).

Unter den zahlreichen Arbeiten über die Erzählungen sei genannt:

Eichentopf = Hans Eichentopf: Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung („Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft“, herausgegeben von Ernst Elster, Nr. 11, Marburg 1908).

Rockenbach = Therese Rockenbach: Theodor Storms Chroniknovellen. Eine Untersuchung über Quellen und Technik (Braunschweig 1916).

An Abkürzungen werden sonst gebraucht:

Alberti = Lexikon der Schleswig-Holsteinischen-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis Mitte 1866, gesammelt und herausgegeben von Dr. Eduard Alberti (Kiel 1867 bis 1868, 2 Bde.). — Lexikon der Schleswig-Holsteinischen-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1866—1882. Im Anschluß an des Verfassers Lexikon von 1829—1866 gesammelt und herausgegeben von Dr. Eduard Alberti (Kiel 1885—86, 2 Bde.).

Gratopp = Karl Gratopp: Volkspoesie und Volkesglauben in den Dichtungen Theodor Storms (Dissertation, Rostock 1914).

Hanssen = Peter Hanssen: Medizinisches bei Th. Storm. Eine medizinisch-literarische Studie (Kiel 1912).

Krafft = M. Johann Melchior Krafft: Ein Zweyfaches Zwey-Hundert-Jähriges Jubel-Gedächtnis . . . dem beygefüget ist I. Eine zwey-Hundert-Jährige Husumische Kirchen- und Schul-Historie (Hamburg 1723).

Krey = Enno Krey: Das Tragische bei Theodor Storm (Dissertation, Marburg 1914; mit unveröffentlichten Briefstücken).

Laß I = J. Laß: Sammelung einiger Husumischen Nachrichten von Anno 1089 bis Anno 1700 (Flensburg 1750).

Laß II = J. Laß: Fortsezung der Sammlung einiger Husumischen Nachrichten de Anno 1701 biß 1750 (Flensburg 1750).

Laß III = J. Laß: Sammlung Husumscher Nachrichten, zweyter Fortsetzung 8 Stücke (Flensburg 1752).

Müllenhoff = Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Herausgegeben von Karl Müllenhoff (Kiel 1845).

Reitz = W. Reitz: Die Landschaft bei Theodor Storm („Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft", herausgegeben von Harry Maync und S. Singer, Heft 12, Bern 1913).

Wendt = W. Wendt: Die Musik in Theodor Storms Leben (Dissertation, Greifswald 1914). Dazu die Ergänzungen von Fritz Böhme in der „Deutschen Literaturzeitung", Bd. 38, Nr. 25 (Berlin 1917).

„Stormgedenkbuch" = Theodor-Storm-Gedenkbuch. Herausgegeben von Friedrich Düsel (Braunschweig 1917).

G_1 = Gedichte von Theodor Storm. Kiel. Schwers'sche Buchhandlung. 1852.

G_2 = Gedichte von Theodor Storm. 2. vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Heinrich Schindler. 1856.

G_5 = Gedichte von Theodor Storm. 5. vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1875.

G_7 = Gedichte von Theodor Storm. 7. vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1885.

L = Liederbuch dreier Freunde. Theodor Mommsen. Theodor Storm. Tycho Mommsen. Kiel. Schwers'sche Buchhandlung. 1843.

S = Sommergeschichten und Lieder von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1851.

Ss_{1-14} = Theodor Storms Sämmtliche Schriften. Erste Gesammtausgabe. Band 1—14. Braunschweig. Druck und Verlag von George Westermann. 1868. 1877. 1882.

Ss$_{15-19}$ = Theodor Storms Sämtliche Werke. Band 15—19. Braunschweig. Druck und Verlag von George Westermann. 1889.
V = „Volksbuch auf das Jahr 1844" (und so fort) mit besonderer Rücksicht auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg nebst Kalender. Kiel. Schwers'sche Buchhandlung.

Theodor Storms Leben und Werke (S. 7*—64*).

7*$_{15}$ Darüber sagen das Beste Klaus Groth selbst in seiner Anzeige von Storms „Sämtlichen Schriften" in „Westermanns Illustr. Deutschen Monatsheften", Bd. 25 (1868) und Adolf Bartels, sein Landsmann, in seiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart", S. 67ff. — **8***$_{8}$ Über die Abstammung vgl. Gertrud Storm, Bd. 1, Kap. 1 und 2, sowie die Tafeln am Ende. — $_{31}$ Mitteilung Gertrud Storms an W. Wendt: Wendt S. 6. — **9***$_{23}$ Angabe Gertrud Storms Bd. 1, S. 23. — **10***$_{6}$ Gertrud Storm: Aus Theodor Storms Kindheit (in „Westermanns Monatsheften", Bd. 123, Heft 1, Braunschweig 1917). — $_{15}$ Vgl. Müllenhoff, S. 547, wo Storm die Sage vom errötenden Bilde berichtet. — $_{31}$ Elsabe heiratete Esmarch, den Bürgermeister in Segeberg, Magdalene den Friedrichstädter Bürgermeister Stuhr. Die Hamburger Verwandtschaft bildete die Familie des Großkaufmanns Scherff; Storms Briefe an sie gab heraus W. Deetjen: Theodor Storm und die Familie Scherff („Stormgedenkbuch", S. 202ff.). — **11***$_{11}$ „Brautbriefe", S. 87 nennt Storm das Elternhaus ein unruhiges Haus, wo es von Fremden aus und ein wimmele. — $_{13}$ Über die Schulzeit vgl. Joachim Rohweder: Aus der Jugendzeit Theodor Storms. In der Gelehrtenschule („Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für Kunst und Literatur", Jahrg. 1, Heft 18, Altona 1906). Über den Lesestoff der Schule auch Kobes, S. 147. — $_{15}$ Rektor war seit 1821 der gelehrte Peter Friedrichsen. Über ihn vgl. Alberti, Bd. 1. — **12***$_{23}$ Über die Lübecker Zeit eine Zusammenfassung von Fritz Krüger: Theodor Storm in Lübeck (in der „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde", Jahrg. 13, S. 359—383, Lübeck 1911). Über das Katharineum und seine Schüler vgl. W. Jensen: Heimaterinnerungen I. Emanuel Geibel (in „Velhagen und Klasings Monatsheften", 14. Jahrg., Bielefeld 1900) und Litzmann. —**13***$_{26}$ Über ihn Storm selbst bei Litzmann, S. 18—21. Das Beste gibt jetzt Fritz Böhme: Ferdinand Röse (in der „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde", Bd. 17, Heft 2, Lübeck 1915), zugleich mit einer Quellensammlung. Röse war Privatdozent in Basel und Tübingen, schrieb Gedichte 1839, einige abenteuerliche Märchen und Geschichten, gab einen Volkskalender heraus und vor allem eine „Einleitung in die Individualitätsphilosophie" (Göttingen 1856). — **14***$_{5}$ Mitgeteilt bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 81. — $_{8}$ Diese alte Fassung bringt Gertrud Storm,

Bd. 1, S. 112f. — **14*** $_{14}$ Geibel hat den Dichter Storm sehr geschätzt; Storm hat vor dem Menschen Geibel hohe Achtung gehabt, weniger vor dem Dichter; die Verurteilung der Lübecker Jugendgedichte durch Geibel fand er durchaus gerecht. — **15*** $_{1}$ Über Koopmann, der auf der Husumer Gelehrtenschule gewesen war und von 1834—1839 in Kiel studierte, vgl. die „Allgemeine Deutsche Biographie", Bd. 16, S. 653. — $_{4}$ Hanssen, S. 45, nach Mitteilung Gertrud Storms. — $_{21}$ „Brautbriefe", S. 37—38. — $_{22}$ Über sie Gertrud Storm, Bd. 1, S. 148f., und Binder, S. 59—61. Storm dichtete für eine Hochzeitsfeier einen Auftritt in Versen, in dem Berta als Zigeunerin auftrat. — **16*** $_{24}$ Für die Berliner Jahre wurden die Universitätsakten durchgesehen. — **17*** $_{11}$ Angabe Gertrud Storms, Bd. 2, S. 137. An einen solchen Ausflug denkt Storm auch in einem Brief an den Shakespeareforscher Delius vom 27. November 1870. Mitgeteilt von H. Bräuning-Oktavio im „Westfälischen Magazin", Neue Folge, Bd. 3, Nr. 2, S. 28f. (Dortmund 1911). — $_{22}$ Mitgeteilt im „Stormgedenkbuch", S. 35—37, aus der Bücherei Otte-Wiesbaden. Nicht ganz dazu paßt der Zeitangabe nach ein Einladungsgedicht Storms mit Eintragungen einiger Teilnehmer; aus derselben Bücherei versteigert am 14. Juni 1917 bei Paul Graupe in Berlin. — $_{30}$ Vgl. Röse: Über die szenische Darstellung des Goetheschen Faust und Seydelmanns Auffassung des Mephistopheles (Berlin 1838). — $_{35}$ Wendt, S. 28f., weist auf den „Dresdener Anzeiger" vom 24. August 1838, wo unter den angekommenen Reisenden fünf Berliner Studenten genannt werden, und vom 16. September 1839, wo unter derselben Bezeichnung aufgeführt sind: „D. Hrn. Stud. Meisterlin und Storm aus Dänemark". Da auch unter den früher angekommenen einer als Storms Freund, zwei andere als Schleswig-Holsteiner bezeugt sind, werden die Freunde, im ganzen sieben, also getrennt gereist sein. Storm hatte anfangs nicht die Erlaubnis erhalten; vgl. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 138. — **18*** $_{21}$ So sagte Th. Mommsen in seiner Tischrede bei der Berliner Stormfeier. Vgl. den Bericht des „Berliner Tageblattes" vom 14. Mai 1884. — **19*** $_{10}$ Ludwig Wienbarg in den „Literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle", Nr. 148, S. 1167 (Hamburg 1843), und „Blätter für literarische Unterhaltung", 1844, Spalte 1333—34, wo der frische Ton aller drei Sänger gerühmt wird, unter denen keiner den anderen überrage. — $_{36}$ Als Sammler führt Gustav Frenssen Storm und Müllenhoff vor im „Jörn Uhl". — $_{38}$ Vgl. Friedrich Hirth: Johann Peter Lyser, S. 294—295 (München 1911). — **20*** $_{8}$ Müllenhoff war seit Herbst 1841 in Kiel und promovierte im April 1842. — $_{29}$ Litzmann, S. 58. — $_{33}$ Briefe an seine Freunde, S. 1 sagt Gertrud Storm, ihr Vater habe sich Herbst 1842 als Rechtsanwalt in Husum niedergelassen. Dagegen Gertrud Storm Bd. 1, S. 158. — **21*** $_{37}$ Über Auguste vgl. W. Deetjen: Zur Biographie Storms (in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Band 6, Beilage, S. 274, Leipzig 1914). Das Gedicht teilt Gertrud Storm mit Bd. 1,

S. 167. — **22***$_4$ „Brautbriefe", S. 82, steht das Gedicht. — $_{13}$ Christian Ulrich Beccan, 1809 geboren, schrieb eine „Geschichte der Stadtverfassung in Husum" und einen „Versuch einer urkundlichen Darstellung der Geschichte Husums", dazu einen Band „Gedichte". — **24***$_4$ff. Darüber gibt der Brief an Brinkmann vom 21. April 1866 Auskunft, vgl. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 129. Der geistreiche Versuch B. Pitrons, aus der Lyrik und „Angelika" eine Geschichte der Liebe zu entwickeln (vgl. „Une interpretation nouvelle de quelques œuvres de Th. Storm", in der „Revue Germanique", IX. année, Nr. 5, Paris 1913), ist nicht ganz gelungen. — $_{17}$ Als aus den vergrabenen Liedern bezeichnet Storm einige Gedichte, die er an Tycho Mommsen sendet. — $_{32}$ Vgl. das von Gertrud Storm Bd. 1, S. 143 mitgeteilte Briefstück. Storm hat Biernatzki später in Potsdam wiedergesehen. Fontanes Urteil über die Volksbücher, die Biernatzki gesammelt als „Scenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein" (Altona 1850) in 2 Bänden erscheinen ließ, ist wohl zu hart. Brief an Storm vom 6. Oktober 1853. — $_{37}$ Von Storm sind außer den im Jahrgang 1844 zusammen mit Mommsen mitgeteilten Stücken, 1846: „Geschichten aus der Tonne", darin das ganz selbständig erzählte Volksmärchen von den drei Spinnfrauen, das auch in Grimms und in Müllenhoffs Sammlungen steht, „Se dohn sick wat to gode" und „Dree to Bed", bei Müllenhoff als von Storm bezeichnet. Den Rahmen hat Storm später in „Von Jenseit des Meeres" und den „Geschichten aus der Tonne" benutzt. Ferner „En Döntje" und die Sage „Das Wunderhorn"; vgl. Gertrud Storm, Bd. 1, S. 142. Nach Johannsen: Storm als Humorist (im „Hamburger Fremdenblatt", 1899, Nummer 60) ist auch das Döntje „Weshalb sie den Nachtwächter nicht begruben" in *V* 1849 von Storm. Vgl. Bd. 5 dieser Ausgabe. — **25***$_{21}$ Storms Tischrede zur Feier des siebzigsten Geburtstages: Als ich die schicksalsschweren Lieder, die die kleine Dichtung Immensee tragen, geschrieben hatte, „Meine Mutter hat's gewollt" und das Lied des Harfenmädchens; als dann auch noch das Octoberlied entstanden war, da war mir, auch ich sei jener seltenen, reinen und tiefen Lyrik mächtig, die ich bei Goethe, Heine, Uhland, Eichendorff und Eduard Mörike gefunden hatte. Vgl. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 235 f. — $_{26}$ Heyse-Storm, S. 70; Fontane I, S. 304. Storm hat die Ausstattung von Heyses „Jungbrunnen" gefallen, der bei Duncker erschien. Storm sandte die Sammlung an Mörike und Stifter. Mörike antwortete nach Jahren, Stifter anscheinend gar nicht. Briefe an seine Freunde, S. 6. — $_{31}$ „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 11. Januar 1851 Die einzige Hamburger Besprechung soll ungünstig gewesen sein. Karl Goedeke wies nachdrücklich auf *S* hin in dem Vorwort zu der Lyriksammlung „Des Mägdleins Dichterwald", herausgegeben von Theodor Colshorn (Hannover 1852). — **26***$_9$ Über Husum vgl. Felix Schmeißer: Eine westschleswigsche Stadt in den Jahren 1848—51. Kriegs- und Lebensbilder aus der schleswigholsteinischen Erhebungszeit (Husum 1914). — $_{38}$ „Briefe an seine

Freunde“ S. 11 sagt Gertrud Storm, daß Brinkmann bereits Herbst 1849 nach Rendsburg versetzt wurde. Die Briefe setzen erst im Oktober 1850 ein. — 27*1 Friedrich Feddersen 1790—1863 war schriftstellerisch tätig und gab eine sehr gründliche „Beschreibung der Landschaft Eiderstedt“ (Altona 1854) heraus. — 30 Die Angabe Gertrud Storms Bd 1, S. 208, Storm sei Januar 1852 in Berlin gewesen, beruht anscheinend auf einer falschen zeitlichen Einordnung eines Briefes an Brinkmann. — 28*4 „O du mein holder Abendstern“ wurde ein Lieblingslied Storms. Sonst hat er kein Verhältnis zu Wagner gefunden; vgl. Wendt, S. 68, und Jensen: Heimaterinnerungen III (in Velhagen und Klasings Monatsheften“, Jahrg. 14, Bielefeld 1900), Klaus Groth. — 5 Am 18., nicht am 23., wie Gertrud Storm Bd. 2, S. 9 angibt. — 21 Ergötzliche Geschichten erzählen W. Lübke: Lebenserinnerungen, S. 171 ff. (Berlin 1891) und Pietsch, Bd. 1. — 27 Brief an Fontane, 23. März 1853; Fontane, I, S. 345 ff., hat Storms Abneigung „Husumerei“ und „Lokalpatriotismus“ gescholten. — 29*8 Daß Storm gerade in der Mark nach dem Anblick eines ehrlichen Kartoffelfeldes Sehnsucht hatte, konnte Fontane mit Recht etwas seltsam berühren. — 11 Über sie Pietsch, Bd. 2, S. 155 ff. — 16 Mörike-Storm, S. 37. — 22 Die eingehendste Schilderung dieses seltsamen Dichtervereines gibt Fontane I. — 33 Auch über ihn und seine einzelnen Mitglieder vgl. Fontane I; dazu die Lebenserinnerungen von Lübke, Lazarus, Roquette und Pietsch, Bd. 1. — 36 Lepel (1818—85) dichtete „Lieder aus Rom“. — 38 Der unlyrische Märker, Weltmann und Zeitungsschreiber Fontane hat aus seiner Abneigung gegen den „Weihekußmonopolisten“ Storm kein Hehl gemacht, ebensowenig aus seiner unbedingten Anerkennung des Liederdichters. — 30*1 Merckel 1803 bis 1861 schrieb eine prachtvolle politische Satire „Der Frack des Herrn v. Chergal“ und sehr feinsinnige Gedichte. Storm scheint sich an dem Wesen des hohen Beamten etwas gestoßen zu haben, schätzte aber den Dichter. — 3 Zöllner (1821—97), später Geheimer Oberregierungsrat und ständiger Sekretär der Berliner Akademie der Künste. Storm sagte: Das Zöllnersche Haus ist ein Punkt des Friedens, wo man ausruhen kann; vgl. M. Lazarus: Lebenserinnerungen. Bearbeitet von Nahida Lazarus und Alfred Licht, S. 619 (Berlin 1906). — 4 Über ihn H. W. Seidel in dem Nachwort der Ausgabe der Briefe an Eggers, S. 95 ff. Eggers, geb. 1819, starb 1872 als Leiter der preußischen Kunstangelegenheiten. — 5 Storm stand auch mit ihm in Briefwechsel. Kugler, der Mitbegründer der Kunstwissenschaft, schrieb unter anderem „An der Saale hellem Strande“ und achtbare geschichtliche Novellen; er starb unerwartet 1858 als Fünfzigjähriger. — 32*4 Friedlieb (1815—66), außerordentlicher Professor, stammt aus Husum; die Mutter war eine geborene Woldsen; vgl. Alberti, Bd. I. — 11 Eine schöne Zusammenfassung gab Maria Brüll: Heiligenstadt in Theodor Storms Leben und Entwicklung. Eine literarhistorische Studie

(Münster 1915). — **34**$^*_5$ Über diese Fahrt nach Theistungen im Juli 1858 vgl. „Briefe an seine Frau", S. 61ff. — 6 Friedrich Karl Philipp Alexander v. Wussow (1820—89), später Landrat in Arnsberg, starb als Geheimer Oberregierungsrat im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Über ihn und seine Gattin Anna v. Byren schreibt ausführlich Ludwig Pietsch, Bd. 2, S. 89ff. Die Freundschaft hat sich bis ins Alter fortgesetzt. Wussow nahm Storms studierende Söhne und 1884 ihn selbst freundlich in Berlin auf. — 33 So der Klavierspieler Gustav Schuhmann. wahrscheinlich auch Marie Seebach. — 35 Sehr bezeichnend ist der Brief an Konstanze vom Juli 1858. Wussow hat grausame Gedanken über Tod und Sterben geäußert, vor denen Storm sich nur an Konstanzes Brust retten kann. — **35**$^*_5$ Storm wollte April 1862 eine Verwahrung gegen die Wahlerlasse der preußischen Minister an die Beamten, die diese zur Stimmabgabe für die Konservativen veranlassen sollten, herbeiführen, aber die Amtsgenossen sträubten sich; vgl. „Heimatbriefe", S. 182. — 13 Er besuchte Storm auch später 1868 in Husum. — 31 Gleichfalls. — 36 Diese Bilder schmücken die Ausgabe der „Heimatbriefe". — **36**$^*_{14}$ Storms Briefe an Otto Speckter sind veröffentlicht in den „Hamburger Nachrichten. Zeitung für Wissenschaft, Literatur und Kunst", Nr. 33 vom 15. August 1909. Speckter (1807—71) gehörte als Mensch und als Maler zur Richtung der Nazarener. Er hat sich wegen äußerer Verhältnisse als Maler nicht entwickeln können. — **37**$^*_{13}$ Ludwig Pietsch, Bd. 2, S. 282f., und „Heimatbriefe", S. 212. — 27 Sogar der Kultusminister v. Mühler, der Verwandte Klärchen Goßlers, riet zur Annahme; vgl. „Heimatbriefe", S. 217. — 36 „Briefe an seine Frau", S. 179ff., und Pietsch, Bd. I, S. 332ff., sind zusammenzustellen. — **38**$^*_1$ Brief an Pietsch (vgl. Pietsch, Erinnerungen). — **39**$^*_{11}$ Über ihn berichtet Storm an Konstanze am 28. Juni 1862 sehr ausführlich. Vgl. auch Fritz Böhme: Ein unbekannter Novellenplan Theodor Storms (im „Literarischen Echo", Bd. 18, S. 644ff., Berlin 1916). Ein anderer Plan, den ihm die richterliche Tätigkeit zuführte, wird von Storm in den „Briefen an seine Braut" 1846 (S. 309) entwickelt. Die kleine etwas humoristische Geschichte, über die Storm an Eggers am 11. Januar 1858 schreibt, scheint auch nicht zustande gekommen zu sein. — 32 Vgl. Tönnies, S. 46f. — 34 Der Landvogt hatte die Polizei und Gerichtsbarkeit über die nicht unter städtischer Rechtsprechung stehenden Strecken. — **40**$^*_{14}$ Daß die Amtseinnahmen von 4500—6000 Mark oft nicht reichten, bestätigen zahlreiche Klagen in den Briefen. Storm war sehr auf die Einnahmen aus seinen Dichtungen angewiesen, über die er Heyse oft befragte. Das Studium der Söhne verschlang das Vermögen des Vaters. — 18 Ludwig Pietsch, Erinnerungen, und Storm an Eggers 16. August 1867. Wir können nicht verkennen, daß wir lediglich unter der Gewalt leben. . . . Die unglaublich naive Roheit dieser Leute vertieft die Furche des Hasses, die Preußens Verfahren tief

in die Stirn der Schleswig Holsteiner eingegraben. Auf diese Weise einigt man Deutschland nicht. Vgl. auch Tönnies, S. 53. — 1864—66 lag in Husum eine österreichische Besatzung, deren Offiziere die Standespersonen Husums zu Festen einluden. — **40***29 Brief an Tycho Mommsen vom 28. August 1865. Die Briefe an die Freunde ähneln sich alle. — 38 Mitteilung der Dame, die damals Storms Wirtschaft führte. Vgl. Keller-Storm, S. 50f. (1. Aufl., Berlin 1904). — **41***12 Storm und Turgeniew standen in Briefwechsel noch 1868. — 14 Storm hatte noch längere Zeit Beziehungen zu ihr. — 36 Gertrud Storm, Bd. 2, S. 126. Es war die Schottin, die Storm bei Wussows kennenlernte. — **42***1 Brief an Brinkmann vom 21. April 1866, der in den Briefen an seine Freunde merkwürdigerweise nicht gedruckt ist. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 129ff. Daß die Ehe sehr glücklich war, bestätigen alle Freunde Storms, auch seine eigenen Äußerungen. Klaus Groth nannte Frau Do die „saubere Hausfrau". Vgl. Storms Brief an Hermine von Preuschen 1. Februar 1874. — 35 Brief an Eggers 4. Juni 1869. — **43***5 Allein die Briefe an den Junggesellen Keller sind voll von ihnen. Sehr schön schildert „Weihnachten bei Theodor Storm" die Tochter Gertrud in „Meerumschlungen. Ein literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein", S. 197—201 (Hamburg und Lübeck 1907). — 6 Nach Storms Wegzug löste sich der Chor vorübergehend auf, um als „Theodor-Storm-Verein für gemischten Chor" wiederaufzuerstehen. — 18 Vgl. unter anderem Emilie Eberhard: Storm als Gesangsvereinsleiter (in „Westermanns Monatsheften", Bd. 123, Heft 1, Braunschweig 1917). — 21 Über den Theaterbesuch etwa Heyse-Storm, S. 168, und Tönnies, S. 55f. Dort auch über das Vorlesen des „Amtschirurgus"; daß Storm „Beim Vetter Christian" vorlas, wurde dem Herausgeber in Husum erzählt. Auch in einem ständigen Whistklub las der Dichter seine eigenen Sachen. „Briefe an seine Kinder", S. 170. — 28 Ludwig Christian Detlev Friedrich Graf zu Reventlow (1824—93) war seit 1867 Landrat des Kreises Husum. Seine Gattin war eine Gräfin zu Rantzau. Über das Verhältnis zu dem Dichter vgl. Jensen. Am 14. Februar 1882 nennt Storm die Gräfin Heyse gegenüber eine Frau auf Not und Tod für alle, die sie liebt. — 38 Über ihn vgl. Johann Saß im „Deutschen Nekrolog", Bd. 9, S. 270 (Berlin 1906). — **44***2 Pfarrer in Schwabstedt war Thede Trulsen, in Hattstedt Pastor Herr, in Drelsdorf Harro Feddersen, der Sohn von Storms altem Freunde und der Gatte einer Schwester Konstanzes. — 11 Im November 1871 erlebte Storm die Aufführung von Ludwig Scherffs Jugendoper „Die Rose von Bacherach" mit, die es zu keinem bedeutenden Erfolge brachte. — 19 Kuh starb Ende des Jahres 1876 an einem typhösen Nervenfieber. Storm sandte tieferschüttert der Gattin ein Beileidschreiben am 4. Januar 1877. — 23 Groth nennt in seinen „Lebenserinnerungen", herausgegeben von Eugen Wolff (Kiel und Leipzig 1891), Storm nicht. Storm selbst schreibt über seinen Besuch am 18. August 1867 an

Eggers, 1869 singt er Scherffsche Lieder in Kiel, schon 1853 steht er mit Groth in Briefwechsel. — **44***38 Über die Gründe des Einschlafens des Briefwechsels äußerte sich Albert Köster in der Einleitung und den Anmerkungen; vgl. etwa noch Sigmund Schott: Theodor Storm und Gottfried Keller (in den „Xenien", 1. Jahrg., Heft 6, Leipzig 1908), Karl Strecker: Zwei Meister in ihren Werkstätten (in der „Täglichen Rundschau", Unterhaltungsbeilage 1904, Nr. 110ff.); Ermatinger: Gottfried Kellers Leben, S. 539—540 (2. Aufl., Stuttgart und Berlin 1916), hebt den Gegensatz nicht scharf genug hervor. Die Schilderung einer schwermütigen Abendstimmung fand Keller etwas kokett; vgl. Brief an Petersen vom 4. Februar 1882. Storm nannte den Schweizer eine innerlichst bescheidene Natur; vgl. Heyse-Storm, S. 156; Emil Franzos gegenüber betonte er Kellers feinen Blick für die Liederdichtung; vgl. Karl Emil Franzos: Zur Erinnerung an Theodor Storm (in der „Deutschen Dichtung", Jahrg. 5, Heft 1, Dresden 1888); die Gedichte selbst fanden nur teilweise seine Anerkennung. — **45***1 Über Petersen (1837—1900) vgl. Joh. Saß im „Biographischen Jahrbuch", Bd. 5, S. 218 (Berlin 1903). Er versuchte sich auch als Dichter. — 7 Vgl. Hermann Heiberg. Die zahlreichen Briefe Storms an ihn harren noch der Veröffentlichung. Storm war auch bei Jensens in Schleswig, später zogen diese nach Freiburg i. Br. — 14 Heiberg verlegte „Novellen" und den Einzeldruck von „In St. Jürgen". — 16 Hopfen war 1872 in Husum. „Briefe an seine Kinder", S. 159. — 16 Storm rief Seidel oft zu: tiefer, schlagender und knapper!, hatte aber doch herzlichen Anteil an seiner Art; vgl. A. Biese: Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker, S. 128 (Berlin 1896). — 18 Tönnies, S. 55. — 24 Schindler starb 1885. Storm, der bei der Vorbereitung des „Hausbuches" mit ihm brieflich anknüpfte, hat sich lebhaft, aber nicht erfolgreich für die Aufnahme seiner Erzählungen in Heyses „Novellenschatz" eingesetzt. Schindler schrieb unter anderem „Rosenegger Romanzen", „Geschichten des Scharfrichters Rosenfeld und seines Paten" (1873). — 29 Ein Schüler Coutures in Paris (1821—96); vgl. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 146. — 32 Er schmückte die dritte Auflage von Storms „Hausbuch" mit Bildern. Seine Entwicklung, vor allem als Kunstbeurteiler, unterbrach sein früher Tod 1888. Storms Briefe an ihn veröffentlichte Rosa Schapire in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", Neue Folge, Bd. 2, S. 39—42 (Leipzig 1910), und in der Einleitung zu „Hans Speckters Briefen aus Italien" (Hamburg und Leipzig 1910). — 34 Ada Christen widmete Storm „Vom Wege. Novellen und Skizzen", nachdem Storm die Sammlung durchgesehen hatte. Briefe Storms an sie stehen in der „Deutschen Dichtung", Bd. 32, S. 175 (Berlin 1902). — 35 Storms Briefe an Hermine von Preuschen, die spätere Gattin Konrad Telmanns, sind von eigentümlichem Reiz. Als Sechzehnjährige schrieb die junge Malerin an den 56jährigen Dichter, der sich in die Beschützerrolle nur schwer fand und mit ihrer

späteren leidenschaftlichen Liederdichtung ebensowenig anzufangen wußte wie Heyse. — **46***$_{23}$ Ihre Hochzeit mit Pastor Haase in Heiligenhafen, dessen unbefangenes Menschentum dem Dichter gefiel, berichtet Storm im Oktober 1879 an Heyse. — $_{25}$ Ernst Storm starb als angesehener Justizrat 1913 in Husum. Als Tübinger Student besuchte er Mörike und als Referendar in Berlin Alex. v. Wussow. Storm rühmt oft seine kritische Begabung. 1877 nennt er ihn mein *alter ego* (Heyse-Storm, S. 157). — $_{26}$ Erinnerungen an ihn schrieb Tönnies, S. 39—47. Er war Musikstudent in Leipzig, Stuttgart und Berlin, fand in Stuttgart freundliche Aufnahme bei dem Professor der Ästhetik Scherer und in Berlin bei Storms altem Freund Zöllner, dem „Chevalier" des Rütli. Er verlor seine Stimme, wirkte bis zu seinem Tode 1899 als Gesanglehrer in Varel bei Oldenburg. — $_{31}$ Gertrud Storm, Bd. 2, S. 147ff., gab zuerst einen Einblick in dieses furchtbare Geschick. Die Briefe an Heyse vervollständigen das düstere Bild. — **47***$_{11}$ Die Gesamtausgabe zeigte Klaus Groth an in „Westermanns Illustrierten deutschen Monatsheften", Bd. 25, S. 329ff. (Braunschweig 1868), unter starker Betonung des Einflusses der Heimat auf das Schaffen des Dichters, die 1877 folgenden Bände 7—10 Theodor Fontane in der „Vossischen Zeitung" vom 14. Januar 1877. Westermann besuchte Storm 1867 in Husum. — $_{15}$ Es erlebte vier Auflagen: 1870, 1873, 1875 und 1878. — **48***$_{34}$ Wie wenig Storm an diesem Orden, der als Alterszeichen schablonenmäßig aufgeheftet wird, Gefallen fand, zeigt unter anderem der Brief an den Zeitungsleiter und Schriftsteller Oskar Horn am 11. Dezember 1882; vgl. „Hannoverscher Courier", Beilage „Welt und Wissen", Nr. 147, vom 6. Oktober 1909. — **49**$_{2-3}$ Vgl. die schöne von Erich Schmidt mitgeteilte Briefstelle. — $_{11}$ Über „Theodor Storm als Bibliophile" schreibt Max Kirmße im „Jahrbuch deutscher Bibliophilen. Deutscher Bibliophilenkalender", 5. Jahrg., S. 37—47 (Wien 1917). — $_{21}$ Darüber plaudert hübsch H. E. Jürgensen: Ein paar Erinnerungen an Theodor Storm, im „Stormgedenkbuch". — $_{22}$ Luzie führte eine Zeitlang Hans in Wörth die Wirtschaft; auch die anderen waren oft längere Zeit fort. — **50***$_{11}$ Aus Segeberg Verwandte Konstanzes, aus Kiel unter anderen Friedliebs. — $_{22}$ Schütze starb plötzlich kurz nach Storms 70. Geburtstage. — $_{24}$ Ihr Aufsatz im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes", 52. Jahrg., S. 267ff. (Leipzig 1883), gibt Eindrücke dieses Besuches wieder. — $_{26}$ Geschildert in dem Aufsatz „Ein Besuch bei Theodor Storm" (im „Daheim", Bd. 29, Nr. 52, Leipzig 1893). — $_{31}$ Über den Besuch schreibt Heyse an Keller (vgl. Heyse-Keller, S. 243): „Mit Stormen habe ich drei Tage erlebt, ganz den Alten in ihm gefunden, der alle kleinen Freuden seines 64jährigen Lebens beständig wie ein stehendes Heer um sich geschart hat und sich damit gegen die Unbilden von Zeit und Welt siegreich verteidigt, ein wahrer Lebenskünstler. Auch daß er sich nie daran wagt, seine Grenzen zu erweitern, ist klug und sichert seinen Frieden. Er hat

sich ein Haus, das sehr behaglich eingerichtet ist, in eine der lachendsten Gegenden seiner Heimat hingebaut und läßt sich von Frau und vier Töchtern in Baumwolle wickeln. Und bei allem Altjüngferlichen, Züs-Bünzlinhaften, das ihm anhängt, fährt dann wieder ein so schneidiges Mannesschwert aus seinem Munde, das man froh erschrickt!" — **51***₁ Ihr Gatte wurde nach einigen vergeblichen Versuchen anderswo 1885 dort zum Pfarrer gewählt. Ihre erste Tochter machte Storm 1882 zum Großvater. — 7 Über den Berliner Aufenthalt vgl. unter anderem Ludwig Pietschs Bericht in der „Vossischen Zeitung" vom 14. Mai 1884. Keller wunderte sich über Storms ungeschickte Rede. Vgl. Heyse-Keller, S. 362. — 14 Darüber unter anderem Tönnies, S. 64ff. — 28 Er starb im Dezember 1886 an einem Lungenleiden in Aschaffenburg. Ernst, der ihn besuchte und begrub, sagte zu Storm: „Vater, dein genialster Sohn ist nun nicht mehr." Storm hatte unerbittliches Mitleid mit ihm. — 32 Die Gattin des Badearztes war eine geborene Tiedemann, die Storm von Husum her kannte. — 34 Über die Feier vgl. unter anderem „Kieler Zeitung", Nr. 12050. Heyse sandte ein langes, schönes Glückwunschgedicht. — **52***₄ Über die Rede vgl. Jensen und Gertrud Storm, Bd. 2, S. 233—236. — 9 „Kieler Zeitung", Nr. 12046 und 12049. — 15 Erich Schmidt, Adolf Stern und der Holländer Leefland. — 17 Heinrich Kruse (1815 bis 1884), der Dramatiker. Storms Briefe an ihn stehen in der „Bücherschau", Bd. 3, S. 38—43 (Düsseldorf 1911). — 19 Über Storms Beziehungen zur „Deutschen Dichtung" vgl. Karl Emil Franzos daselbst, Bd. 5, Heft 1 (1888). — **53***₂₇ Das Bruchstück teilt Gertrud Storm, Bd. 2, S. 248—260 mit. — 33ff. Vgl. Gertrud Storm: Aus Theodor Storms letzten Stunden (im „Stormgedenkbuch", S. 51ff.). Brief Frau Dos an Heyse vom 15. Juli 1888 und Alfred Biese, Bd. 2, S. 186ff. — 35 Tönnies, S. 54. — **54***₁₄ Darüber die Briefe Frau Dos nach Storms Tode an Heyse. — *16f. Vgl. Biese: „In der Stadt Theodor Storms" (Biese, Bd. 2, S. 198ff.). Die Rede hielt Ferdinand Tönnies (S. 25—38). — **55***₂₈ Auf die überragende Bedeutung des Grauens vor der Vergänglichkeit wies eindringlich hin Storms Enkel Enno Krey in seiner schönen Einleitung. Vgl. auch Binder, S. 95. Einen merkwürdig verständnislosen Anklageaufsatz „Zu Theodor Storms Gedächtnis" schrieb Johannes Höffner im „Daheim", 53. Jahrg., Nr. 50 (Leipzig 1917). Das Beste über Storms religiöse Auffassung gibt O. Frommel: Die Lebensanschauung Theodor Storms (in dem Werke: „Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung", S. 87—114, Berlin 1902). — 30 Diese bürgerliche Lebenseinstellung rücken neuere Kunstbetrachter in den Mittelpunkt, vor allem Georg von Lukázs in dem sehr anregenden Aufsatze „Bürgerlichkeit und l'art pour l'art. Theodor Storm" in dem Werke „Die Seele und ihre Formen", S. 121 bis 169 (Berlin 1911). — 37 Das bezeugt „Ein Bekenntnis", das Johannes Wedde: Theodor Storm. Einige Züge zu seinem Bilde

(Hamburg 1888) wohl zu sehr für diese Frage ausnutzt; vgl. aber auch Tönnies, S. 61, und die Einleitung des Herausgebers zu der Erzählung Bd. 4 dieser Ausgabe. — 56*2 Für Storms Haß gegen den Adel als Stand vgl. „Heimatbriefe", S. 172. Adel und Kirche seien die zwei wesentlichen Hemnisse einer durchgreifenden sittlichen Entwicklung unserer sowie anderer Völker. — 5 ff. Storms Äußere, das Fontane I, S. 348 ff. etwas bissig schildert, stellen Jensen, Heiberg, H. v. Preuschen, Erich Schmidt, A. Biese übereinstimmend dar. Die zahlreichen Bilder in den „Sämtlichen Werken" und in den Briefsammlungen zeigen große Unterschiede zwischen dem jungen und dem alten Dichter. — 18 Die Kindererziehung bemängeln Fontane und Pietsch. — 22 Diese Staatsauffassung weist unter anderem nach J. Georg Plotke: Theodor Storm und der Krieg („Stormgedenkbuch", S. 86—99); vgl. vor allem Jensen. — 36 Storm an Hermine v. Preuschen 31. Januar 1882. — 38 Das bezeugen Storms Handschriften, ferner Biese, Heiberg und Fontane, der von Storm erst lernte, wie schwer das Versemachen ist; vgl. Brief an Friedrich Witte vom 3. Oktober 1853 in Fontane I, S. 85. Einige Handschriftenproben gibt das Bändchen von Gertrud Storm: Theodor Storm, Zum hundertsten Geburtstag (Berlin 1917). — 57*8 Dazu vgl. Hansen, S. 44, ferner Tönnies, S. 68, und die Anmerkungen des Herausgebers zum „Schimmelreiter" (Bd. 4 dieser Ausgabe). — 15 Es kann mich doch mitunter so etwas von Mitleid mit mir selber anwandeln, daß ich meine besten Kräfte an Etwas hingeben muß, was tausend Andere auch statt meiner tun könnten („Heimatbriefe", S. 166 f.). — 58*6 Das ist dem Herausgeber von Fachleuten in Husum bestätigt worden. — 10 Mitteilung von Ernst Esmarch: Theodor Storms Dichtungen (in den „Monatsblättern für deutsche Literatur'', S. 567, Leipzig 1898); Fontane I, S. 355 ff. u. a. — 24 Vgl. Biese im „Literarischen Echo", Bd. 16, Spalte 502 (Berlin 1913). — 59*1 Diese Verbindung hat Biese wiederholt mit Recht als sehr bezeichnend hervorgehoben. — 27 ff. Darauf ist stets hingewiesen worden. Storm selbst spricht oft darüber; etwa „Heimatbriefe", S. 75. Wäre ich in meinem Garten in Eurer Nähe zwischen den Menschen geblieben, zwischen denen ich aufgewachsen, in der Atmosphäre, in der die Erinnerungen unserer Familie leben, ich würde Manches geschrieben haben. Kobes ist diesen Einflüssen nachgegangen und zwei Franzosen haben sie liebevoll verfolgt; vgl. Paul Besson: Un poète de la vie intime. Les romans et nouvelles de Théodor Storm (in der „Revue Germanique", Bd. 2, S. 291—315, Paris 1906), und A. Vulliod: Les sources d'émotion dans l'œuvre de Théodor Storm (daselbst, Bd. 3, S. 66—85, 181—217; Paris 1907). — 60*1 Über die Verwandtschaft Storms mit Stifter schreibt nicht erschöpfend Alois Raimund Hein: Adalbert Stifter, S. 656 (Prag 1904); ferner Ernst Bertram: Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik, S. 42—46 (Dortmund 1907). Storm schätzte Stifter sehr hoch und verdankt ihm viel. Das erkannte schon Paul Heyse

in der Vorrede zu „Eine Malerarbeit“ im „Deutschen Novellenschatz“, 2. Serie, 3. Band. — **60***$_5$ Das würdigt hübsch H. Stamm: Ein Beitrag zu Theodor Storms Stimmungskunst (Dissertation, Erlangen 1914). — $_8$ Biernatzki forderte Storm auf, für *V* ein Prosastück zu schreiben. — $_9$ Brief an Emil Kuh vom 21. März 1873: Es gibt Stoffe, die zu ihrer letzten Wirkung einer größeren Vorbereitung bedürfen als das lyrische Gedicht zuläßt. Über die Entwicklung am besten Else Riemann: Th. Storms Bemerkungen zur Theorie der Novelle und die Entwicklung seiner Novellistik (in dem Buche „Studien zur Literaturgeschichte, A. Köster zum 7. November 1912 überreicht“, S. 233—247, Leipzig 1912). — $_{17}$ Über „Romantische Elemente bei Theodor Storm“ schrieb sehr fein, nur in Einzelheiten nicht erschöpfend, Wilhelm Dreesen (Dortmund 1905). — $_{29}$ Vgl. W. Reitz; ferner E. Buchholz: Die Natur in ihrer Beziehung zur Seelenstimmung in den Frühnovellen Theodor Storms mit besonderer Berücksichtigung seiner Lyrik (Dissertation, Greifswald 1914); W. Seidel: Die Natur als Darstellungsmittel in den Erzählungen Th. Storms (Dissertation, München 1911); C. Meyer: Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen Theodor Storms. Novellen der Frühzeit 1847—1872 (Dissertation, Kiel 1907); J. Vlašinský: Mimische Studien zu Theodor Storm (im „Euphorion“, Bd. 17, S. 636—650, Bd. 18, S. 150—157, 468—478, Leipzig und Wien 1910, 1911). — $_{38}$ Dazu etwa H. Bracher: Rahmenerzählung und Verwandtes bei Keller, Meyer und Storm (in den „Untersuchungen zur neueren Sprache und Literatur-Geschichte“, Neue Folge, Heft 3, Leipzig 1909). — **61***$_{18}$ Auf die Bedeutung des Zurücktretens der Liebesgefühle weist hin Berthold Litzmann: Theodor Storm (in den „Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn“, 11. Jahrg., Heft 2—3, Bonn 1917—18). — $_{36}$ J. Georg Plotke: Theodor Storm und der Krieg (im „Stormgedenkbuch“), S. 87, betont Heyses Einfluß zu stark. Schon in dem Brief vom 13. Juli 1876 an Petersen lehnt Storm ab, als Schüler Heyses bezeichnet zu werden. — **62**$_{10}$ff. Daß dieser Punkt für Storm der wichtigste war, beweisen die Briefe an Heyse, vor allem die vom 15. November 1882 und vom 24. Oktober 1883. — **63***$_1$ Enno Krey, a. a. O., und Otto Hastenplug: Über das Tragische (Dissertation, Münster 1917), der eine Lehre des Tragischen auf Storms Novellen aufbaut. — $_9$ff. An Petersen am 22. März 1878; ähnlich an Erich Schmidt am 26. Juni 1880, vgl. Krey, S. 60, Anm. — $_{16}$ Karl Kinzel: Theodor Storm, ein Prediger der Entsagung (in „Aus Höhen und Tiefen“, Jahrg. 4, S. 274—304, Berlin 1901), traf Storms Wesen besser als H. Gilbert: Theodor Storm als Erzieher [zur Lebensfreude] (Lübeck 1904). Ein schönes Zeugnis für die trotz ihres düsteren Ernstes lebenstärkende Wirkung der Werke Storms in schwerster Zeit legt Jonas Cohn ab in dem Aufsatz „Sicherheit des Geistes — trotz alledem“ („Vossische Zeitung“ vom 2. Dez. 1918). — $_{21}$ Storm an Erich Schmidt am 26. Juni 1880, vgl. Krey, S. 59. — $_{29}$ Die Ver-

wandtschaft seiner tragischen Novellen mit dem Drama betont Storm in dem Brief an Keller vom 14. August 1881. — 64*11 Vgl. auch Storm an Heyse am 28. Juli 1882: Meine Knochen lagen eben unter zu weichem Fleisch; aber sie waren da, und aus meiner Lyrik hätte man es sehen können. — 14 Paul Remers Versuch „Theodor Storm als norddeutscher Dichter" (Berlin 1897) ist nicht recht gelungen. — 26 Das gilt besonders für die „Heimatkunst". Wie viele Dichter sich zu Storm bekennen, zeigen die zahlreichen Äußerungen der verschiedensten Schriftsteller, die im „Stormgedenkbuch" zusammengetragen sind; vgl. vor allem die Anmerkungen des Herausgebers zu den Einleitungen der Gedichte und Erzählungen.

Gedichte (S. 1—146).

Einleitung des Herausgebers.

Nach Lichtenstein, S. 12—18, gibt es neben zahlreichen, erst neuerdings bekanntgewordenen Einzelblättern fünf handschriftliche Bände der Gedichte. Davon enthält:

Nr. 1. Gedichte vom 17. Juli 1833 bis Ende der 1870er Jahre.

Nr. 2. Abschrift von 11 Gedichten, seinen Eltern als ein Beweis seiner Liebe und Hochachtung gewidmet von H. W. Storm zum Weihnachten 1836.

Nr. 3. 30 Gedichte vom Herbst 1839 bis zum Herbst 1842.

Nr. 4. Neben gesammelten Besprechungen 150 Gedichte, darunter 29 damals unveröffentlichte und 67 datierte vom November 1847 bis zum Oktober 1881.

Nr. 5. Was der Tag giebt vom 30. September 1881 ab nur wenige Gedichte.

Da von 74 veröffentlichten Gedichten die Handschriften fehlen, vermutet Lichtenstein, daß noch eine bisher unbekannte Handschrift vorhanden sei.

Fritz Böhme hat in seinem Vortrage in der Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin: „Ungedruckte Gedichte Theodor Storms" (vgl. „Deutsche Literaturzeitung", Bd. 37, Nr. 23, Berlin 1916) gezeigt, daß die Zeit für eine wissenschaftliche Gesamtausgabe der Gedichte noch nicht gekommen ist, weil der Nachlaß Storms weit verstreut ist. Unveröffentlichte Jugendgedichte stehen vor allem im „Stormgedenkbuch", S. 35—48, daneben aber solche, die schon in Zeitschriften gedruckt sind, so im „Album der Boudoirs", Bd. 2, in Lewalds „Europa" (Karlsruhe und Baden 1840) und in dem „Lyrischen Album" derselben Zeitschrift 1841. Andere Gedichte brachten Schütze und Gertrud Storm, besonders die „Brautbriefe"; 3 „Ungedruckte Gedichte Storms" aus den Jahren 1840—43 teilte Karl Lerbs mit in der „Magdeburgischen Zeitung" vom 29. Mai 1918. Vgl. die „Nachlese".

4_{32} Briefe an Eggers vom 13. März 1853 und 3. Juli 1853, die Selbstbeurteilung in dem Briefe an Brinkmann vom 10. Dezember 1852 und vor allem der Entwurf eines Briefes an Karl Goedeke vom November 1852, mitgeteilt von A. Biese in dem Aufsatz „Theodor Storms Jugend- und Mannesjahre" („Literarisches Echo", Bd. 14, S. 539, Berlin 1912). Sehr wichtig sind die von Böhme S. 214—219 mitgeteilten handschriftlichen Bemerkungen zum „Hausbuch". — 7_{24} Briefe an Heyse vom 4. April und 27. Juni 1884. — 8_{9} Auf die Bedeutung der Düfte für Storm wies nachdrücklich hin J. Vlašinský: „Zu Theodor Storm" („Euphorion", Bd. 17, S. 359—360, Leipzig und Wien 1910) und „Heine-Storm" (das., S. 664—666), wobei ein Einfluß Heines festgestellt wird. — $_{18}$ Das betonte H. Meyer-Benfey in dem Aufsatz „Naturlyrik" („Die Nation", 17. Jahrg., Heft 49, Berlin 1900). — 9_{8}ff. Emil Kuh, „Neuere Lyrik" („Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur k. Wiener Zeitung", Bd. 5 und 6, Wien 1865) und „Theodor Storm I" („Wiener Abendpost", 11. November 1874). Schon Storm wandte sich gegen Kuhs Meinung. — $_{15}$ Fontanes Bemerkung in dem Aufsatz „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848" in den „Deutschen Annalen" von Karl Biedermann 1853, S. 353 bis 377 (vgl. Böhme, S. 184); Storm an Kuh am 22. Dezember 1871. — 11_{10} Solche Beurteilungen sind die von Emanuel Raulf in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (11. Juni 1853), von Rudolf Gottschall (das. 1867, Nr. 36), von Wolfgang Menzel („Deutsche Dichtung von den ältesten bis auf die neueste Zeit", Bd. 3, Stuttgart 1859) und Heinrich Kurz („Geschichte der deutschen Literatur", Bd. 4, S. 222; 4. unveränd. Auflage 1894). — $_{12}$ Wie Storm an Eggers am 6. Februar 1853 schreibt, war in Altona noch kein Stück verkauft; Storm an Oskar Horn am 11. März 1873: seit Jahren kein Exemplar davon verkauft, wie ich denn auch bei den bisherigen neuen Auflagen immer die Hälfte der alten habe zurückkaufen müssen (vgl. „Sechs neue Briefe Theodor Storms" in der Beilage des „Hannoverschen Couriers", 1909, Nr. 147). — 1854 klagt Storm Mörike, daß sich niemand um seine Gedichte kümmere. — $_{14}$ff. Robert Prutz im „Deutschen Museum" vom 14. Februar 1856, Nr. 7, und 1864, Nr. 17, Ernst Kossak in der „Berliner Montagspost", 1858, Nr. 3, Wolfgang Menzels „Literaturblatt", 1853, Nr. 6, Röse an Geibel (Litzmann, S. 89) und an Storm „Briefe an seine Freunde", S. 32. Fontane I, S. 353, 359, 373, Brief an Wilhelm Hertz vom 4. November 1884 und Besprechung in der „Preußischen Adlerzeitung", 1853, Nr. 138. Klaus Groth in „Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften", Bd. 25, S. 329ff. (Braunschweig 1868): „Unter den Gedichten sind manche, die Goethe mit Stolz würde die seinen genannt haben." Vgl. auch das „Literaturblatt des deutschen Kunstblattes", 3. Jahrg., Nr. 7 (Berlin 1856) und die Anzeige von Brinkmann im „Hamburgischen Korrespondenten" vom 7. Januar 1853, zu der Storm Mitteilungen beigesteuert hat, abgedruckt in den

„Briefen an seine Freunde“, S. 53—61. — **11**21 Storm selbst stellte sich zwischen Mörike und Heine; vgl. Brief an Fontane vom 25. Juli 1853. — 22 ff. Die Einschätzung des Liederdichters Storm schwankt immer noch. Während Beurteiler wie R. Riemann, Adolf Stern, Julius Hart, R. M. Meyer, Carl Weitbrecht in ihren Literaturgeschichten Storm kaum gerecht werden, Adolf Bartels Hebbel und Mörike als die großen Liederdichter des 19. Jahrhunderts preist und auch Philipp Witkop („Die neuere deutsche Lyrik“, Bd. 2, S. 322, Leipzig 1913) und Harry Maync („E. Geibel“, in der „Deutschen Rundschau“, Bd. 42, 1, Oktober 1915 und Einleitung zur Mörike-Ausgabe, Bd. 1, S. 12 [Leipzig, Bibliographisches Institut, o. J.] die Bedeutung Storms nicht als überragend beurteilen, stellen Fontane, K. E. Franzos, Hans Bethge, Paul Warncke, Biese und Wilhelm Jensen den Dichter unmittelbar hinter Goethe. — 35 Das muß gegenüber G. v. Lukács: Bürgerlichkeit und l'art pour l'art. Theodor Storm (in dem Werke „Die Seele und die Formen“, S. 121—169, Berlin 1911) hervorgehoben werden. Die Nachwirkung Storms ist noch nicht genug untersucht, am besten in Bieses verschiedenen Aufsätzen. Neben den in der Vorbemerkung genannten Werken schrieben über die Gedichte Julius Bab in dem schönen Aufsatz „Theodor Storm und die Lyrik“ („Stormgedenkbuch“, S. 103ff.), Alfred Biese: „Theodor Storm als Kunstrichter und als lyrischer Künstler“ („Preußische Jahrbücher“, Jahrg. 60, Heft 3, Berlin 1917), Hans Bethge: Theodor Storms Jugendlyrik („Eckart“, Bd. 7, Berlin 1912—13).

---

13 Junge Liebe. Der erste Entwurf des Liedes 1837 bei Gertrud Storm, Bd. 1, S. 149. Später mannigfach verändert in *L* S. 84 f. mit der Überschrift „Liebeslaunen“. Die ersten zwei Strophen lauten hier:

Blau ist ihr Aug', nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein Schelmenmund, wie jemals einer war,
Ein launisch Kind; doch all ihr Widerstreben
Bezwingt ihr Herz, das mir so ganz ergeben.

Oft wenn im braunen Lehnstuhl ich geruht,
Sie still betrachtend als mein liebstes Gut,
Dann springt sie auf und an des Stuhles Lehne
Hängt sie sich schmollend ob der stummen Szene.

— **14 Weihnachtsabend.** *L* S. 14—16. — **15 Käuzlein.** Sicher beeinflußt durch den Kehrreim von Herweghs „Reiterlied“ in den „Gedichten eines Lebendigen“, das Storm in sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ aufnahm: „Vorm Sterben, vorm Sterben“; *L* S. 35. — **16 Das Mädchen mit den hellen Augen.** *L* S. 81—82. — **Myrten.** *L* S. 108. — **17 Nelken.** *L* S. 108. Vertont unter anderen von C. Kämpf, M. Reger, F. Weingartner. — **Damendienst.** *L* S. 129. — **Bettlerliebe.** *L* S. 124. Nr. 8 der von Schu-

bert vertonten „Müllerlieder“ beginnt in der 2. Strophe: „O laß mich nur von ferne stehn, Nach deinem lieben Fenster sehn.“ Vertont 44mal, unter anderen von A. Bungert. — **18 Vierzeilen.** *L* S. 72, 120, 90. — **Das Harfenmädchen.** *L* S. 130—131. — **19 Dämmerstunde.** *L* S. 89. — **Frage.** *L* S. 86. — **20 Rechenstunde.** *L* S. 83. Vertont von Aug. Bungert, Wilh. Berger. — **Märchen.** In *L* Fragment überschrieben. Dort eine andere Fassung. — **21 Tannkönig.** Die letzten Strophen sollen von Theodor Mommsen sein. *L* S. 26—28. — **22 Die Herrgottskinder.** Die letzten Strophen sollen von Theodor Mommsen sein. *L* S. 17—18; *V* 1844, S. 232. — **23 An die Freunde.** *L* S. 39. Wahrscheinlich nach einem Besuch bei Mommsen in Hamburg gedichtet. — **24 Lose.** Gedichtet am Pfingstmontag 1844. „Brautbriefe“, S. 26. Storm warnt, den Inhalt auf ihn selbst und Konstanze zu beziehen. Vertont von Adolf Jensen, Aug. Bungert, H. Kaun, Ph. Scharwenka. — **Wer je gelebt in Liebesarmen.** Am 7. Juni 1844 gedichtet. So recht aus meiner Gesinnung herausgeschrieben. „Brautbriefe“, S. 35. Später umgearbeitet. — **Eine Frühlingsnacht.** Als Im Frühling. Husum 1844 in *V* 1846. — **25 ff. Schneewittchen.** Der erste Auftritt im Februar 1845 geschrieben und in *V* 1846 gedruckt. Aufgeführt von Kindern in Gegenwart des Dichters am 15. April 1855 im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin. Storm schrieb am 23. April 1855 an die Eltern: Mit Überraschung sah ich übrigens, wie richtig für die Darstellung diese Kleinigkeit geschrieben. In Hademarschen erlebte der Dichter 1882 eine zweite Aufführung mit der Musik von H. Erler. Der zweite Auftritt steht erst in *G7*. Die Kaiserin Friedrich ließ die Dichtung im Kreise ihrer Kinder aufführen; als Grundlage für ein Märchenspiel sind die Auftritte von R. E. Ziegel, von Hedwig Bleuler-Waser und von E. Goercke und P. Matzdorf mit der Musik von Bendel und Ziegel benutzt worden. 140–144 ist ein alter Volksreim. — **33 Mai.** Die Jungen schreien „Vivat hoch“ in die blaue Luft hinein. Am 17. April 1845 gedichtet. Die ersten zwei Zeilen sind („Brautbriefe“, S. 208) im Brief vom 28. März 1846 in eine Frühlingschilderung eingefügt. Gedruckt in *V* 1848. — **Morgens.** Nach Angabe Gertrud Storms, Bd. 1, S. 180 im Sommer 1845 in Segeberg geschrieben. Mit der Überschrift Morgengruß in *V* 1850 als Kalenderspruch für Mai. Die 3. Strophe ist eine prachtvolle Neuformung der 2. Strophe des von Mendelssohn vertonten „Frühlingsliedes“ von C. Klingemann:

„Die Knospen schwellen und glühen
Und drängen sich an das Licht
Und warten in sehnendem Blühen,
Daß deine Hand sie bricht.“

Vertont von Anton Rubinstein und E. Meyer-Helmund. — **34 O süßes Nichtstun.** Wohl in dieselbe Zeit zu setzen. Gedruckt in *S* S. 124. — **Abends.** Im September 1845 im elterlichen Hause

in der „Hohlen Gasse“ gedichtet. Vertont von G. Jenner, H. v. Herzogenberg u. a. — **34 Lehrsatz.** Im Oktober 1845 in anderer Fassung gedichtet; die beiden letzten Zeilen machte Storm schon drei Jahre früher während der Rückfahrt aus Kiel als Schluß eines Liebesgedichtes, das nicht gelingen wollte. **Ich bilde mir ein, daß es ein recht süßes Gedicht ist** („Brautbriefe“, S. 118—119). — **Herbst.** Das oft umgeformte Lied wurde im Oktober 1845 gedichtet und zuerst in *V* 1848 mit drei Strophen, der ersten, zweiten und letzten, veröffentlicht. — **35 Weihnachtslied.** Zuerst in *V* 1846 veröffentlicht. Zeile 3 und 4 erhielten erst spät ihre endgültige Gestalt. Vertont von Wilhelm Berger, C. Reinecke, O. C. Posa. — **36 Vom Staatskalender.** Nummer 1 als **Aus Großkrähwinkel. Die Beamtentöchter** in *V* 1846, das Oktober 1845 schon gedruckt ist. Nummer 2, zuerst in G_1, Weihnachtssonntag 1851 an Brinkmann geschickt mit ähnlichen, bisher ungedruckten Versen. — **37 Zur silbernen Hochzeit.** An diesem zuerst in G_2 veröffentlichten Teile des bisher noch nicht vollständig bekanntgewordenen Festzuges dichtete Storm am 26. Januar 1846. Geplant waren Darstellungen aus dem Liebes-, Ehe- und Familienleben; die Menschenauftritte sollten voranstehen; im Hintergrunde sollten die Schutzgeister der drei Zeitabschnitte auftreten. Vgl. „Brautbriefe“, S. 181—187, und die Nachlese, S. 140. — **39 Nun sei mir heimlich zart und lieb.** September 1846 unmittelbar nach der Hochzeit gedichtet. — **Schließe mir die Augen beide.** Aus derselben Zeit. 71mal vertont, unter anderen von Hermann Goetz, L. C. Wolf, E. J. Wolff, O. C. Posa. — **Zur Nacht.** Wohl in die gleiche Zeit zu setzen. — **40 Abschied. Mit Liedern.** In *S* als **Jugendliebe mit Liedern.** Wahrscheinlich das Gedicht, mit dem der wahrheitsliebende Storm der jungen Gattin die Lieder an Berta v. Buchau übergab. Konstanze kannte diese Lieder allerdings schon als Braut. — **März.** *V* 1848. — **Abseits.** Über die Örtlichkeit und Entstehung schreibt hübsch Felix Schmeißer: Abseits (in „Meerumschlungen“. Ein literarisches Heimatbuch für Schleswig-Holstein, S. 195 ff., Hamburg und Lübeck 1907). In *V* 1848 zuerst gedruckt, vertont unter anderen von C. Kämpf, P. Scheinpflug. — **41 Morgane.** Erste Veröffentlichung in *V* 1849 mit der Zeitangabe Juli 1847. — **42 Herbst.** Als Kalendervers für September in *V* 1848. — **43 Einer Toten.** 4 Die Verlobung seiner Schwester Helene mit einem leichtsinnigen Manne hatte getrennt werden müssen. Storm hat sich später Vorwürfe gemacht, daß er die Liebe der Schwester oft mit Heftigkeit erwidert hat. Beide Gedichte sind unmittelbar nach dem am 10. November 1847 erfolgten Tode geschrieben. Vertont von A. Bungert. — **44 Gesegnete Mahlzeit.** Steht in *V* 1848. Der russische Dichter Apollon Nikolajewitsch Maikow dichtete 1853 ein ähnliches Lied mit wörtlichen Übereinstimmungen; vgl. H. Seidel und W. Krauß: Über ein Gedicht Storms („Magazin für die Literatur“, Jahrg. 66, Nr. 18, Berlin 1897). — **Ostern.** Die ersten drei Strophen sind am zweiten Ostertage 1846

gedichtet worden. Das ganze Gedicht steht in *V* 1849 als **Auf dem Deich.** Ostern 1848. Die Nachricht von der Vertreibung der Dänen aus Schleswig traf am Ostermontag in Husum ein. Storm hat an den Versen mannigfach gefeilt. Zu den politischen Gedichten vgl. Fr. Benöhr: Die politische Dichtung aus und für Schleswig-Holstein in den Jahren 1840—1864 (Schleswig 1911). — **45 Sturmnacht.** Dieselbe Schilderung in Prosa gibt ein Brief an Konstanze 1846: Dieses, meine Dange, ist, wie Tieck es nennt, eine Seele zu einem Gedicht. Als „Die alten Möbeln" in *V* 1849. Ähnlich wird in Ferdinand Röses Märchen „Das Sonnenkind" („Der deutsche Pilger durch die Welt", S. 85, Stuttgart 1845) erzählt, wie die Möbel in einer Nacht zu spukhaftem Leben erwachen. — **46 Von Katzen.** In *V* 1849. — **48 Februar.** In *V* 1849 als Kalenderspruch für Januar, in G_1 als Herbstlied. — **August.** Als Kalenderspruch für September in *V* 1849. — **Herbst.** Als Kalenderspruch für August in *V* 1849. — **Oktoberlied.** Am 28.—29. Oktober 1849 gedichtet als Verwahrung gegen die überhandnehmende politische Strömung. Ich habe ein unsterbliches Lied gemacht, sagte Storm seinem Freunde Brinkmann unmittelbar nach der Entstehung. Um dieselbe Zeit an Tycho Mommsen geschickt. Vertont unter anderen von Christian Sinding. — **49 Ständchen.** Zuerst in *S* S. 120—121. — **50 Die Kleine.** Zuerst in *S* S. 122, wohl an Dorothea Jensen. — **Noch einmal.** Zuerst in G_1 S. 13. Vertont von G. Jenner. — **51 Die Stunde schlug.** Zuerst in G_1 S. 14. — **Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt.** Mit einem erst mit dem Briefe veröffentlichten Gedichte wohl Ende Oktober 1848 an Tycho Mommsen geschickt unter dem Titel: Aus den Vergrabenen Liedern. — **52 Hyazinthen.** Zuerst in G_1 S. 18. — **Du willst es nicht in Worten sagen.** Zuerst in *S* S. 100—101. Storm nennt es an Form und Inhalt, Schönheit des Gedankens und leidenschaftlicher Innigkeit das Beste in dem Buche (an Brinkmann am 6. April 1851). — **53 Dämmerstunde.** Zuerst in G_1 S. 21. — **Frauenhand.** An Tycho Mommsen geschickt wohl Ende Oktober 1848 mit der Unterschrift: Aus den Vergrabenen Liedern. — **Die Zeit ist hin.** Zuerst in *S* S. 102. — **54 Wohl rief ich sanft dich an mein Herz.** Zuerst in G_1 S. 24—25. — **Du schläfst.** Beide Vierzeiler zuerst in *S* S. 103. — **Weiße Rosen.** Zuerst in *S* S. 38—40. Vertont von A. Bungert. — **55 O bleibe treu den Toten.** November 1848 geschrieben. — **57 Mondlicht.** Wohl ein Nachklang des Liebeserlebnisses mit Dorethea. Binder, S. 64, setzt das Gedicht in die erste Ehezeit. Zuerst in *S* S. 104. Vertont 22 mal, unter anderen von E. Boehe, O. C. Posa. — 58 **Nach Reisegesprächen.** In einem undatierten Briefe an Tycho Mommsen gesandt, gedruckt in *V* 1850 unter dem Titel: Nach Reisegesprächen. November 1848. — **Elisabeth.** Am 18. Februar 1849 gedichtet, in „Immensee" *V* 1850 zuerst gedruckt. Zur Entstehung vgl. die Einleitung des Herausgebers zu „Immensee", Bd. 1, S. 149, und das Lied von der Bergstraße: „Wenn ich an den letzten Abend

gedenk", dessen zweite Strophe beginnt: „Meine Mutter hat gesagt, ich sollte eine Reiche nehmen, die viel Silber hat und Gold" (vgl. L. Erck: Deutscher Liederhort, S. 250, Berlin 1856). Ferdinand Röse nahm sie in seine Geschichte auf „Herr Eusebius Quanzmann und der König von den sieben Inseln": „Der deutsche Pilger durch die Welt" (Stuttgart 1845). 53mal vertont, unter anderen von Robert Franz, Aug. Bungert, W. Kienzl, C. G. P. Grädener, G. Trautmann, Botho Siegwart. — **59 Im Walde.** Am 19. Februar 1849 gedichtet; mit der Überschrift: Als wir uns im Walde verirrt hatten. in „Immensee" *V* 1850. Vertont von L. C. Wolf. — **Lied des Harfenmädchens.** Im November auf einer Fahrt im regnerischen Schlackerwetter von Husum nach Tondern, wahrscheinlich 1849, entstanden. Gedruckt in „Immensee" erst *S* 1851. Vertont 34mal, unter anderem von S. v. Hausegger, O. Leßmann, Prinz Heinrich XXIV. von Reuß. — **60 Eine Fremde.** Zuerst gedruckt in *S* S. 110. — **Waldweg.** Eine Erinnerung an Westermühlen, gedruckt zuerst in *V* 1851. — **61 Gode Nacht.** September 1850 gedichtet. Gedruckt in der Zeitschrift „Argo", S. 312 (Berlin 1854), und im „Allgemeinen plattdeutschen Volksbuch", herausgegeben von H. F. W. Raabe, S. 11 (Wismar und Ludwigslust 1854). — **62 Gräber an der Küste.** Zuerst gedruckt in G_2 S. 103. Storm an Brinkmanns Braut am 14. Oktober 1850: Die Zeit des Friedrichstädter Bombardements über herrschte die ungeheuerste Aufregung in der Stadt, die Kinder rannten am ersten Tage schon mit Blumen und Kränzen, wenn unsere Leute kämen; den Abend, die Nacht müßten sie doch jedenfalls kommen. Keiner konnte Ruhe finden. Aber es kamen nur Verwundete, Hunderte und Hunderte; aber nicht allein Dänen, auch Kinder, Weiber, Greise, die durch die Kugeln ihrer eigenen Brüder zerrissen, verstümmelt, verbrannt waren. — **63 Im Herbst 1850.** Am 14. Oktober 1850 während des strengen Belagerungszustandes durch den Kutscher Detlef an Brinkmanns Braut gesandt mit der Ermächtigung, es abschriftlich zu verbreiten, um jedes Fünkchen von Enthusiasmus zu wecken. Gedruckt im „Schleswig-Holsteinischen Musenalmanach für 1851", herausgegeben von Staacke und Goeders, S. 41 (o. O. 1851) unter dem Titel „Vermächtnis". Storm verwahrte sich gegen die Veröffentlichung in dem künstlerisch wertlosen Almanach in einer Anzeige des „Altonaer Mercur" vom 13. April 1851, die ihm von vaterländischer Seite sehr verübelt wurde. — **64 Zur Taufe.** Am 15. Oktober 1850 an Tycho Mommsen gesandt. — **65 Ein grünes Blatt.** Am 1. November 1850 gedichtet. — **Regine.** Weihnachten 1850 gedichtet, unter dem Titel Silvia in G_1 S. 77, dann in der Novelle „Ein grünes Blatt" mit der Überschrift „Pagina 113". — **Ein Epilog.** Im Dezember 1850 gedichtet. Dieser Glaube an eine glückliche Zukunft war allgemein. Das Gedicht stand ursprünglich am Schluß der Erzählung „Ein grünes Blatt" als „Dichters Epilog". Zusammen mit „Regine" und „Ein grünes Blatt" am 6. April 1851 an Brinkmanns Braut geschickt. — **66 1. Januar 1851.** Gedruckt

1864 in G_4. — **66 Die Kinder.** Beide Gedichte gedruckt 1852 in G_1 Ich vertiefte mich in die Augen und die Seele meines Kindes. Es saß lange auf meinem Schoß und wir führen dann die innigsten und tiefernsten Gespräche schreibt Storm an Brinkmann am 23. Mai 1852. Das zweite am 11. September 1852 an Brinkmann geschickt. — **67 Letzte Einkehr.** Am 14. Dezember 1851 gedichtet. Zuerst gedruckt in den „Zerstreuten Kapiteln", S. 39—40 (Berlin 1873). — **68 In der Frühe.** Am ersten Weihnachtstag 1851 bei einem Frühspaziergang geschrieben und an Brinkmann geschickt mit den Worten: Da ist schon wieder etwas politischer Wind in den Versen; wenigstens als Nebengedanke. — **Hinter den Tannen.** Weihnachtssonntag 1851 an Brinkmann geschickt. — **Kritik.** Am 2. Januar 1852 gedichtet, gedruckt 1852 in G_1 S. 42. — **69 In Bulemanns Haus.** Am 6. Februar 1852 an Brinkmanns Braut geschickt. Die Anregung kam Storm beim Betrachten eines Blattes der „Schiefertafel-Bilder zu deutschen Kinderliedern" (Leipzig ohne Jahr), die 1851 auf dem Weihnachtstisch seiner Söhne lagen. Dargestellt war dort „Bulemanns Haus", in dessen Fenstern die Mäuse sorglos sitzen. Brinkmann schrieb darüber im „Hamburger Korrespondenten" unter voller Billigung Storms am 7. Januar 1853: „Unwillkürlich verkörpert sich dem Dichter die eigne in diese Einsamkeit, bis in die alten, unheimlich einsamen Spiegel sich versenkende Seele zu dem lieblichsten Kinde, welches nun das ganze Gelüste des Alleinseins, aber doch nicht das Rätsel dieses Gelüstes erschöpft ... es ist ein Stück andrer Welt." Das Umschlagbild von G_1 hat eine hübsche Zeichnung zu dem Gedicht von Bürkner. — **71 Luzie.** März 1852 gedichtet, gedruckt G_1 S. 27. Auf Luzie machte Storm sein erstes Gedicht, vgl. „Heimatbriefe", S. 191. — **72 Im Zeichen des Todes.** Kurz nach der Auslieferung Schleswig-Holsteins, also wohl Mai 1852, gedichtet aus vollstem Herzen zur stillen Abwehr gegen Brutalität und Gemeinheit, wie Storm an Mörike schrieb, vgl. Mörike-Storm S. 14; gedruckt als Epilog. *In hoc signo vinces* am Schluß von G_1. Der Gedanke ist nicht neu. — **74 Auf dem Segeberg.** Wohl Sommer 1852 entstanden, nach Binder, S. 71, ursprünglich für ein größeres Gedicht bestimmt, gedruckt in G_1 S. 85—86. — **75 Im Herbste.** Am 13. August 1852 gedichtet, äußerlich beeinflußt durch das von Mendelssohn vertonte „Herbstlied" C. Klingemanns „Im Walde rauschen dürre Blätter." Gedruckt G_1 S. 47f. — **In böser Stunde.** Gedruckt in G_1 S. 51. — **76 Und war es auch ein großer Schmerz.** Gedruckt in G_1 S. 52. — **Zwischenreich.** Gedruckt in G_1 S. 53. — **77 Die Stadt.** Das wahrscheinlich ältere Gedicht ist zuerst in G_1 S. 129 gedruckt. Vergleiche das Lied von J. C. Biernatzki in der Erzählung „Die Hallig", Kapitel 13 (zuerst Altona 1836), auf die Hallig Nordstrandischmoor, die vor Husum liegt. Vertont von K. Kämpf, E. Boehe, L. C. Wolff. — **77 Stoßseufzer.** Gedruckt in G_1 S. 61. — **Weihnachtabend.** Die Herausgeber der „Argo", an die Storm das Gedicht sandte, hatten allerlei zu bemängeln. Gedruckt in G_2

S. 111—112. — **78 Geschwisterblut.** Angeregt durch Franz Kuglers Gedicht „Stanislaw Oswiecim“, das Storm im „Tunnel“ Dezember 1852 hörte und dessen Schluß mit dem Zufallstod des Bruders Storm nicht gefiel. Am 6. Februar 1853 an Friedrich Eggers gesandt, gedichtet während einer Heidefahrt nach Buxtehude. Der erste Schluß:

Sie warf in seine Arme sich,
Sie hielt ihn fest umschlungen.
Sie hätte mit dem grimmen Tod
Um diesen Mann gerungen.

Sie gab ihm ihren süßen Mund,
Doch war sie bleich zum Sterben.
Sie sprach: „So ist die Stunde da,
Daß beide wir verderben.“

wurde auf Eggers' Einwand hin geändert. Storm hielt an seiner Parteinahme für die Leidenschaft im Kampfe zwischen ihr und der Sitte bei einem Ausnahmefalle fest. Als „Schlimmes Lieben“ in Robert Prutz' „Deutschem Museum“ vom 21. Dezember 1854 (Leipzig 1854). Keller gefiel das Gedicht sehr. — **81 April.** Storm an Brinkmann am 23. Juni 1853 über die zugesandten Verse: Sie fielen mir im Mai aus den Zweigen in den Schoß. Gedruckt in der „Argo“, S. 311 (Dessau 1854). — **Im Volkston.** In anderer Fassung an Eggers gesandt, wahrscheinlich Juli 1853; 42mal vertont, unter anderem von Robert Franz, C. Reinecke, H. v. Eyken, H. v. Herzogenberg. — **Aus der Marsch.** Gedruckt in der „Argo“, S. 312 (Dessau 1854). — **82 Trost.** Demselben Gedanken gibt Storm in einem Briefe an Konstanze vom September 1853 Ausdruck. Das Gedicht eröffnet G_2 als Zueignung. Vertont unter anderem von H. v. Herzogenberg. — **Abschied.** Am 13. August 1853 antwortet Fontane auf die Einsendung des Liedes. In der „Argo“, S. 309 bis 311 (Dessau 1854), stehen hinter Strophe 2 noch die Verse:

Mag, wer da will, daß er sich selbst betrüge,
Nachrechnen, was auch wir etwa gefehlt;
Nennt nur das Leben eures Volkes Lüge
Und die Begeistrung, die euch einst beseelt.

Storm strich sie als zu phrasenhaft gegen Fontanes Rat, der sie zum Verständnis für nötig hielt. Die Herausgeber der „Argo“ tadelten das Geht in Strophe 2, da Storm doch der Fortwandernde sei. — **83 Vor Tag.** Alle vier Lieder in G_2 S. 88—89 gedruckt. Das dritte mit vier vorangehenden Strophen Dezember 1851 gedichtet, mitgeteilt von Fritz Böhme in der „Vossischen Zeitung“, 1916, Nr. 222 (Berlin 1916), in einem undatierten Briefe in derselben Fassung an Brinkmann geschickt; vgl. „Briefe an seine Freunde“, S. 35—36. — **84 Für meine Söhne.** Oktober 1854 an Heyse gesandt und in Nr. 52 von Prutz' „Deutschem Museum“, 4. Jahrg. (Leipzig 1854),

gedruckt. Die goldne Rücksichtslosigkeit nennt schon ein Brief an Mörike vom 20. November 1850, den Gedanken der dritten Strophe drückt der Brief an Fontane vom 5. Juni 1853 aus. Fontane fand die Ansichten zu schroff, Geibel und Heyse bewunderten das Zusammenpressen der Regeln in die paar Strophen. — **85 Meeresstrand.** Am 9. Juni 1854 als Am Deich an die Eltern geschickt, Oktober 1855 an Mörike mit der in der Fußnote gegebenen Erklärung der Watten. Mit den beiden ersten Zeilen der 4. Strophe war Storm nicht zufrieden: Es kommt nämlich darauf an, das Geräusch des Windes von dem des Meeres zu trennen. Vertont von C. Boehe. — **Sommermittag.** Zuerst im „Deutschen Museum“ herausgegeben von Robert Prutz, Bd. 4, Nr. 52 (Leipzig 1854). Vertont von A. Bungert, L. Thuielle. — **86 Am Attentisch.** Am 8. Mai 1855 an Heyse gesandt. — **Ein grünes Blatt.** Steht als Widmung an Hartmut und Laura Brinkmann in „ Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten“ (Berlin 1855). — **Die Nachtigall.** Zuerst gedruckt in „Hinzelmeier“ („Schlesische Zeitung“, Breslau, Dezember 1855); 62mal vertont, unter anderen von A. Bungert, G. Jenner, Volkmann. — **87 Immensee.** In einen Band der Erzählung geschrieben, den Storm Weihnachten 1856 seiner Tochter Lisbeth schenkte. — **Gedenkst du noch?** Am 4. Mai 1857, dem Abend von Konstanzens Geburtstag, in Heiligenstadt im Garten geschrieben. — **Schlaflos.** Am 23. Mai 1857 an Eggers gesandt. Vertont von A. v. Othegraven. — **88 Am Geburtstage.** Zuerst gedruckt 1868 in *Ss*₁ S. 125. — **Gartenspuk.** Die Abschrift Juni 1858 an Pietsch gesandt. Die Sehnsucht nach der Heimat, vor allem nach dem Garten, findet Worte darin: Wohl nicht ganz gelungene Dämonisierung dieser Garteneinsamkeit, welche die Mutter meiner meisten Produktionen ist. Storm schwebte etwas Ähnliches vor, wie es Mörike mit dem Gedicht „Der alte Turmhahn“ gelungen ist. Gedruckt als Im Garten in der „Argo“, S. 24—26 (Breslau 1859). Die Veranlassung zu dem Gedichte gab der sinnend im Garten einhergehende Sohn Hans. — **91 Du warst es doch.** Kurz vorm 10. Juli 1858 gedichtet in Reinhausen bei Heiligenstadt. — **92 Ein Ständchen.** Vorm 7. Juli 1858 durch O. Herrn Pf. für sein Album geschickt. — **Sprüche.** Der zweite kurz vor August 1858 gedichtet. 1880 verwendete Storm ihn als Albumspruch. — **Notgedrungener Prolog.** September 1858 gedichtet zu einer geplanten Liebhaberaufführung des Stückes in Heiligenstadt. — **94 Mai.** Ende März 1859 in Heiligenstadt gedichtet. — **Juli.** 1860 gedichtet für seine Schwägerin Susanne Esmarch. Gibt es denn sonst noch ein Sommerlied? schrieb Storm am 22. Dezember 1871 an Kuh, der den Schluß als den vollendetesten, lyrischen Ausdruck des Gefühles, das der Hochsommer erweckt, bezeichnete. In Achim von Arnims „Kronenwächtern“ singt die Braut: „Goldne Wiegen schwingen Und die Mücken singen“ usw. — **Im Volkston.** Zuerst gedruckt in der Erzählung „Im Schloß“ („Gartenlaube“, 10. Jahrg., Nr. 12, Leipzig 1862). Der Anfang des dritten Verses ist übernommen aus „Ach, wie

ist's möglich denn". 47mal vertont, unter anderen von H. v. Eyken, H. Pfannschmidt. — 95 **Knecht Ruprecht.** Zuerst gedruckt in „Unter dem Tannenbaum" („Leipziger Illustrirte Zeitung", 20. Jahrg., Nr. 1016, Leipzig 1862). — 96 **Der Zweifel.** Zuerst gedruckt in G_4 1864. — **Einer Braut am Polterabend.** Ebenda. — **Blumen, dem Augenarzt von seinen Kranken.** Ebenda. Storm war selbst augenleidend. — 97 **Das Edelfräulein seufzt.** Ebenda. — **Der Lump.** Ebenda. — **Ein Sterbender.** Sommer 1863 gedichtet. Vers 47—50 dem fertigen Gedichte im Juli eingefügt. Zuerst gedruckt im „Deutschen Dichteralbum aus Schwaben", herausgegeben von Ludwig Seeger, S. 424 (Stuttgart o. J. [1864]). Beeinflußt wohl durch Fontanes „Sir Walter Raleighs letzte Nacht", mit dem es die Lebenslage, den Aufbau und die langen, reimlosen Verse gemeinsam hat. Beziehungen bestehen auch zu den Gedichten Leopold Schefers und M. Solitaires. Nach Binder, S. 92, hat Storm einen greisen Amtsgenossen in der am Anfang geschilderten Stellung beobachtet. — 100 **Gräber in Schleswig.** Zuerst gedruckt in der „Gartenlaube", 11. Jahrg., Nr. 51 (Leipzig 1863) als Schleswig-holsteinische Gräber. Storm hielt das Gedicht, das Th. Mommsen und Pietsch bewunderten, für das schönste, das er geschrieben. Vgl. „Briefe an seine Freunde", S. 104. — 101 **Es gibt eine Sorte.** Am 8. Februar 1864 an die Eltern gesandt: Zweierlei: Hoffnung der Heimkehr und Haß gegen die deutsche Feudalpartei hält jetzt mein Herz in beständiger Schwingung. — 102 **Ein Raunen erst.** Gedichtet am 24. Mai 1864. — **Antwort.** Zuerst gedruckt in S_{81} S. 151; 1868. — **Wir können auch die Trompete blasen.** Zuerst gedruckt in S_{81} S. 154; 1868. — **Beginn des Endes.** Das 1864 entstandene Lied steht im „Deutschen Künstleralbum", Bd. 2, S. 24 (Düsseldorf o. J. [1868]). — 103 **Waisenkind.** Zuerst gedruckt als Einlage in „Von Jenseit des Meeres" in „Westermanns Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte" (Braunschweig 1865). Vertont von G. Jenner. — **Tiefe Schatten.** Nr. 1—4 zuerst gedruckt im „Deutschen Dichter-Gaben-Album für Ferdinand Freiligrath" (Leipzig 1868), die ganze Reihe in S_{81}. Storm verteidigt die Veröffentlichung in einem Brief an seinen Sohn Hans vom 14. Juni 1867: Ein Dichter, der an seinen Beruf glaubt — und das tue ich — darf gerade sein Heiligstes dem Volke nicht vorenthalten. Ich glaube sogar, es ist ein Zeichen des echten Dichters, daß er es ohne Scheu hingibt, vielmehr mit dem Bewußtsein, dabei im Dienst des Großen und Schönen zu stehen. Nr. 1 am Abend des Begräbnistages, den 24. Juni 1865, gedichtet. Nr. 2 als gestern geschrieben am 17. Juli 1865 an den Sohn Hans geschickt, Nr. 4 am 24. Juni 1865 an Ernst Esmarch und am 6. Juli 1865 mit einer davorstehenden Strophe an Mörike gesandt, Nr. 5 im August 1865 gedichtet und Nr. 6 mit einer vorangehenden Strophe am 3. Juni 1865 an Ernst Esmarch und am 6. Juli 1865 an Mörike gesandt. Nicht ganz ohne Einfluß blieben Geibels 1855 entstandene Gedichte auf seine Gattin Ada; vgl. Geibels „Gesammelte Werke", Bd. 3, S. 119ff.

(Stuttgart 1883). — **106 Begrabe nur Dein Liebstes.** Tönnies, S. 60, erzählt, er sei in der Gesellschaft gewesen, als der Dichter während eines politischen Wortgefechts auf einmal verstummte, in den Sessel zurücksank und die verzückten Augen emporrichtete. Vgl. Geibels Gedicht „Um Mitternacht" („Gesammelte Werke", Bd. 3, S. 276, Stuttgart 1885). Zuerst gedruckt in den „Zerstreuten Kapiteln", S. 33 (Berlin 1873). — **Kruzifixus.** Im September 1865 auf der Reise von Baden-Baden nach Arnsberg gedichtet. — **Der Beamte.** Am 27. Mai 1868 an Rodenberg geschickt, als Unkraut bezeichnet. Gedruckt als Fortschritt in *Ss* Bd. 1, S. 153; 1868. — **107 Im Garten.** Zuerst gedruckt *Ss*$_1$ S. 68; 1868. — **Die neuen Fiedellieder.** Teile von Nr. 2, 6, 8 in anderer Fassung schon in *L*. Nr. 8 mit Vertonung von H. Dam gedruckt als Einlage zu Ferdinand Röses Märchen „Das Sonnenkind" in dem „Deutschen Pilger durch die Welt", S. 83 (Stuttgart 1845). Die Lieder sind 1871 rasch hintereinander aus dem innersten Behagen heraus gedichtet, Nr. 6 und 9 in einer Nacht, Nr. 11 in fünf Minuten, Nr. 7 am 23. Juni ganz plötzlich. Veröffentlicht zuerst im „Salon für Literatur, Kunst und Geschichte", Bd. 8, S. 534—539 (Leipzig 1871), und zwar 11 Lieder, die am 28. Juni an Rodenberg, den Schriftleiter des „Salon", geschickt wurden. Vertont unter anderen von H. v. Eyken. Über die Entstehung schreibt Storm in den „Zerstreuten Kapiteln", S. 95 ff. (Berlin 1873):

Es war in der Studentenzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen, einsamen Wirthshause, oben im Walde an der Ostsee, mein gleichfalls nun längst von der Erde verschwundener Freund Ferdinand Röse, oder wie er von uns und von sich selber gern genannt wurde, der Magister Antonius Wanst mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen sein tiefsinniges Märchen „Das Sonnenkind" vorlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schlosse Grümpelstein von sechzig alten Tanten erzogen wurde und von Mr. Breeches, nachdem er in der Nasenkrabbelmaschine seinen Spleen ausgeniest hatte, nur noch seine carrirten Beinkleider übrig blieben. — Wir saßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume stark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfasser in seiner feierlichen Weise aus dem entrollten Manuscripte anhub: „Hans Fidelbum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitenthal des Böhmerwaldes rüstig vorwärts."

Armer Magister Wanst! Wo sind jetzt deine Märchen? Wo dein großes Drama „Ahasver", aus dem du einst zu Lübeck in deinem altväterischen Elternhause an der Trave, aber auch nur in weihevollster Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu lesen gabst? Wer kennt die gedruckten Bände deiner „Individualitätsphilosophie", die nach deiner Versicherung ihrem Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen sind die nicht gedruckten, zum Theil bei strengem Winterfrost im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten übrigen

Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine deiner Saaten ist aufgegangen, selbst dein Sonnenkind ist in dem „Pilger durch die Welt" pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du bist gestorben, verdorben; nur ich und dein treuester, bis ans Ende hülfreicher Jugendgenosse, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns besuchen, mögen deiner dann und wann gedenken.

Damals aber, an jenem Sommernachmittag im Walde, warst du noch hoffnungsreich und im Vollgefühl einer großen Lebensaufgabe; und mit Behagen hattest du neben ernsteren Studien auch jenes Märchen hingeschrieben. Nur für den Liederbedarf des Hans Fidelbum, den du allein nicht zu decken wußtest, wurde die Beisteuer der Freunde in Anspruch genommen. Geibel hatte aus seinem Reichthum schon gegeben; dann schrieb auch ich die kleinen „Fiedel-Lieder", wie sie noch jetzt in der Sammlung meiner Gedichte stehen.

— — Und die Veranlassung, daß ich eben jetzt jener Jugendzeit gedenke?

Hier liegt sie vor mir, frisch aus der Presse wie aus dem Herzen: „Die Lieder jung Werner's aus Scheffel's Trompeter von Säckingen für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Ludwig Scherff." — „Wer klappert von dem Thurme seltsamen Gruß mir? Horch!" — Hell und jung ist mein ganzes Haus geworden, seitdem diese herzerquickenden Lieder darin erklingen; ja dermaßen sind sie mir in die Glieder gefahren, daß ich meinen alten Fiedelbogen aus dem Staube hervorgesucht und damit gerade an der Stelle wiederum zu streichen angefangen bin, wo ich ihn vor dreißig Jahren abgesetzt hatte.

Dir aber, Meister Ludwig, dem Lebenden, dessen klare Manneskraft nicht im Sande verrinnen wird, lasse ich die frischen Blätter zufliegen. Nimm sie hin nebst jenen alten, die der todte Freund nicht mehr gebrauchen kann; und mag es gelten, ob ich dich klingen machen kann, wie du es mir gethan hast.

Und nun horch auf, wie sie gehen!

113 An Klaus Groth. Am 15. Mai 1872, als vor ein paar Tagen geschrieben, an Sohn Ernst gesandt; gedruckt wie die beiden folgenden im „Salon", Bd. 10 (Leipzig 1872). Groth antwortete mit einem ähnlichen Gedicht, „Morgen", das in der Kieler „Festzeitung" zu Storms 70. Geburtstage 1887 gedruckt wurde. — **Es ist ein Flüstern.** Von seinem philosophischen Freunde Tönnies hat Storm den Gedanken, daß die Zukunft die Schatten vorauswerfen könne (Tönnies, S. 59). Vertont von C. Hunnius, O. C. Posa. — **114 Engelehe.** Der Titel von Karl Spindlers Novelle „Die Engel-Ehe", die den Stoff der Geschwisterliebe behandelt, gab den Anlaß für das sehr innige Gedicht, wie Storm es am 24. Juni 1872 zu Heyse nannte, der es nach dreimaligem Lesen unverständlich fand. — **115 Verloren.** Gedruckt in den „Zerstreuten Kapiteln", S. 34 (Berlin 1873), ohne Überschrift. — **Spruch des Alters.** Gedruckt als Einlage zu „Waldwinkel" in der „Deutschen Rundschau",

1. Jahrg., Heft 1 (Berlin 1874). — **116 Frauenritornelle.** Der letzte Vers steht in *L* in einer von Theodor Mommsen stammenden „Ritornelle" und später in *G*. In *Ss7* S. 10 stehen nur die drei ersten Strophen. Das damals recht beliebte italienische Volksliedversmaß hat erst Storm zu einem Lied mit einem einheitlichen Grundakkord benutzt. — **Über die Heide.** 1875 entstanden nach der Beerdigung des Schwiegervaters Esmarch in Segeberg in Erinnerung an Konstanze, angeregt durch Immermanns „Geisterelend": „Ich habe besucht die waldige Heide, Die zugesehn bei unsern Küssen", eines der Lieblingslieder Storms. Der Dichter hütete sich, aus Furcht, von der Erinnerung überwältigt zu werden, lange vor einem Besuch Segebergs. 31 mal vertont, unter anderen von Brahms, A. Bungert, S. v. Hausegger, J. Pembaur. — **Mein jüngstes Kind.** Wohl an die jüngste Tochter Friederike. Zuerst gedruckt *Ss7* S. 6; 1877. — **117 Verirrt.** Als Einlage in „Zur Wald- und Wasserfreude" zuerst in der „Deutschen Rundschau", Bd. 18, Heft 3 (Berlin 1879). Vertont von Ph. Gretscher und anderen. — **An Agnes Preller.** 1878 war Storm in Varel zu Besuch bei seinem Sohne Karl, wo er in der Gattin des Neffen des Odysseemalers Preller eine Bekannte aus der Studentenzeit wiederfand. Diese Verse an ihre Tochter am 3. November 1878 an Heyse gesandt. Gedruckt zuerst *G6* S. 170 (Berlin 1880). — **Geh nicht hinein.** Die schon Juli 1878 geplanten Verse, die den Eindruck wiedergeben sollen, den der Anblick eines Gestorbenen auf jeden Menschen macht, kamen erst nach langem Zögern zustande. August 1879 in Band 20 der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht. — **119 Mit einer Handlaterne.** Zuerst *G7* S. 256. — **Komm laß uns spielen.** Am 5.—6. Oktober 1881 gedichtet An sie, die es allein versteht. Gedruckt *G7*. — **Lyrische Form.** April 1884 nach Geibels Tode in das Tagebuch geschrieben, am 14. Juni 1884 an Keller gesandt. Derselbe Gedanke schon 1854 in dem Aufsatz über „Rodenbergs Lieder" im „Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt", 1. Jahrg., Nr. 5 (Berlin 1854).

Nachlese (S. 120—146).

120 Wichtelmännchen. In dem ersten Handschriftenbande als vom April 1836 bezeichnet und ohne Überschrift. Gedruckt *L* S. 70. — **Der Bau der Marienkirche zu Lübeck.** In drei Fassungen erhalten. Die erste aus dem ersten Handschriftenbande als vom 4. November 1836, die zweite in dem Widmungsbändchen an die Eltern, die dritte um zwei Strophen länger in *V* 1846 als Lübeck 1837. Nach Gertrud Storm, Bd. I, S. 112, wo eine von der vorliegenden erheblich abweichende Fassung gedruckt ist, dem Chamisso-Schwabschen Musenalmanach vergeblich zur Aufnahme eingesandt. Die Geschichte steht unter anderen in „Lübecks Volkssagen, Legenden und Märchen" von Asmus, S. 13 (Lübeck o. J.

[1841?]) als Legende. — **122 Nur eine Locke von deinem Haar.** Nach Schütze, S. 50, aus der Lübecker Zeit. — **Dahin!** Nach Lichtenstein, S. 25, 1837 niedergeschrieben und in einem schleswig-holsteinischen Blatte veröffentlicht. — **123 Des Kindes Gebet.** Am 5. Januar 1837 geschrieben; gedruckt in *V* 1844 als Kalenderspruch für Januar mit der Überschrift Das Kind im Bette; im Stormgedenkbuch, S. 75, nach einer Handschrift gedruckt. — **Kranzwinden.** Im ersten Handschriftenband als in Kiel 37, gedruckt *V* 1846 als Kalenderspruch für Mai. — **Frühlingsankunft.** Im ersten Handschriftenband als aus dem Frühling 1839; gedruckt *V* 1850 als Kalenderspruch für März. — **124 Auf Wiedersehn.** Gedruckt im „Album der Boudoirs. Publication der Zeitschrift Europa", S. 102 (Stuttgart 1840), mit einigen Abweichungen nach einer Handschrift aus dem Nachlasse von Storms Jugendfreund Wagner im Stormgedenkbuch, S. 38. — **Im Golde, im Herzen.** Gedruckt ebenda. — **125 Die Möwe und mein Herz.** Gedruckt ebenda. In der Europa von 1843, S. 464, eine Vertonung von Oberthür. — **Goldriepel.** Als von H. W. Storm im „Lyrischen Album zu Lewalds Europa", S. 30—32 (Stuttgart 1841). Ob eine bestimmte Quelle, aus der der Zwergenname Goldriepel und der Fluß Sterze stammen würden, vorliegt, ist mir wie beim „Tannkönig" nicht bekannt. Der Inhalt des Gedichtes, der Brautraub und die Befreiung, erinnert an die Sagen von den Zwergenkönigen Laurin und Goldemar. — **127 Morgenwanderung.** Gedruckt ebenda S. 133—134, gedichtet in Kiel wie die zwei vorhergehenden und die zwei folgenden. — **Hüben, drüben.** Gedruckt ebenda S. 134—135; nach einer Handschrift im Stormgedenkbuch. Das zweite mit der Überschrift Was fehlt dir, Mutter in *L* S. 124; die dritte Strophe fehlt und die vierte lautet: Die Thräne macht das helle Aug' ihr blind, Versunk'ne Zeiten steigen auf vom Grabe usw. — **128 Repos d'amour.** Gedruckt im „Lyrischen Album zu Lewalds Europa", 1842, S. 13—14. Mit einigen Abweichungen in *L* S. 128. — **129 Das Hohelied.** Gedruckt in *L* S. 29. Nach Tönnies seit G_4 versehentlich gestrichen; siehe Lichtenstein, S. 25. — **Sonntag Abend.** Gedruckt in *L* S. 71. — **Die Jungen.** Gedruckt in *L* S. 74. — **130 Du bist so jung.** Gedruckt in *L* S. 83. — **Hörst du?** Gedruckt in *L* S. 86. — **Zum Weihnachten.** Gedruckt in *L* S. 87—88; noch in G_1 und G_2. Auf welches Märchen Storm mit Hans Bärlein anspielt, ist mir nicht bekannt. Der Beiname erinnert an den serbischen Bärensohn, der Inhalt an die zahlreichen deutschen Märchen vom Däumling, der zu ungeahnten Ehren kommt. Der letzte Vers bezieht sich auf Storm selbst. — **131 Liegt eine Zeit.** Gedruckt in *L* S. 89. — **132 Vierzeilen.** Gedruckt in *L* S. 90—91. Als vierte dort Es ist die Lieb ein Wiegenlied. Siehe S. 18. — **133 „Lebwohl."** Gedruckt in *L* S. 92—93. — **„Und blieb dein Aug'."** Gedruckt in *L* S. 94—95, als Junges Leid noch in G_1 und G_2. — **134 Durch die Lind.** Gedruckt in *L* S. 120. — **„Was ist ein Kuß?"** Gedruckt in G_2 S. 183; in *L* S. 120 nur die

zwei letzten Strophen. Die zweite beginnt dort: Was ist ein Kuß? — Du kannst den Bruder küssen, die Base auch, und sonst Verschiedne mehr. — **135 Ritter und Dame.** Gedruckt in *L* S. 121—123; auch noch in den späteren Auflagen von *G*. — **137 Traumliebchen.** Gedruckt in *L* S. 125—126. — **Gesteh's.** Gedruckt in *L* S. 127. — **138 Herbstnachmittag.** Gedruckt in *L* S. 132. — **139 Zum 9. September.** Gedruckt in *L* S. 140. — **An F. Röse.** Gedruckt in *L* S. 156. — **140 Die Julisonne schien auf ihre Locken.** Gedruckt bei Schütze S. 71 als aus der Zeit von *L*. — **Blumenduft vom Nachbarfenster.** Ebenda als aus der gleichen Zeit. — **Nachts.** Gedichtet am 14. September 1845, in den „Brautbriefen", S. 101—102, mit einer Strophe dahinter; so gedruckt im Stormgedenkbuch, S. 48, nach einer Handschrift. Ernst Lissauer, Ein verschollenes Gedicht Theodor Storms: „Westermanns Monatshefte", Bd. 54, Heft 11 (Braunschweig, August 1910) lobt die Unterdrückung des Liedes mit Hinweis auf „Zur Nacht", wo dieselbe Stimmung künstlerisch wertvoller wiedergegeben werde. Gedruckt in der Zeitschrift „Argo", S. 311 (Dessau 1854). — **Aus dem Festspiel zur Silberhochzeit der Schwiegereltern Esmarch.** Diese ganz in Mörikeschen Melodien- und Nachtstimmungszauber getauchten Verse sollen nach Schütze, S. 75, den Schluß des Auftrittes bilden, mit dem das Festspiel beginnen sollte. Storm und seine Verlobte Konstanze spielten das Liebespaar, und „Brautbriefe", S. 187, meinte der Dichter: Unsere Szene unter dem blühenden Flieder muß bezaubernd werden. — **141 Sprich! Bist du stark.** Gedruckt zuletzt in *S* S. 127, gedichtet vor dem 2. April 1846. Nach Konstanzens Tode in *G* gestrichen. — **Gasel.** Am ersten Pfingsttag 1846 entstanden, zuerst in G_1 S. 38 gedruckt, später gestrichen. — **142 Februar.** Als Kalendervers für Februar gedruckt in *V* 1848, unterzeichnet Th. St. Wahrscheinlich angeregt durch F. Röses hübsche Fastnachtsschilderung in der Baseler Faschingsgeschichte „Lälle-Königs Leben, Leiden und Tod". „Der deutsche Pilger durch die Welt", S. 43—53 (Stuttgart 1845). — **Die Kränze, die du dir als Kind gewunden.** Mit der Unterschrift Th. St. als Kalenderspruch für Mai in *V* 1849. — **Duett.** Zuerst gedruckt in G_1 S. 123—124. Später gestrichen. — **143 Widmung des Bandes „Drei Novellen".** Gedruckt in dem Bande Drei Novellen (Berlin 1861) mit der Unterschrift Heiligenstadt, 14. Juli 1861. — **144 Konstanze.** Beide Lieder im März 1870 gedichtet, veröffentlicht in der „Deutschen Dichtung", Bd. 1, S. 133 (Stuttgart 1886) und Band 2, S. 14 (Stuttgart 1887). Storm wünschte eine Anmerkung: Ich schrieb es .. einige Jahre nach dem Tode meiner verstorbenen Frau, es sind deutsche, meinetwegen schlechte Hexameter, die mehr dem Inhalt als der metrischen Form entsprechen. — **145 Zu Mutters Geburtstag.** Am 23. Juli 1878 geschrieben, der Mutter mit einem Rosenstrauß überreicht; mitgeteilt von Heinrich Keck im „Deutschen Literaturblatt", Bd. 10, Nr. 25 (Gotha 1887). — **An Frau Do.** Nr. 1 mit der Überschrift „Reisetag" in dem Tage-

buch „Was der Tag giebt" unterm 8. Oktober 1881, am 13. Oktober an Heyse gesandt. Nr. 2 als Widmung zu „Zwei Novellen. Hans und Heinz Kirch" (Berlin 1883). Eine andere Fassung, die Storm am 22. Dezember 1883 an Keller sendet, zieht er wegen zu großer Intimität zurück. — **145 An Erich Schmidt.** Widmung zu „John Riew! Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen" (Berlin 1885). — **146 Inschrift zu meinem Buch „Vor Zeiten".** 1886 gedruckt. In diesem Bande sammelte Storm seine altertümlichen Novellen. — **In schwerer Krankheit.** Veröffentlicht zuerst in *S8*, Bd. 17, S. 11 (Braunschweig 1889). — **Es kommt das Leid.** Veröffentlicht zuerst daselbst, S. 12. Zeit unbekannt. — **Im Volkston.** Veröffentlicht zuerst daselbst, S. 8. Zeit unbekannt.

Immensee (S. 147—186).

Einleitung des Herausgebers.

149$_{11}$ Angabe Schützes, S. 103. Ob das Gedicht früher entstanden ist als die Novelle, wird nicht angegeben. — $_{16}$ Die Gedichte „Junge Liebe" und „Zum Weihnachten" zeigen, daß Elisabeth Züge Berta v. Buchaus trägt. — $_{17}$ So hat Storm Pflanzen gesucht, Märchen gedichtet und gesammelt, die Kneipgelage mitgemacht, mit Harfenmädchen getändelt. Daß das Schwimmen nach der Wasserlilie auf ein wirkliches Erlebnis bei einem Havelausflug während des ersten Berliner Semesters zurückgeht, bezeugt Gertrud Storm Bd. 1, S. 137. — $_{22}$ Vgl. etwa Tiecks Novelle „Weihnachtabend" in „Novellen", 1. Bändchen (Breslau 1835). — $_{23}$ Tycho Mommsen war 1843 in Italien zur Erforschung der Pindar-Handschriften und Winter 1848—49 in Husum. — **150**$_{5}$ Nach Schütze, S. 104, schrieb Tycho an den Rand des ursprünglichen Textes: „Lebende Bilder — tote Kunst" und „Die Katze, die der Jäger schoß, macht nie der Koch zum Hasen" und „Da haben wir des Pudels Kern, eitel Prosa". — $_{16}$ff. Hingewiesen hat auf die Verwandtschaft ganz kurz Ernst Müller in dem Aufsatz „G. Reinbeck als Vorbild von W. Hauff": „Euphorion", Bd. 4, S. 323, Anm. (Leipzig und Wien 1897). — $_{25}$ Zahlreiche eingehende Besprechungen, auf deren Ergebnissen die Einleitung fußt. Neben den betreffenden Stellen bei Erich Schmidt, Schütze vgl. vor allem Bäseckes Anzeige von Eichentopfs Schrift in der „Zeitschrift für deutsche Philologie", Bd. 41, S. 526ff. (Stuttgart 1909); W. Lobsien: Theodor Storms „Immensee" („Schleswig-holsteinische Zeitschrift für Literatur", Bd. 1, S. 145—152, Altona 1906); die liebevoll zusammenfassende Abhandlung von Otto Ladendorf in der Sammlung „Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Aesthetische Erläuterungen für Schule und Haus", Bd. 4 (Leipzig und Berlin 1903); den Aufsatz von Ph. Simon: „Ein Beitrag zur inneren Entstehungsgeschichte von Storms Immensee" („Vossische

Zeitung" 1911, Sonntagsbeilage, Nr. 9). Getadelt werden mit Recht das Briefschreiben Heinrichs die ganze Nacht hindurch, die übertriebene Belohnung des Harfenmädchens durch Elisabeth, dessen ungeschickte Wiedereinführung und die Unwahrscheinlichkeit, daß die kluge Mutter Elisabeth mit Reinhard allein läßt, nachdem sich die Neigung der Tochter so unzweideutig gezeigt hat. — 31 ff. Auf die Bedeutung der Sinnbilder aus der Natur weist W. Reitz, S. 53, hin. — **151**$_{31}$ Einige Züge stammen aus Fouqués „Undine". — **152**$_{15}$ Urteile Storms über „Immensee" stehen in Briefen an Brinkmann vom 11. September 1852 und 8. August 1867; ferner „Briefe in die Heimat", S. 127. Wussow sagte, „Immensee" habe den Stempel der Klassizität und werde dauern wie Fouqués „Undine" („Briefe an seine Frau", S. 55). — 21 Fontanes Besprechung in der „Preußischen Adlerzeitung" vom 17. Juni 1853; Heyses tadelndes Lob steht im „Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes" vom 28. Dezember 1854, wiederabgedruckt in den „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen", Bd. 2, S. 132ff. (5. Aufl., Stuttgart 1911); Mörike wünschte hie und da etwas mehr individuelle Bestimmtheit (Mörike-Storm, S. 9). Rudolf Gottschalls Besprechung steht in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1853, S. 179; eine österreichische Beurteilung, auf die Fontanes Brief an Storm vom 5. November 1853 hinweist, findet sich im „Illustrierten Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung häuslicher Kreise", herausgegeben vom österreichischen Lloyd, 3. Jahrg. (Triest 1853). — 24 Bis zu Storms Tode erschienen 30 Auflagen, bis 1916 fünfzig weitere. — 26 So ins Englische: „Immensee or the old man's reverie. Translated with the permission of the author from the 8 ed. of the German by H. Clark" (Münster 1863). Außerdem sind dem Herausgeber fünf englische Übersetzungen dem Namen nach bekannt, die italienische von L. Ravasini erschien 1891. Emma Borggreve: Bienelack. Koned fa Thdr. Storm pelovepolül in volapük (Berlin 1891). — **152**$_{27}$ Der Verleger schlug zuerst eine Ausgabe mit Bildern vor. Storm wünschte Menzel oder J. Nep. Geiger; Ludwig Pietsch zeichnete schließlich die Bilder, die Storm sehr gefielen und die Freundschaft der beiden Männer vermittelten. Die Holzschnitte sind von Kretschmann, dem Steindrucker A. Menzels; Storm war über ihre Ausführung empört. Auch die Besprechung von Eggers im „Deutschen Kunstblatt", Bd. 8, Nr. 26 vom 25. Juni 1857 erhebt neben der Anerkennung der Zeichnungen Pietschs gegen den Holzschneider und Drucker ähnliche Vorwürfe. Ludwig Richter hat eine Zeichnung zu dem Gedicht „Im Walde" erscheinen lassen, Storms verschollener Jugendfreund Wagner versuchte sich an „Immensee", und 1887 erschien eine Prachtausgabe von W. Hasemann und E. Kanold. — 29 Noch 1894 nennt ein c. h. in der „Deutschen Dichtung", Bd. 15, S. 79, „Immensee" Storms beste Dichtung.

155$_{15}$ Das Märchen von den Spinnfrauen hat Storm sehr selbständig in *V* 1846 erzählt; vgl. Bd. 5 dieser Ausgabe. — **162**$_{1}$**ff.** Vgl. das Gedicht „Im Walde". — $_{20}$ff. Der Auftritt im Ratskeller wird in *V* so geschildert:

Reinhardt hatte in einer entfernten Stadt die Universität bezogen. Der phantastische Aufputz und die freien Verhältnisse des Studentenlebens entwickelten den ganzen Ungestüm seiner Natur. Das Stilleben seiner Vergangenheit und die Personen, welche da hineingehörten, traten immer mehr zurück. Die Briefe an seine Mutter wurden immer sparsamer, auch enthielten sie keine Märchen für Elisabeth. So schrieb denn auch sie nicht an ihn, und er bemerkte es kaum. Irrtum und Leidenschaft begannen ihr Theil von seiner Jugend zu fordern. So verging ein Monat nach dem andern.

Endlich war der Weihnachtabend herangekommen. Es war noch früh am Nachmittage, als eine Gesellschaft von Studenten an dem alten Eichtische im Rathsweinkeller vor vollen Rheinweinflaschen zusammensaß. Die Lampen an den Wänden waren angezündet, denn hier unten dämmerte es schon. Die Studenten sangen ein lateinisches Trinklied, und die Präsides, welche zu beiden Enden des Tisches saßen, schlugen bei jedem Endrefrain mit den blanken Schlägern aneinander, die sie beständig in den Händen hielten. Die meisten aus der Gesellschaft trugen rothe oder blaue silbergestickte Käppchen und außer Reinhardt, welcher mit in der Zahl war, rauchten alle aus langen mit schweren Quästen behangenen Pfeifen, welche sie auch während des Singens und Trinkens unaufhältlich in Brand zu halten wußten. — Nicht weit davon in einem Winkel des Gewölbes saßen ein Geigenspieler und zwei Zittermädchen; sie hatten ihre Instrumente auf dem Schooß liegen und sahen gleichgültig dem Gelage zu. Am Studententische wurde ein Rundgesang beliebt; Reinhardts Nachbar hatte eben gesungen. „Vivat sequens" rief er und stürzte sein Glas herunter. Reinhardt sang sogleich:

„Wein her! Es brennt mir im Gehirne;
Wein her! Nur einen ganzen Schlauch!
Wohl ist sie schön, die braune Dirne,
Doch eine Hexe ist sie auch!"

Dann hob er sein Glas auf und that, wie sein Vorgänger. „Brandfuchs!" rief der eine Präses und füllte Reinhardt's leeres Glas, „deine Lieder sind noch durstiger als deine Kehle." „Vivat sequens!" rief Reinhardt. „Holla! Musik!" schrie der dritte; „Musik, wenn wir singen, verfluchter Geigenpeter!" „Gnädiger Herr", sagte der Geigenspieler, „die Herren Barone belieben gar zu lustig durcheinander zu singen. Wir können's nicht gar so geschwind." „Flausen, vermaledeite, braune Lügen! Die schwarze Lore ist eigensinnig; und du bist ihr gehorsamer Diener!" Der Geigenpeter flüsterte dem Mädchen etwas ins Ohr; aber sie warf den Kopf zurück und stützte das Kinn auf ihre Zitter. „Für den spiel' ich nicht", sagte sie. „Gnädiger Herr", rief der Geigen-

peter, „die Zitter ist in Unordnung, Mamsell Lore hat eine Schraube verloren; die Käthe und ich werden uns bemühen, Euer Gnaden zu begleiten.“ „Herr Bruder“, sagte der Angeredete und schlug Reinhardt auf die Schulter, „du hast uns das Mädel totalement verdorben! Geh, und bring' ihr die Schraube wieder in Ordnung, so werde ich dir zum Recompens dein neuestes Liedel singen.“ „Bravo!“ riefen die Uebrigen, „die Käthe ist zu alt, die Lore muß spielen.“ Reinhardt sprang mit dem Glase in der Hand auf und stellte sich vor sie. „Was willst du?“ fragte sie trotzig. „Deine Augen sehen.“ „Was gehen dich meine Augen an?“ Reinhardt sah funkelnd auf sie nieder. „Ich weiß wohl, sie sind falsch; aber sie haben mein Blut in Brand gesteckt. Er hob sein Glas an den Mund: „Auf deine schönen, sündhaften Augen!“ sagte er und trank. Sie lachte, und warf den Kopf herum. „Gieb!“ sagte sie; und indem sie ihre verzehrenden Augen in die seinen heftete, trank sie langsam den Rest. Dann griff sie einen Dreiklang, und indem der Geigenpeter und das andere Mädchen einfielen, secondirte sie Reinhardt's Lied mit ihrer tiefen Altstimme. „Ad loca!“ riefen die Präsides und klirrten mit den Schlägerklingen. Nun ging der Rundgesang die Reihe durch, dazu klangen die Gläser und die Schläger klirrten beim Endrefrain, und die Geige und die Zittern rauschten dazwischen. Als das zu Ende war, warfen die Präsides die Schläger auf den Tisch und riefen: „colloqium!“ Nun schlug ein alter dickwanstiger Bursche mit der Faust auf den Tisch: „Jetzt werde ich den Füchsen einigen Unterricht angedeihen lassen!“ rief er, „das wird ihnen über die Maaßen wohlthun. Aufgemerkt also! Wer nicht antworten kann, trinkt drei pro poena.“ Die Füchse und die Brandfüchse standen sämmtlich auf und faßten jeder ihr Glas. Nun fragte das bemooste Haupt: „Was für ein Abend ist heute Abend?“ „Weihnachtabend!“ riefen die Füchse wie aus einer Kehle. Der Alte nickte langsam mit dem Kopfe. „Ei, ei!“ sagte er, „die Füchse werden immer klüger. Aber nun kommt's: „Wie viel der heiligen Könige erschienen an der Krippe zu Bethlehem?“ „Drei!“ antworteten die Füchse. „Ja“, sagte der Alte, „ich dachte nicht daran; Ihr seid ja eben erst hinter'm Katechismus weggelaufen. Aber nun geht's an die Hauptfrage! Woher, wenn's zu Bethlehem der heiligen Könige nur drei waren, woher kommt es, daß heute Abend ihrer dennoch vier erscheinen werden?“ „Aus deiner Tasche kommt es!“ sagte Reinhardt. „Heraus mit dem Buch der vier Könige, du eingefleischter Spielteufel!“ „Du knackst alle Nüsse, mein Junge!“ sagte der Alte und reichte Reinhardten über den Tisch weg die Hand. „Komm ich geb' dir Revange für deine silbernen Tressen, die du dir gestern vom Sonntagscamisol herunterschneiden mußtest. Aber heute geht's um baar Geld! Dabei schlug er an seine Westentaschen und breitete ein vergriffenes Spiel Karten auf dem Tisch aus. — Reinhardt griff in seine Taschen; es war kein Heller darin. Eine heftige Röthe stieg ihm in's Gesicht; er wußte, zu Haus in einer Schublade seines Pultes lagen noch drei Gulden; er hatte sie zurückgelegt, um ein Weihnachtsgeschenk für Elisabeth dafür zu kaufen, und dann

wieder darum vergessen. „Baar Geld?“ sagte er, „ich habe nichts bei mir; aber wart' nur, ich bin gleich wieder da.“ Dann stand er auf und stieg eilig die Kellertreppe hinauf.'

166$_{14}$ Dahinter steht in *V*: Auch die Weihnachtsbäume hatten ausgebrannt, nur aus einem Fenster brach noch ein heller Kerzenschein in das Dunkel hinaus. Reinhardt stand still und suchte auf den Fußspitzen einen Blick in das Zimmer zu gewinnen; aber es waren hohe Läden vor den Fenstern, er sah nur die Spitze des Tannenbaumes mit der Knittergoldfahne und die obersten Kerzen. Er fühlte etwas wie Reue oder Schmerz, es war ihm, als gehöre er zum ersten Male nicht mehr dazu. Die Kinder da drinnen aber wußten nichts von ihm, sie ahnten es nicht, daß draußen Jemand, wie er es zuvor von hungrigen Bettelkindern gesehen hatte, auf das Treppengeländer geklettert war und sehnsüchtig in ihre Freude wie in ein verlorenes Paradies hineinsah. Zwar hatte ihm in den letzten Jahren seine Mutter keinen Baum mehr aufgeputzt; aber sie waren dann immer zu Elisabeths Mutter hinübergegangen. Elisabeth hatte noch jedes Jahr einen Weihnachtsbaum erhalten und Reinhardt hatte immer das Beste dabei gethan. Am Vorabende hatte man immer den großen Menschen auf's eifrigste damit beschäftigt finden können, Papiernetze und Flittergold auszuschneiden, Kerzen anzubrennen, Eier und Mandeln zu vergolden und was sonst noch zu den goldenen Geheimnissen des Weihnachtsbaums gehörte. Wenn dann am folgenden Abend der Baum angezündet war, so lag auch immer ein kleines Geschenk von Reinhardt darunter, gewöhnlich ein farbig gebundenes Buch. Das letzte Mal das sauber geschriebene Heft seiner eigenen Märchen. Dann pflegten die beiden Familien zusammen zu bleiben, und Reinhardt las ihnen aus Elisabeths neuen Weihnachtsbüchern vor. So trat allmählig ein Bild des eignen Lebens an die Stelle des fremden, das vor seinen Augen stand; erst als in der Stube die Kerzen ausgeputzt wurden, verschwanden beide. Drinnen wurden Zimmerthüren auf- und zugeschlagen, Tische und Stühle zusammengerückt. — **169**$_{30}$**ff.** Dieser Band ist eine Erinnerung an Storms Band eigener Handschriften. — **177**$_{22}$ Dahinter steht in *V*: Reinhardt erzählte von seinen Reisen: „Sie leben noch immer träumerisch in dem Glanz der alten Zeiten“, sagte er. „Der Tag ging zu Ende, da wir uns durch einen nackten, schwarzäugigen Buben nach Venedig übersetzen ließen. Als nun im letzten Sonnenglanz die leuchtende Stadt aus dem Wasser aufstieg, da mußte ich, von ihrer Schönheit bewältigt, sie laut in ihrer eigenen Sprache begrüßen: „„O bella Venezia!““ rief ich die Arme ausstreckend. Der Knabe sah mich trotzig an und hielt im Rudern inne. „„E dominante!““ sagte er stolz und tauchte die Ruder wieder ein. Dann stimmte er eins von jenen Liedern an, die dort ewig neu entstehen und, bis wieder neuere sie ablösen, von allen Kehlen gesungen werden. Das Ritornell am Ende jeder Strophe ließ er langsam, wie rufend, über den Wasserspiegel hinausschallen. Der Inhalt dieser Lieder ist meist ein sehr anmuthiger.“ „Dann“, sagte die Mutter, „müssen sie anders sein als die deutschen. Was hier die Leute

bei der Arbeit singen, ist eben nicht für verwöhnte Ohren." „Sie haben zufällig eins der schlechtern gehört", sagte Reinhardt. „Das darf uns nicht irre machen. Das Volkslied ist wie das Volk, es theilt seine Schönheit, wie seine Gebrechen, bald grob, bald zierlich, lustig und traurig, närrisch und von seltsamer Tiefe. Ich habe manche davon aufgezeichnet, noch auf dieser letzten Wanderung. — 185₁₂ Dahinter steht in V: „Nach einigen Jahren finden wir Reinhardt an der nördlichsten Grenze des Landes in weiter Entfernung von den eben beschriebenen Scenen wieder. Nach dem bald erfolgten Tode seiner Mutter hatte er hier ein Amt gesucht und gefunden, und sich so in den Gang des täglichen Lebens eingereiht. Seine amtliche Stellung noch mehr als das natürliche Bedürfniß des Umganges hatte ihn mit den verschiedensten Menschen beiderlei Geschlechts zusammengeführt, und was er erfahren und geliebt hatte, trat vor den Anregungen der Gegenwart, obwohl sie mit den früheren an Stärke nicht verglichen werden konnten, mehr und mehr in den Hintergrund. So gingen mehrere Jahre hin. Allmählich kam die Gewöhnlichkeit und nutzte die frische Herbigkeit seines Gefühls ab oder schläferte sie wenigstens ein, und es wurde in den Dingen des äußerlichen Lebens mit ihm, wie mit den meisten Menschen. Endlich nahm er auch eine Frau. Sie war wirtschaftlich und freundlich, und so ging Alles seinen wohlgeordneten Gang. Dennoch mitunter, wenn auch selten, machte sich der Zwiespalt zwischen Gegenwart und Erinnerung bei ihm geltend. Dann konnte er stundenlang am Fenster stehen und, scheinbar in die Schönheit der unten ausgedehnten Gegend verloren, unverwandten Blickes hinaussehen; aber sein äußeres Auge war dann geblendet, während das innere in die Perspective der Vergangenheit blickte, wo eine Aussicht tiefer als die andere sich abwechselnd eröffnete. Dies war meistens der Fall, wenn Briefe von Erich eingelaufen waren; mit den Jahren aber kamen sie immer seltener, bis sie endlich ganz aufhörten, und Reinhardt erfuhr nur noch zuweilen von durchreisenden Freunden, daß Erich und Elisabeth nach wie vor in ruhiger Thätigkeit, aber kinderlos auf ihrem stillen Gehöfte lebten. Reinhardten selber wurde im zweiten Jahre seiner Ehe ein Sohn geboren. Er gerieth dadurch in die aufgeregteste Freude, er lief in die Nacht hinaus und schrie es in die Winde: „Mir ist ein Sohn geboren!" Er hob ihn an seine Brust und flüsterte mit weinenden Augen die zärtlichsten Worte in das kleine Ohr des Kindes, wie er sie nie im Leben einer Geliebten gesagt hatte. Aber das Kind starb, ehe es jährig geworden, und von nun an blieb die Ehe kinderlos. Nach dreißig Jahren starb auch die Frau, sanft und still wie sie gelebt hatte, und Reinhardt gab sein Amt auf und zog nördlich über die Grenze in das nördlichste deutsche Land. Hier kaufte er sich das älteste Haus in einer kleinen Stadt und lebte in sparsamem Umgange. Von Elisabeth hörte er seitdem nichts wieder; aber je weniger ihn jetzt das gegenwärtige Leben in Anspruch nahm, desto heller trat wieder die entfernteste Vergangenheit aus ihrem Dunkel hervor, und die Geliebte seiner Jugend war seinem Herzen vielleicht

niemals näher gewesen, als jetzt in seinem hohen Alter. Sein braunes Haar war weiß geworden, sein Schritt langsam und seine schlanke Gestalt gebeugt, aber in seinen Augen war noch ein Strahl von unvergänglicher Jugend.

So haben wir ihn zu Anfang dieser Erzählung gesehen; wir haben ihn selbst auf sein abgelegenes Zimmer und dann seine Gedanken auf ihrer Wanderung in die alte Zeit begleitet — **182**$_{35}$ Vgl. das Gedicht „Frauenhand", S. 53.

Posthuma (S. 187—192).

188$_{4}$ Ernst Müller-Samswegen in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1860, Nr. 41 und „Deutsches Museum", 10. Jahrg., Nr. 29 (Leipzig 1860). — $_{15}$ Brief an Brinkmann vom 28. September 1855. — $_{16}$ Mit Recht hat Marie Speyer: Raabes „Hollunderblüte", S. 21—22 (Regensburg 1908), darauf aufmerksam gemacht, daß Raabes Erzählung, die 1862 entstanden ist, denselben Stoff behandelt.

Der kleine Häwelmann (S. 193—198).

Das Wort ist dithmarsisch; vgl. Klaus Groths Gedicht im „Quickborn": „Werke", Bd. 1, S. 10 (Kiel und Leipzig 1913) und K. Müllenhoffs „Glossar" zur 9. Auflage (Hamburg 1864). Röses Märchen steht in dem Volkskalender „Der deutsche Pilger durch die Welt" (Stuttgart 1845).

Ein grünes Blatt (S. 199—220).

201$_{1}$ff. Vgl. „Theodor Storms Leben und Werke" (Bd. 1, S. 26*) und den Brief an Mörike: Mörike-Storm, S. 28. — $_{20}$ff. Vgl. Storms Briefe an Fontane vom 23. März und Ostermontag 1853 (vgl. Fontane I) und Fontanes Briefe an Storm vom 8. und 19. März und vom 11. April 1853 (vgl. Fontane II). — **202**$_{20}$ff. Zur Beurteilung wie bei „Immensee": Baesecke und Ladendorf. — **203**$_{29}$ Brief an Ernst Esmarch den Jüngeren vom 1. Mai 1885. — **204**$_{9}$ Paul Heyse in dem Aufsatz des „Literaturblattes" vom 28. Dezember 1854. „Blätter für literarische Unterhaltung", 1857, S. 179.

205$_{1}$ Das Album ist wie in „Immensee" eine Erinnerung an Storms Band eigener Handschriften. — **206**$_{4}$ff. Vgl. das Gedicht „Ein grünes Blatt". — $_{12}$ Vgl. das Gedicht „Abseits". — **220**$_{1}$ff. Vgl. das Gedicht „Regine".

Im Sonnenschein (S. 221—238).

223$_4$ „Heimatbriefe“, S. 49. — $_{15}$ Gedruckt als „Ein Brief Theodor Storms an seinen Verleger“ (Darmstadt 1905). — **224**$_8$ Heyse an Storm am 26. November 1854. Storms Erwiderung vom 8. Mai 1855. — $_{14}$ Tante Fränzchen hieß in der Wirklichkeit „Fritzchen“. Storm hat ihr absichtlich oder irrtümlich die gute Rechnergabe einer anderen Vorfahrin beigelegt und die Zeitangaben etwas verschoben. Die Hochzeit ihres Bruders Simon Woldsen war schon 1778; sie selbst zählte bei ihrem 1795 erfolgten Tode erst 18 Jahre, während Storm ihr Liebeserlebnis zeitlich vor die Hochzeit des Bruders legt (vgl. Kobes, S. 128). — $_{28}$ Den Vergleich zog zuerst Schütze (S. 144). — $_{34}$ Keller an Storm am 31. Dezember 1877 und 25. Juni 1878.

Wenn die Äpfel reif sind (S. 239—246).

240$_1$ Angabe Gertrud Storms, Bd. 2, S. 52. Storm selbst über das Werkchen. Briefe an Eggers vom 13. Juli 1856 und 6. August 1856. Pietsch konnte Storms Freude an dem Schwank nicht teilen; vgl. L. Pietsch, Erinnerungen; Gottschall gefiel er (vgl. „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1856, S. 920); der Beurteiler des „Deutschen Museums“, 10. Jahrg., Nr. 29 (Leipzig 1860) nannte das Werk einen anmutigen Schwank.

Auf dem Staatshof (S. 247—288).

249$_6$ „Heimatbriefe“, S. 121; Brief vom 19. Dezember 1858. — $_9$ Brief an Eggers vom 23. Mai 1857. — $_{14}$ „Heimatbriefe“, S. 99, vom 21. Dezember 1857 und Ludwig Pietsch, Erinnerungen. — $_{17}$ Brief an Eggers vom 11. Januar 1858. — $_{19}$ „Heimatbriefe“, S. 102; Brief vom 24. Januar 1858. — $_{20}$ Der Verleger der „Argo“, damals Trewendt in Breslau, gab auch die „Breslauer Zeitung“ heraus. Den Plan, die Novelle in der Zeitung zu veröffentlichen, entwickelt Storm an Eggers am 11. Januar 1858. Eggers wird dann den „Argo“-Druck veranlaßt haben. — $_{22}$ Über Verhandlungen mit Schindler berichtet Storm an seine Frau am 4. Juli 1858. Storm forderte 90 Louisdor, Schindler wollte nur 10 geben. Erst Juli 1859 sind die Verhandlungen abgeschlossen; vgl. „Briefe an seine Frau“, S. 88. — **250**$_5$ Bertas Vorliebe für feine Handschuhe und das Kreuz, das sie am Halse trug, läßt sich aus *L* erschließen, Berta trug ein von Storm geschenktes Goldherzchen, vgl. Binder, S. 56. — $_7$ Vgl. den Brief an die Eltern vom 19. Dezember 1858. — $_9$ Brief an seine Frau vom 7. Juli 1858: Ernst erhält wegen Quälerei eines Goldkäfers eine gewaltige Ohrfeige. — $_{13}$ Storm meinte wahrscheinlich den bei Koldenbüttel südlich Husum. — Der

Garten ist der der Urgroßmutter Feddersen, in dem ein Gartenhäuschen über dem Wasser stand. Kobes, S. 276, weist wohl unrichtig auf Hattstedt und Hohn. — 26 Tempeltey: Theodor Storms Dichtung, S. 29f. (Kiel 1867), warf Storm wegen der verschleiernden Darstellungsweise „Manieriertheit“ vor, ebenso der Beurteiler im „Deutschen Museum“ (Robert Prutz?), 10. Jahrg., Nr. 29 (Leipzig 1860).

---

265 33 Das Nest ist Kindheitserinnerung; vgl. „Briefe an seine Frau“, S. 53.

Drüben am Markt (S. 289—320).

292 16 Von Lüders erzählt Storm in „Nachgelassenen Aufzeichnungen“ (vgl. Gertrud Storm, Bd. 1, S. 167f.) und im „Bötjer Basch“. Friedeberg ist als geschichtliche Persönlichkeit ein altes Faktotum in dem Woldsenschen Handelsgeschäft; vgl. Kobes, S. 13f. Das kunstvolle Sofa war ein Familienerbstück. — 17 „Heimatbriefe“, S. 164, 167 vom 5. Februar und 6. März 1861, die wohl auf diese Novelle und nicht auf „Im Schloß“ zu beziehen sind. Weihnachten 1860 war der junge Freund des Dichters, der Seekadett von Kaisenberg, in Heiligenstadt zu Besuch, auf den die Schlußworte: Jan Ohm, ein Glas Grog! Aber ein blasses für den Doktor! zurückgehen; „Heimatbriefe“, S. 161, 174.

Veronika (S. 321—336).

322 1 Angabe von L. Pietsch, Erinnerungen. — 5 Vgl. Maria Brüll: Heiligenstadt in „Theodor Storms Leben und Entwicklung“, S. 40ff. (Münster 1915); Kobes, S. 265, will in der Mühle Westermühlen wiederkennen. — 322 18 Vgl. „Eine Malerarbeit“, wo der Auftritt im Dorf auch als Gegensatz dient, „Die Regentrude“ und „Draußen in Heidedorf“. — 30 L. Pietsch: Theodor Storm („Westermanns Monatshefte“, Bd. 25, S. 110, Braunschweig 1868) nennt die Novelle eine Verwahrung gegen die Einmischung der katholischen Kirche in das Heiligtum der Ehe. Gegen diese wohl zu weitgehende Behauptung haben die Katholiken sich mit Recht gewendet; vgl. etwa B. Stein-Westercappeln: Theodor Storm („Borromäus-Blätter“, Jahrg. 3, Heft 6, Köln 1906). — 31 Tempeltey: Theodor Storms Dichtung, S. 34 (Kiel 1867), fand den Stoff für drei Kapitelchen zu tief.

Im Schloß (S. 337—391).

339 3 Vgl. Storms Brief an Fontane vom 23. Oktober 1853. — 16 Vgl. „Heimatbriefe“, S. 168f. — 26 Februar 1862 sendet Storm die Novelle an Pietsch; vgl. Pietsch, Erinnerungen. — 340 2 Auf

dem „römischen Abend", Dezember 1861. — 5 Storm hat sich wiederholt über den Bekenntnischarakter, die Meinungen seiner Gegner und die Änderungen in der „Gartenlaube" geäußert; vgl. unter anderem „Heimatbriefe", S. 179—181, „Was der Tag gibt", 5. Oktober 1882, abgedruckt bei Gertrud Storm, Bd. 2, S. 79. — 35 Vgl. „Briefe an seine Freunde", S. 102—103. — **341**$_{30}$ Mörike-Storm, S. 43f. Als Student übte Storm mit Schwester Helene und den beiden Jensens Zwie- und Dreigesänge; wenn diese vor seiner Heftigkeit flohen, sang er mit dem kleinen Jensen Volkslieder; vgl. Gertrud Storm, Bd. 1, S. 136. Auch das Zurückstreichen des Haares ist als Eigentümlichkeit Storms bezeugt. Kobes will wohl fälschlich in Arnold Storms Vetter Jürgen wiederfinden (S. 270). Einige Züge und äußere Angaben passen auf Tycho Mommsen. Die Anregung zu der Gestalt des Hauslehrers gab sicher der Landsmann Storms, der 1860 Erzieher bei Wussow war; vgl. „Heimatbriefe", S. 160.

377$_{15}$ Vgl. das Gedicht „Im Volkston", S. 94.

Zur Gestaltung des Textes.

Zugrunde gelegt wurde für die ganze Ausgabe mit Ausnahme der Gedichte und der späteren Novellen:

Ss = Theodor Storms Sämmtliche Schriften. Erste Gesammtausgabe Band 1—14. Braunschweig. Druck und Verlag von George Westermann. 1868. 1877. 1882.

Für den Text der Gedichte war die Ausgabe letzter Hand G_7 maßgebend, für die Novellen der letzten Jahre die letzten vom Dichter beaufsichtigten Drucke. Doch sind allemal die früheren Drucke in den Zeitschriften und den Einzelausgaben herangezogen worden. Handschriften konnten nur teilweise benutzt werden. Viele von ihnen sind verlorengegangen, manche nur unvollständig erhalten, eine Reihe weit verstreut. Die Aufnahme der Lesarten verbot der beschränkte Platz. Ich habe mich nach sorgsamer Prüfung, weil sich sichere Ergebnisse doch nicht gewinnen lassen, nicht entschließen können, solch tiefgreifende Änderungen vorzunehmen, wie sie Albert Köster vorgeschlagen hat in seinen feinsinnigen „Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms[1]", die mir erst während der Drucklegung meiner Ausgabe zugänglich geworden sind. Kösters Darlegungen lassen übrigens die lehrreichen Zusammenstellungen von August Procksch: Der Wortschatz Theodor

[1] Berichte über die Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, philologisch-historische Klasse, Bd. 70, Heft 3 (Leipzig 1918).

Storms (in der „Germanisch-Romanischen Monatsschrift", Bd. 6, S. 532—562, Heidelberg 1914) weit hinter sich. Aber sichere Ergebnisse lassen sich nicht gewinnen. Denn Formen wie **Bauerhaus** und **Bauernhaus**, **andern** und **anderen**, **dunkeln** und **dunkelen**, **Hof** und **Hofe**, **jenseit** und **jenseits**, **hieher** und **hierher** und andere gehen regellos durcheinander. In der Rechtschreibung ist Storms Wortbild überall da beibehalten worden, wo eine Änderung auch auf die Aussprache zurückwirken würde. Doch sind Fremdwörter wie **Rondell** und **Kontor** nach der neuen Rechtschreibung gegeben worden, ebenso wurde überall **allmählich** statt **allmählig** geschrieben.

Über die Abkürzungszeichen *S, G, V* usw. vgl. oben, S. 396.

Gedichte (S. 1—146).

Über die herangezogenen Drucke vgl. die Anmerkungen des Herausgebers (oben, S. 396). Von der feinen künstlerischen Arbeit des Liederdichters geben die Abweichungen in den Briefen und Drucken ein sehr schönes und deutliches Bild. Zusammengestellt hat sie am genauesten Herrmann, aber das Material hat sich inzwischen bedeutend vermehrt.

Zugrunde gelegt wurde:

G_7 Berlin 1885.

Geändert wurden:

46_1 Von Katzen vergangnen *Ss*] vergangenen G_7 | **62_{22} Gräber an der Küste** bereitet ward *Ss*] bereitet war G_7 | **64_{19} Im Herbste 1850** eignen *Ss*] eigenen G_7 | $_{31}$ ebenda: in Zorne *Ss*] im Zorne G_7 | **119 Komm laß uns spielen.** in G_7 zweireihige Strophen.

Immensee (S. 147—186).

Verglichen wurden:

V 1850.

S 1851.

I = Immensee. Von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1852.

Die Fassung von *V* zeigt die in der Einleitung berührten und zum Teil in die Schlußanmerkungen aufgenommenen bedeutenden Abweichungen, die anderen Ausgaben haben nur unbedeutende stilistische Änderungen. Zu ändern war:

160_9 jenseit] jenseits alle Drucke | **162_5** Sie] Die *Ss* | **166_{13}** Weihnachtabend *S*] Weihnachtsabend *Ss* | **168_5** zu ordnen und hinter Fund *VSI* | **169_{18}** und *VSI*] Der *Ss* | **180_{31}** in einem Gewirre von Wasserpflanzen hinter sich *VS*.

Posthuma (S. 187—192).

Verglichen wurden:

S 1851.

In der Sommermondnacht. Novellen von Theodor Storm. Berlin 1860. Verlag von Heinrich Schindler. S. 79—86.

Der Text steht schon seit der Ausgabe von 1860 durchaus fest.

Der kleine Häwelmann (S. 193—198).

Verglichen wurden:

V 1850.

S 1851.

B = In der Sommermondnacht. Novellen von Theodor Storm. Berlin 1860. Verlag von Heinrich Schindler. S. 87—95.

In den älteren Ausgaben zeigen sich mannigfache stilistische Abweichungen, bis der Text in dem Drucke von 1868 festgelegt wird.

Geändert wurde:

197_{19} hinter schnarchen eingefügt nach *B*: „So will ich in den Himmel fahren!" rief Häwelmann, „alle Sterne sollen mich fahren sehen!"

Ein grünes Blatt (S. 199—220).

Verglichen wurden:

A = Argo. Belletristisches Jahrbuch für 1854. Herausgegeben von Theodor Fontane und Franz Kugler. Dessau. Druck und Verlag von Gebrüder Katz. 1854.

E = Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten von Theodor Storm. Berlin 1855. Verlag von Heinrich Schindler.

Der Druck von *A* zeigt die in der Einleitung berührten Abweichungen, sonst sind nur leichte, stilistische Schwankungen zu erwähnen.

Geändert wurde:

209_{32} schreitet *AE*] schreiet *Ss*.

Im Sonnenschein (S. 221—238).

Verglichen wurde:

Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. 1854.

Der Text ist fast wörtlich derselbe.

Wenn die Äpfel reif sind (S. 239—246).

Verglichen wurden:

Argo. Album für Kunst und Dichtung. Herausgegeben von Friedrich Eggers, Th. Hosemann, Franz Kugler. Breslau. Verlag von Trewendt und Gravier. 1857. S. 15—19 mit einer Initiale von C. Arnold.

In der Sommermondnacht. Novellen von Theodor Storm. Berlin 1860. Verlag von Heinrich Schindler. S. 66—77.

Der Text der „Argo“ zeigt zahlreiche stilistische Abweichungen.

Auf dem Staatshof (S. 247—288).

Verglichen wurden:

A = Argo. Album für Kunst und Dichtung. Herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. v. Lepel. 1859. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt.

B = In der Sommermondnacht. Novellen von Theodor Storm. Berlin 1860. Verlag von Heinrich Schindler. S. 1—66.

Der „Argo“-Text zeigt einige sachliche, beide Ausgaben haben zahlreiche kleine stilistische Abweichungen.

Geändert wurden:

265$_{37}$ in *A B*] im *Ss* | **275**$_{18}$ mir vor erzählen wie *A B* | $_{23}$ des Hauses hinter Seite wie *A B*.

Drüben am Markt (S. 289—320).

Verglichen wurden:

„Über Land und Meer“. 3. Jahrg., Nr. 37—38. Stuttgart 1861.

Drei Novellen von Theodor Storm. Berlin 1861. Verlag von Heinrich Schindler.

Der Text in „Über Land und Meer“ weicht im Stil an zahlreichen Stellen von dem späteren ab.

Veronika (S. 321—336).

Verglichen wurde:

D = Drei Novellen von Theodor Storm. Berlin 1861. Verlag von Heinrich Schindler.

Der Text stimmt mit dem zugrunde gelegten überein.

Geändert wurden:

323$_{16}$ intelligentem] intelligenten *Ss* | **328**$_{19}$ jenseit *D*] jenseits *Ss*.

Im Schloß (S. 337—391).

Verglichen wurden:

G = Gartenlaube, 10. Jahrg., Nr. 10—12. Leipzig 1862.

A = Im Schloß. Von Theodor Storm. Münster. Verlag der E. C. Brun'schen Buchdruckerei. 1863.

Die bedeutenden Abweichungen der „Gartenlaube“ hat die Einleitung des Herausgebers berührt; es fehlen auch die Kapitelüberschriften. Die beiden anderen Drucke haben verschiedene kleine, stilistische Unterschiede gegenüber dem zugrunde gelegten Text.

Geändert wurden:

344$_{23}$ Dohnenstieg *G*] Dohnensteig *A Ss* | **352**$_{24}$ Rittersaals *G*] Reitsaals *A Ss* | **353**$_{24}$ jenseit] jenseits *G A Ss* | **366**$_{36}$ Bauertracht *G*] Bauerntracht *A Ss* | **389**$_{23}$ hie *G*] hier *A Ss*.

Alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte.

Inhalt.

Gedichte.

Nachlese zu den Gedichten.

Storms Werke.

Inhalt.

Band 1.

Band 2.

Band 3.

Band 4.

Band 5.

Band 6.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.